Barbary states I O.

Statistisch-geographische

Beschreibung

der

Afrikanischen Seeräuberstaaten

Algier, Tunis, Tripoli

und der Reiche Fez und Marokko.

Mit

einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung und der bisher von Europäischen Mächten gegen sie unternommenen Kriege,

nebst

der ausführlichen Erzählung der neuesten Expedition der Engländer gegen dieselben.

Aus den besten Quellen.

Mit einer Charte.

Erstes Heft.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1817.

[illegible]

Die Veranlassung dieser Schrift ist zwar zunächst ein Zeitgegenstand, wie es schon die Ansicht des Titels giebt, nämlich die „Englische Expedition gegen Algier," aber nichts desto weniger ist auf die Bearbeitung derselben aller Fleiß verwendet, und die besten Hülfsmittel sind benützt worden. Unter die letztern gehören namentlich:

In Absicht auf Algier: Des Hrn. v. Rehbinders (ehemal. Dän. Consuls in Algier) Nachrichten und Bemerkungen über den Algier'schen Staat. 3 Theile, mit Kupf. u. Charten. gr. 8. Altona 1798—1800. (8 Thlr. 12 Gr.)

Und in historischer Hinsicht: Robertsons Geschichte Kaiser Karl V., a. d. Engl. von Remer. gr. 8. Braunschweig 1778.

Uebersicht des Inhalts.

A

Kurze historisch-geographisch-statistische Uebersicht der Barbarey oder der drey republikanischen Seeräuber-Staaten Algier, Tunis und Tripoli, nebst dem Reiche Fetz und Marokko.

Die Barbarey begreift denjenigen Theil des nördlichen Afrika, wo in alten Zeiten die Landschaften Mauritanien, Numidien, Terra punica oder Africa propria, mit der mächtigen Hauptstadt Karthago — und Cyrenaica waren. Die von einer Tyrischen Kolonie, unter der Anführung der Dido, um das Jahr der Welt 3100. erbaute, und nachmals so berühmt gewordene Stadt Karthago brachte nicht nur einen großen Theil der Afrikanischen Nordküste unter ihre Bothmäßigkeit, sondern breitete auch ihre Herrschaft jenseits des Meeres über Spanien und die zu Italien gehörigen Inseln aus. Rom, welches nach der Oberherrschaft der Welt strebte, führte deßwegen mit dieser Nebenbuhlerin die drey Punischen Kriege, und hatte das Glück, sie im J. 3858. durch den Scipio Afrikanus II. in ihre Gewalt zu bringen. — Bey der Theilung des römischen Kaiserthums ward dasselbe zum abendländischen Reiche geschlagen. Diesem wurde es im J. Chr. 427. durch die Vandalen (die von Spanien aus mit ihrem Könige Genserich

herüber kamen), entrissen, welche hier ein Königreich errichteten, das aber im J. 534. vom Griechischen Kaiser Justinian I., unter Anführung seines Generals Belisar, zerstöret wurde. Im J. 697. eroberten die Saracenen, unter der Regierung des Khalifen Abdalmalek, die Stadt Karthago, und brachten nicht nur die dazu gehörigen Afrikanischen Länder, sondern auch noch beynahe ganz Spanien in ihre Hände. Bey dem Verfalle des Arabischen (Saracenischen) Khalifats entstanden hier verschiedene Dynastien, die sich aber gegenseitig zu Grunde richteten. Die merkwürdigste ist die Dynastie der Scherifs, oder sogenannten Kaiser von Fetz und Marokko, welche von Muhamed abstammen wollen. Dieses Reich, nebst den drey ehemaligen Königreichen, nunmehrigen Republiken Algier, Tunis und Tripolis, welche letztere seit den Jahren 1520., 1551. u. 1570. mehr oder weniger unter Türkischer Oberherrschaft stehen, sind die einzigen Ueberreste des großen arabischen Khalifats, die nicht von andern Nationen verschlungen worden. Denn obgleich die Spanier und Portugiesen, nachdem es ihnen gelungen war, die Saracenen gänzlich zu vertreiben, verschiedene Versuche gemacht haben, sich die gegenüber liegende Afrikanische Küste zu unterwerfen; so haben sie doch weiter nichts ausgerichtet, als daß sie einige Plätze auf derselben eroberten, die sie zum Theil noch, jedoch mit geringem Vortheile, besitzen.

In diesen, gegenwärtig großentheils unangebauten Ländereyen, welche einst der Schauplatz vieler großen Begebenheiten, der Sitz zweyer mächtigen Reiche, das Vaterland eines erfinderischen und handeltreibenden

Volkes und mehrerer in der Geschichte merkwürdigen Männer, waren — kann man die Vergänglichkeit menschlicher Größe in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; denn selbst mit Beyhülfe der besten ältern Erdbeschreiber hält es schwer, diejenigen Stellen aufzufinden, wo ehemals die berühmtesten Städte lagen. Die Zerstörung der reichsten und blühendsten Oerter, welche größtentheils in Steinhaufen verwandelt sind, scheint jedoch mehr eine Folge der Kriege als der Zeit zu seyn: so wie der Untergang der beyden mächtigen Reiche den Verfall des Handels und des Ackerbaues nach sich gezogen hat, an deren Stelle jetzt Despotismus und Unwissenheit getreten sind, wodurch eines der schönsten Länder gleichsam in eine Wüste verwandelt worden ist.

Den Namen Barbarey, richtiger Berberey, führen diese Staaten von dem ursprünglichen, noch jetzt die Gebirgs-Gegenden bewohnenden Volke Breber oder Berber, d. h. Hirten-Völker, welche für Nachkommen der Kanaaniter gehalten werden. Erst gegen Ende des 15ten Jahrhunderts haben die Europäer, und zwar zuerst die Spanier (als unter Ferdinand dem Katholischen die Mauren und Juden aus Spanien vertrieben wurden, und nach eingeführter Inquisition grausame Verfolgungen gegen Ketzer und Unglaubige immer mehr um sich griffen), angefangen, die Bewohner der jetzigen Barbarey ihrer ihnen lästigen Seeräubereyen wegen für Feinde der Christen und des Christenthums zu halten, und verächtlicherweise Barbaren zu benennen.

Die Gränzen sind gegen Abend das atlantische und gegen Mitternacht das mittelländische Meer, gegen Morgen Aegypten und der Türkische Theil von Barka, und gegen Mittag die große Wüste Sahra.

Die Staaten der Barbarey erstrecken sich von dem 35° bis zum 70° 30′ in der Länge von Osten nach Westen, und vom 27° bis 38° nördlicher Breite, und begreifen einen Flächenraum von etwa 26,000 geograph. oder deutschen Quadrat-Meilen.

Der Boden ist, ausser einigen, im Süden befindlichen dürren Sand-Wüsten, sehr fruchtbar, jedoch bey weitem nicht gehörig angebaut: theils weil der Landmann in steter Furcht lebt, entweder durch sein eigenes Regierungs-Oberhaupt oder durch seine Nachbarn der Früchte seiner Arbeit beraubt zu werden, theils weil das Land so volkåarm ist, und die häufigen Kriege dem Ackerbaue die nöthigen Hände entziehen.

Das vorzüglichste Gebirge ist der Atlas, welcher sich vom 41° östlicher Länge bis an den atlantischen Ocean erstreckt, oft durch schöne Thäler und Ebenen unterbrochen wird, und auch Aeste gegen Süden hin verbreitet. Diejenige Kette, welche in südöstlicher Richtung Marokko von der Sahra-Wüste trennt, wird der große, und der mit der Nord-Küste mehr parallel laufende Theil der kleine Atlas genannt. Obgleich Berge darunter sich finden, deren Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, so erreicht doch im Allgemeinen ihre Höhe nicht die der Alpen und Apenninen.

Unter den Flüssen, welche mehrentheils auf dem Atlas-Gebirge entspringen, und in die beyden Meere sich

ergießen, sind die größten: der Mejerda oder Bagradu, der Mulvia, Massafran und Schelbif, welch' letzterer aus der Sahra herkommt; auch sind Steppenflüsse und Binnen-Seen, von welchen der Schitt und Laka oder Landia zu bemerken sind, vorhanden.

Ungeachtet die sämmtlichen Staaten zu den heißen Ländern gehören, so ist doch die Luft an den Küsten und in den Gebirgs-Gegenden gemäßigt, ja in letztern, wenn der Schnee zuweilen einige Monate liegen bleibt, sogar recht kalt. In dem Innern des (platten) Landes herrscht eine empfindliche Hitze, und in den Monaten July und August ist daselbst der Südwind (Chamsin), wenn er mehrere Tage hintereinander weht, erstickend. Die Pest-Krankheit und Erdbeben pflegen auch öfters große Verheerungen anzurichten.

Vom Monat July bis Oktober steht das ganze Land wie von der Sonne verbrannt und vertrocknet da. Die später fallenden Regen erfrischen und beleben die Natur. Schon im Januar sind die Wiesen mit unzähligen Blumen geschmückt, und in den zwey Monaten April und May steht das Pflanzenreich in seiner ganzen Pracht da. Palmbäume gibt es sehr viele; ihre Früchte sind die Datteln, von welchen die besten aus Tafilet kommen. — Im Meeres-Striche wachsen die besten Südfrüchte, welche Italien hervorbringt. Von den hiesigen Olivenbäumen stammen die Provenzer in Frankreich her, welche das vorzügliche Baumöhl geben. Die Waldungen längs der Küste bestehen aus Kork- und aus Eichen-Bäumen, deren Eicheln wie Kastanien schmecken. Die Artischocken

und der Häfer wachsen wild. Gummi wird aus den Akazienbäumen gewonnen. Der Landbau ist auf Weitzen, Gerste, und (im Staate Algier) auf Reis, Mais und eine Hirsenart, Drah genannt, gerichtet. Die Erndte wird gewöhnlich zu Anfang des Juny gehalten, und ist, wenn die Heuschrecken das Land verschont haben, sehr ergiebig.

Unter den in der Haushaltung nützlichen Thieren ist das Kameel als Lastthier das vorzüglichste, besonders da es die größte Hitze, stärkste Arbeit und mehrtägigen Hunger und Durst ertragen kann. Die Pferde, welche ausnehmend viel Feuer und einen sehr sichern schnellen Gang haben, haben viel von ihrem ehemaligen Ruhme der Schönheit verloren, da auf ihre Zucht im Lande wenig Fleiß mehr verwendet wird. Schaafe mit Fett-Schwänzen, und deren Wolle ihrer Feinheit und Weisse wegen sehr geschätzt wird, sind sehr häufig. Das Rindvieh ist hier magerer und kleiner als das europäische; die Kühe geben nur wenig und schlechte Milch, die Stiere sind ganz zahm und gelehrig. Esel und Maulthiere gibt es in Menge. Der Hund verliert in der Barbarey fast ganz seine gesellige Eigenschaft, ist blutdürstig und heißhungrig, und frißt sogar Menschenfleisch. Die Haare der Ziegen werden hier zu Zelten und Tauwerk benützt. Wilde Schweine, Affen, welche öfters den Obstgärten und Fruchtfeldern sehr gefährlich werden, Hasen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Tieger, Füchse, Stachel-Schweine, Gazellen, Antilopen und Chamäleons sind häufig. Seekälber, Schildkröten werden an der Küste angetroffen. Die Schlangen erreichen

chen zuweilen eine Länge von 9—12 Fuß. Die Strau-
ße leben wild in den Wüsten. Störche kommen im
Januar hier an, und ziehen im May wieder weg
über's Meer nach Europa. Tauben, Rebhühner,
Hühner und Raubvögel sind häufig vorhanden. Wohl-
schmeckende Fische sind sehr gewöhnlich. Die Bienen
legen in die Felsen und Bäume lieblichen Honig nie-
der. Die Heuschrecken, die in ungeheuren Schaaren
von Süden her ziehen, richten, so wie die Raupen
und gewisse Wurmarten, öfters großen Schaden an:
Flöhe, Wanzen und Fliegen sind Plagen der Men-
schen und Thiere.

An Mineralien findet sich Eisen, Kupfer, Zinn,
Bley, Spießglas, Bergkrystall, Gips und Kalkstein,
Walker- und Seifen-Erde, Salpeter und Schwefel,
zum Theil im Ueberflusse; am häufigsten aber ist Salz
vorhanden, welches aus Quellen, Teichen oder Be-
hältern, aus dem Meere und den Bergen gewonnen
wird. An Schwefel- und an mineralischen Wassern,
die theils lauwarm, theils sehr heiß sind, ist kein
Mangel.

Die Einwohner machen in sämmtlichen Staa-
ten zwey Haupt-Klassen aus. 1) die alten Einge-
bornen, oder die schwärzlichen Kabylen oder Ber-
bern, auch Schilha genannt, welche von den Mau-
ren nach und nach in die Gebirge verdrängt wurden,
wo sie zum Theil in Dörfern, welche aus großen
Reihen viereckiger aus Leimen erbauter Häuser mit
Schießlöchern und Thürmen bestehen, oder in Zelten,
meist in unzugänglichen Gegenden, unter eigenen Chaiks
oder Anführern (ganz unabhängig von der Türkischen

Oberherrschaft), wohnen; und 2) die fremden Ankömmlinge. Zu letzteren gehören a) die braunen, zur muhamedanischen Religion sich bekennenden Mohren oder Mauren, welche in Stadt- und Land-Mauren (welch' letztere unter Zelten wohnen, und Ackerbau auch Viehzucht treiben), eingetheilt werden, auch den zahlreichsten und wohlhabendsten Theil der Landes-Einwohner ausmachen; b) die Türken (deren männliche mit inländischen Weibern erzeugten Nachkommen Coloris heißen), welche (die in Fetz und Marokko ausgenommen) große Vorrechte genießen, zum Theil in Ehren-Aemtern stehen, meistens aber Land- oder See-Soldaten sind, die aus der Hefe des ottomannischen Pöbels herkommen, und so große Gewaltthätigkeit ausüben, daß sie öfters die Regierungs-Oberhäupter nach Gefallen ab- und einsetzen; deren Anzahl übrigens so gering ist, daß man wohl 200 Mauren gegen Einen Türken rechnen kann. c) die eigentlichen Araber, deren es hin und wieder mehrere Stämme gibt, die sich theils völlig frey und unabhängig, theils als tributär an die Landes-Regierungen erhalten haben; meist von Viehzucht sich nähren, zum Theil aber auch in Felsenhöhlen und unter der Erde leben, und eine blos räuberische Lebensart führen; d) Juden, die sich selbst Philister d. h. Leute aus Palästina nennen, überall umher zerstreut leben, und den auswärtigen, auch Wechsel-Handel treiben, sich überdieß ausschließlich mit Schlachten des Rindviehes und Verarbeitung der edlen Metalle beschäftigen, übrigens aber sich mit Verachtung behandelt sehen müssen; e) die Neger, welche meistens Sklaven aus

Guinea und Nigritien, einige aber auch freye sind; f) Renegaten oder ehemalige Juden und Christen, die in Hoffnung, ihr zeitliches Fortkommen zu verbessern, zur muhamedanischen Religion übergetreten sind, gewöhnlich aber, als nichtswürdige Leute, von Mauren und Christen verachtet werden; g) Christen, die entweder durch Seeräuberey in Gefangenschaft gerathen sind, oder als Consuls und Kaufleute sich hier aufhalten.

An den unentbehrlichsten Handwerkern ist zwar kein Mangel; eigentliche Industrie-Artikel aber sind, — die berühmten marokkanischen Leder-, zum Theil auch Seide-Arbeiten, und die in Algier mit Golddrath gestickten Tücher, so wie die Tunesischen rothen Mützen, Tücher und Leinenzeuge ausgenommen, — von keinem Belange.

Die Gesammt-Bevölkerung kann, aus Mangel an zureichenden Nachrichten, nicht bestimmt angegeben werden, und möchte zwischen 12 und 16 Millionen Seelen betragen.

Die Landes-Regierung ist verschieden. Die 3 Raub-Staaten, Algier, Tunis und Tripoli, haben eine militärisch-aristokratisch-republikanische Verfassung, und stehen gewissermaßen unter der Oberherrschaft des Osmanischen Sultans, zahlen demselben einen jährlichen Tribut, oder machen ihm Geschenke, und stellen ihm auch in Kriegszeiten zuweilen eine Anzahl Kriegs-Schiffe zu Hülfe. Die höchste Gewalt ist in den Händen des Divans oder Staatsrathes, welcher aus dem Staats-Sekretär, Schatzmeister, Admiral und dem Aga und einigen andern der vornehm-

sten Anführer der Türkischen Miliz, welche jährlich aus der Türkey durch daselbst gestattete freywillige Anwerbung rekrutirt wird, besteht, und an dessen Spitze ein aus der Mitte dieser hiesigen osmanischen Offiziere gewähltes Oberhaupt steht, welches in Algier den Namen Dey, in Tunis und Tripoli aber den Namen Bey führt. Dieses Oberhaupt soll zwar in der Regel lebenslänglich regieren; der Regenten-Wechsel ist indessen sehr häufig, indem, wenn Jemand, und wär' es nur ein gemeiner Soldat, sich bey der Miliz in Ansehen zu setzen, oder eine beträchtliche Parthey auf seine Seite zu bringen weiß, und den Muth hat, den regierenden Bey oder Dey zu ermorden, nicht selten der Mörder an dessen Stelle tritt; dieser kann aber durch einen eben so Verwegenen oft wieder verdrängt werden, wie es denn schon geschehen ist, daß innerhalb 24 Stunden 6 verschiedene Dey's in Algier auf dem Throne saßen, die alle bis auf Einen innerhalb dieser kurzen Zeit um's Leben gebracht wurden. Die Abhängigkeit von dem Groß-Sultan wird mit der Entfernung geringer, wie z. B. der Dey von Algier, der zugleich jedesmal Pascha ist, des Divans ungeachtet, beynahe souverän regiert, und sich nur als einen Bundsgenossen der Pforte betrachtet.

Der bey uns sogenannte Kaiser von Fetz und Marokko, welcher sich Sultan und einen Herrn des Westen nennt, erkennt die Oberherrschaft des Türkischen Kaisers nicht an, und wird durch keinen Divan eingeschränkt, sondern herrscht völlig despotisch (in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten).

Da die Einkünfte zum Theil von den Beuten zur See, welche sehr ungewiß sind, und von den willkührlichen Erpressungen im Lande abhängen, überdem zu wenig von der innern Verwaltung des Landes den Ausländern bekannt wird, so können folgende Angaben nicht für untrüglich gehalten werden: Man schätzt nämlich die Einnahme von Tripolis auf 500,000 Piaster (1200,000 Gulden), von Tunis auf 350,000 Piaster (840,000 fl.), von Algier auf mehr als 670,000 Piaster (oder über 1600,000 fl.). Der Bey von Tunis, dessen Reich nicht in Statthalterschaften abgetheilt ist, erhebet den Tribut aus den verschiedenen Distrikten in eigener Person. Zu solchen Reisen verstehet sich auch zuweilen der Bey von Tripoli. Der Dey von Algier hingegen läßt sich eine bestimmte Summe von den Statthaltern in Constantine, Mascara und Titeri zahlen, anderer Quellen der Kopfsteuer der Juden, Zölle rc. nicht zu erwähnen. Die Einkünfte des Kaisers von Marokko werden auf 2 bis 2¾ Millionen Piaster (4 bis 6 Millionen Gulden), aber wahrscheinlich wie die obigen viel zu gering, geschätzt. — Beynahe alle europäischen Seemächte zahlen diesen vier sogenannten Raubstaaten, um bey ihrer Handlung im mittelländischen Meere nicht gestört zu werden, einen jährlichen Tribut oder Geschenke, welche sich auf etwa 1½ Millionen Gulden jährlich belaufen mögen.

Anmerk. Die Nachrichten von der Handlung, Kriegsmacht und Seeräuberey dieser Staaten werden in einem besondern Abschnitte nachgetragen werden.

Der Algierische Staat.

Das Algierische Reich, welches das alte *Numidia Massasyli* und *Mauritania caesarensis* enthält, gränzt gegen Abend an das Marokkanische Gebiet, gegen Mitternacht an das mittelländische Meer, gegen Morgen an Tunis, und gegen Mittag an die Wüste Sahra, worin selbst einige Gegenden dieses Reiches sich verlieren. Es erstreckt sich von 6 Minuten westlicher, bis zu 9° 15′ östlicher Länge, den ersten Meridian vom Londner Observatorio an gerechnet, und liegt zwischen dem 37 und 32° nördlicher Breite: so daß die Größe desselben ungefähr 4218 geograph. Quadrat-Meilen ausmachen wird.

Der Boden ist im Allgemeinen und bis an die Gränze der Wüste Sahra hin, vorzüglich aber auf der Küste und in den zahlreichen Thälern, fruchtbar und ergiebig; hat aber viele und große unbebaute und unbewohnte Strecken, die zu der Römer Zeiten sorgfältig angebaut waren. Im Innern des Landes fangen noch dazu jene schauervollen Wüsten, welche gleichsam allein von Löwen, Tigern und Straußen ꝛc. bewohnt sind, und jene ungeheuren Sandmassen an, die den daselbst herumirrenden Reisenden nicht weniger, als das stürmische Meer dem Seemann, gefährlich sind. Die Algierische, sehr weitläufig gedehnte Meeres-Küste, ist größtentheils felsicht, selten abhängig und sandig, hin und wieder sehr steil, hoch und unzugänglich. Im letzteren Falle ist das Meer unten am Felsen schon sehr tief. Die europäischen Seeleute pflegen auch im

Allgemeinen die hiesige Küste zu fürchten, und zwar erstlich, weil sehr häufig in der Nähe sich einzelne, beynahe gänzlich vom Meere bedeckte Felsen befinden, welche bey heiterem Wetter wegen der Brandung, welche sie verursachen, zwar ziemlich kenntlich sind, aber bey eintretender stürmischer Witterung, und vorzüglich bey starken Nordwinden, welche übrigens, weil sie die Schiffe nach dem hiesigen Ufer zu treiben, für Seefahrende die gefährlichsten sind, nicht leicht in einiger Entfernung bemerkt werden. Sodann auch wegen eines in der Nähe des hiesigen Ufers befindlichen starken Stromes, der nach den Berichten der Seeleute von Abend nach Morgen geht, und jeden Schiffer, dem dieses besondere Phänomen unbekannt ist, in der Berechnung seines Courses oft ausserordentlich irre leitet, und zwar um so viel mehr, weil sonst in dem mittelländischen Meere ein von Morgen nach Abend gehender, und in der Meer-Enge von Gibraltar vorzüglich starker Strom bemerkt wird. Ebbe und Fluth wird auf der Algierischen Küste nicht wahrgenommen, und selbst bey den sorgfältigsten Beobachtungen sind die Resultate dergestalt schwankend geblieben, daß man, ohne Gefahr zu irren, behaupten kann, die Wirkungen der Ebbe und Fluth seyen hier stets unmerklich. Der sicheren, geräumigen und dabey bequemen Seehäfen gibt es nur wenige; die besten sind die zu Oran und Arseo.

Die meisten und ansehnlichsten Flüsse finden sich in den nordischen Distrikten, so wie in den bergigten Strecken, und ergießen sich in das mittelländ. Meer; zu diesen gehören der Malva, Tafra, Serbetis

und Mazaffran. Der Schellif, unstreitig der ansehnlichste Fluß, entspringt in der Wüste Sahra, geht durch den sogenannten Titteri-See, und fließt endlich auch in's mittelländische Meer; der Fluß Susellim ist der einzige, der von Westen nach Osten lauft.

Das vorzüglichste Gebirge ist der Atlas, welcher den Hauptstamm einzelner zerstreut herum liegender Gebirge Nord-Afrika's bildet, deren südliche Kette unter dem Namen: der große Atlas (der Atlas major der Alten, hier im Lande unter dem Namen Tell am mehrsten bekannt), das fruchtbare Land von der Wüste scheidet, die nördliche damit gleichsam parallel laufende Bergreihe aber der kleine Atlas genannt wird. Einzelne Theile des Atlas, z. B. das Gebirge Wannashrehe in der Provinz Mascara, und der Jurjura (der höchste Berg in der Barbarey), sind sogar, oft in dürren Gegenden, ununterbrochen mit Schnee und Eis bedeckt. Der Titediroscho, Felicia, Woosgar, Jbbel-Aureß und Trara gehören ebenfalls zu den ansehnlichsten Gebirgen; die beyden Vorgebirge Cap-Hone (Promontorium magnum) und Cap-Figalo (Portus Deorum) waren schon im Alterthume merkwürdig.

Von den Produkten, Einwohnern u. s. w. ist bereits in der allgemeinen Uebersicht von der Barbarey das nöthige angezeigt.

Das ganze Algierische Gebiet wird füglich in vier Haupttheile eingetheilt: 1) das Gebiet der Stadt Algier; 2) die westliche Provinz, oder die Provinz Mascara; 3) die mittlere oder südliche Provinz Titeri genannt, und 4) die östliche Provinz, oder die Provinz Constantine.

r) Das Gebiet der Stadt Algier

begreift, ausser der Hauptstadt, die Stadt Colleah und einige besondere Distrikte, welche 3 bis 8 deutsche Meilen von Algier entfernt sind.

Algier oder Argelist, Al Je Zeire, von den Türken die kriegerische Stadt genannt, das alte Icosium — diese, der Seeräuberey ihrer Einwohner wegen schon lange berühmte Stadt, mit 80,000 (nach Einigen 100,000) Einwohnern, worunter etwa 15000 Juden sich befinden, liegt auf der abhängigen Seite eines gebirgigen Ufers am mittelländischen Meere, zeigt sich von der See-Seite in der Form eines Amphitheaters, und hat nur 1½ Meilen im Umfange, zählt 5 Thore, und ist mit einer etwa 30 Fuß hohen Mauer von einer sehr soliden Masse umgeben; die Häuser (deren etwa 10,000 sind), stehen stufenweise übereinander, und haben grössentheils die Aussicht auf die See, sind aber, so wie die Straßen, meist in einem sehr schlechten Zustande. Die Befestigungswerke nach der Land-Seite zu sind zweckwidrig angelegt und von sehr geringer Bedeutung; auch dienen die um die Stadt herumliegenden kleinen Forts oder Castelle (in deren einem, Aloazava genannt, der große Staats-Schatz aufbewahrt wird), eben so wenig als die Stadt selbst, die Stadt von der Land-Seite zu beschützen: da alle von den umherliegenden Bergen und Anhöhen, wovon ein erfahrener Feind sich bald Meister zu machen wissen würde, mit Vortheil angegriffen werden können. Die vielen einzelnen Befestigungswerke, die man auf der See-Seite findet, liegen größtentheils unmittelbar am Ufer des Meeres, und sind ei-

gentlich dazu bestimmt, um die Stadt und den Hafen von der See-Seite zu schützen. Die sämmtlichen Aussenwerke bestehen aus 3 Castellen und mehreren offenen Batterien, welche größtentheils durch verdeckte Gänge miteinander verbunden sind. Eines dieser Castelle, das sogenannte Englische, dessen Wälle und Befestigungswerke von harten Quadersteinen aufgeführt sind, liegt der Stadt zunächst, auf einer felsigten Anhöhe, in deren Nähe das Ufer abhängig und sandig ist, hat zwar keinen eigentlichen Graben, ist aber doch zur Verhinderung einer Landung zweckmäßig angelegt. Das zweyte Castell liegt unmittelbar auf einem isolirten Felsen am Ufer, von harten Felssteinen aufgeführt. Das dritte, auf einer felsigen Erdzunge (dem Molo) gelegene Castell, Ponte piscator genannt, ist das gröste und ansehnlichste, auch hinreichend mit Kanonen von ansehnlichem Caliber versehen. — Das sogenannte Kaiser-Schloß, zu welchem Karl V., während seines unglücklichen Zuges gegen Algier im J. 1541. den Grund gelegt hat, ist ein recht wohl befestigtes, oberhalb der Stadt, auf einem felsigen Gebirge liegendes, nicht unbeträchtliches Castell, dessen auf den Wällen angebrachte Kanonen nicht nur die umherliegende Gegend zwischen demselben und der Stadt, sondern sogar selbst einen Theil der letzteren und auf der See-Seite eine ansehnliche Strecke, vorzüglich die Gegend, wo einige, zum Theil unterirdische und in Felsen gehauene Pulver-Magazine sich befinden, bestreichen; das aber jedoch von einem benachbarten noch höher gelegenen Gebirge aus mit Vortheil beschossen werden könnte.

Die auf dem sogenannten Molo in der Nähe der Stadt errichteten Marine-Gebäude sind nach der See-Seite zu mit bedeckten und offenen Batterien versehen, und dienen nicht allein zur Deckung des Hafens, sondern auch vorzüglich zur Vertheidigung der Stadt von der See-Seite. Sie sind oben und unten mit zahlreichen Kanonen bepflanzt. Die untersten Batterien sind bedeckt, niedrig, nur wenig über die Oberfläche des Meeres angelegt, und mit 18, 24 und 36pfündigen Kanonen versehen; die oberen sind zum Theil unbedeckt, und mit Kanonen von einem geringeren Kaliber bepflanzt. Die äusserste Haupt-Batterie, welche vor etwa 20 Jahren neu erbauet worden, hat 2 ansehnliche Batterien, wovon die unterste mittelst eines bombenfesten Gewölbes bedeckt, mit 36- und 48-pfündigen Kanonen versehen ist; die oberste ist mit 8 und 12 Pfündern besetzt. Nach dem Urtheile der Kunstverständigen ist bey der Anlage der untern bedeckten Batterie dadurch ein wesentlicher Fehler begangen worden, daß man zu viele Kanonen angebracht, und die nöthigen Distanzen zwischen denselben nicht beobachtet hat. Es erwächst aus dieser Einrichtung die unverkennbare Unbequemlichkeit, daß, bey einem anhaltenden Kanonenfeuer, diese bedeckte Batterie sich bald dergestalt mit Rauch und Dampf anfüllt, daß die Artilleristen mit ihren Handlangern, wenn sie auch noch darin aushalten könnten, dennoch wegen der Menge und wegen der zahlreichen Munition und Geräthschaft bald in Verwirrung gerathen müssen. Unter den übrigen Gebäuden der Marine zeichnet sich ein sehr altes rundes Castell aus mit einem hohen Thurme;

dessen oberste Spitze völlig die Gestalt einer Laterne hat, mit großen und hohen Glasfenstern versehen ist, und worin des Nachts stets ein Feuer unterhalten wird, welches den Seefahrenden zum Signal dient. In einem der nebenliegenden Gebäude wohnt in einer bombenfesten Gallerie stets der Minister der Marine (Vigil-yardgi), und in einem andern der sogenannte Admiral, nebst mehreren der vornehmsten See-Offiziere. Als eine Seltenheit wird auch in dem hiesigen Arsenal eine 20 Fuß lange und ungeheuer dicke Kanone, welche den Spaniern unter der Regierung Kaiser Karls V. gehört hat, vorgezeigt.

Die meisten der auf der Marine befindlichen Gebäude sind mit ausserordentlicher Festigkeit aus großen Quadersteinen erbaut. Ausser den Schiffswerften und den Magazinen aller Art findet man hier auch mancherley Werkstätten für Zimmerleute, Schmiede, und einen mit herrlichem Wasser im Ueberfluß versehenen laufenden Brunnen.

Der Seehafen von Algier hat nur einen schmalen, und bey etwas starken Ost- und Nordwest-Winden gefährlichen Eingang, indem alsdann die umherliegenden Felsen wegen der Höhe des Wassers und der Wellen nicht bemerkt werden; so daß kein hier unbekannter Seemann es wagen dürfte, in den Hafen einzulaufen; überdieß ist er weder tief noch groß genug, eine Menge großer Schiffe zu fassen. An den tiefsten Stellen soll er nicht über 16—17 franz. Fuß tief seyn. Die Algierischen Corsaren nehmen natürlich die besten Plätze ein. Große und etwas tief gehende Schiffe müssen sich daher bey'm Eingange des Hafens anlegen,

wo oft die Stärke der hier sich brechenden Wogen Gefahr verursacht. Am Eingange des Hafens liegt beständig eine mit 12—15 bewaffneten Türken besetzte Schaluppe, um die ankommenden Schiffe, welche einlaufen wollen, zu untersuchen, und vormals auch um zu verhindern, daß keiner der hiesigen Christen-Sklaven, wovon immer ein großer Theil auf der Marine arbeiten mußte, wenn sie sich etwa eines Bootes oder Fahrzeuges bemächtigt hatten, entfliehen könne.

Die 5 Kasernen-Gebäude, welche zur Wohnung für Türkische unverheirathete Militär-Personen bestimmt sind, sind groß, von aussen schön, und haben auch innen eine gute Einrichtung. — In dem großen Stückgießerey-Gebäude werden unter der Aufsicht eines französischen Renegaten metallene Kanonen von verschiedenem Kaliber gegossen, die nur in Hinsicht der äussern Politur den europäischen nachstehen, im Gebrauche aber letzteren völlig gleich geschätzt werden können.

Die 5 öffentlichen, der Regierung gehörigen Gebäude, Bagno's genannt, wo nach geendigtem Tagewerke die hiesigen Christen-Sklaven während der Nacht verschlossen werden, sind zwar groß und geräumig — wie denn einige derselben gegen 600 Personen Raum geben — zeichnen sich aber dabey von Aussen und Innen durch Schmutz und die eckelhafteste Unreinlichkeit aus. Während der Zeit, wo sie vom Augenblicke der Zurückkunft der Sklaven an, bis sie der Guardian verschließt, offen stehen, gleichen sie einem schmutzigen Marktplatze, wo Trödler ihre Waaren feil bieten, und einzelne Christen ihre Arbeiten verkaufen.

Ausser den Hauptzimmern oder eigentlichen Löchern, wo die Lagerstätten dieser Unglücklichen stufenweise übereinander angebracht sind, findet man noch einige besondere Zimmer, wo einzelne, welche man mit einiger Auszeichnung behandeln will, besonders logiren. Ueberdem dient eines dieser Zimmer zu einer Art von Kapelle, wo katholische Geistliche an Festtagen, so wie am Sonntage, ehe die Sklaven zur Arbeit geführt werden, die Messe lesen, und die Heiligthümer der Kirche reichen.

Der Pallast des Dey's ist zwar von großem Umfange, hat aber weder von aussen noch innen irgend etwas Auszeichnendes, ausser einer hohen oben mit einem vergoldeten Knopfe versehenen Flagg-Stange, und einer sehr großen über der Mauer angebrachten Laterne. Es sind hier 10 große und über 60 kleine Moscheen, 6 muhamedanische Schulen, eine römisch-kathol. Kirche, eine große Juden-Synagoge, 12 große öffentliche Bäder und 62 Badstuben. Die Gewehr- und Seiden-Manufakturen, so wie die Goldarbeiten der Juden sind von einigem Belange, und die Kunst und Geschmack verrathenden, mit Golddrath gestickten Tücher werden auch von Europäern geschätzt und gesucht. Die großen der Regierung gehörigen Gebäude zur Aufbewahrung von Korn, Oehl, Wolle 2c. werden nur bey eintretender Theurung geöffnet. Das großentheils von Spanien unterhaltene Hospital ist zur unentgeldlichen Aufnahme sowohl freyer Christen als der Christen-Sklaven bestimmt. Das für Muhamedaner eingerichtete Hospital ist in einem sehr schlechten Zustande. Die Hügel und Thäler um Algier her-

um sind überall mit schönen Gärten und Landhäusern angebaut, wo die Einwohner von Stande und die reichen Kaufleute den Sommer zubringen.

Ausser den Christen-Sklaven, deren Anzahl sich hier gewöhnlich über 1000 beläuft, findet man in Algier noch einige hundert freye Christen, welche als Consuls, Kaufleute, Geistliche und Aerzte sich hier aufhalten.

Bis zum Ausbruch eines Krieges hatten Frankreich, Holland, England, Schweden, Dänemark, Spanien und Portugal beständig einen Consul und Vice-Consul hier; der Wiener Hof läßt seine Angelegenheiten durch den Schwedischen Consul besorgen. Ausser einigen italiänischen Kleinhändlern befindet sich hier schon seit 120 Jahren ein französisches Handlungshaus, welches sehr große Geschäfte, besonders nach Marseille, macht, wo die Haupt-Niederlage dieses ganzen Handels gefunden wird; und ein großes englisches Haus, das mit mehreren englischen Handlungshäusern in Verbindung steht.

Die hiesigen freyen Christen sollten zwar, den angenommenen Grundsätzen gemäß, durch die Regierung vor allen Beleidigungen, selbst zu Kriegszeiten, sicher gestellt werden; dessen ungeachtet sind schon Fälle eingetreten, wo die Regierung, gegen alle Grundsätze des Völkerrechts, ihr von irgend einer Nation erlitten geglaubtes Unrecht an den sich aus dieser Nation hier aufhaltenden Personen zu rächen, kein Bedenken getragen; wie z. B. vor etwa 45 Jahren der Dey alle freye sich hier aufhaltenden Personen der französischen Nation, von dem Consul an bis auf die dienenden

Brüder in einem Spital, in die Sklavenbehälter (Bagno's) bringen und mit Ketten belegen ließ, wodurch sie sämmtlich mit den Christen-Sklaven in Eine Klasse versetzt wurden *).

In der Nähe der, zu dem Gebiete Algier gehörigen Stadt Coleah erhebt sich auf einem Berge ein uraltes Gebäude in pyramidenförmiger Gestalt, welches für das Grabmahl einer christlichen Königin gehalten wird.

2) Die Provinz Mascara.

Die größte und ansehnlichste Stadt dieser Provinz ist Oran oder Warran, welche südlich von Carthagena in Spanien, etwa 50 deutsche Meilen südwestlich von der Stadt Algier, unter'm 0° 35' östlicher Länge nach dem Londner Meridian und unter'm 35° 55' nördlicher Breite liegt, eine Haupt-Festung und der vorzüglichste Hafen auf der ganzen afrikanischen Nordküste ist, und 8000 Einwohner zählt. Spanien hatte solche viele Jahre im Besitz. Im Oktober 1791, wurde aber dieselbe von einem Erdbeben sehr stark heimgesucht, und gleich darauf geschah ein Ueberfall von den Algierern, so daß sie im Febr. 1792. an dieselben abgetreten werden mußte, jedoch mit Ausnahme des nahe liegenden Castells Masalquivir, durch dessen Besitz die Spanier im Stande sind, selbst im Falle eines Krieges mit Algier, zu verhindern, daß letztere den Hafen von Oran nicht zum Nachtheil

*) Eben so ist auch neuerlich, wie bekannt, der Englische Consul behandelt worden, dem der Dey deßwegen feyerlich Abbitte thun mußte.

der ersteren benützen können. Indessen wird es doch den Spaniern so leicht nicht mehr seyn, diesen letztern Ort zu Kriegszeiten mit Verstärkung und Munition zu versorgen, und noch schwerer möchte es ihnen wohl werden, nach entstandenem Kriege sich wieder Meister von Oran zu machen, obgleich es nicht zu läugnen ist, daß die Algierer nur wenige Geschicklichkeit besitzen, um einen festen Ort von der Land-Seite gegen einen regulären Angriff europäischer Krieger zu vertheidigen.

Die weiteren merkwürdigen Orte sind: Arsew mit einem Hafen, der zur Herbst- und Winterzeit von europäischen Schiffen, besonders aus Frankreich, Spanien und Italien besucht wird, welche hier Korn laden. Einige Meilen südlich von da befinden sich Salzgruben, welche so ergiebig sind, daß bey einigen zweckmäßigen Anstalten, welche jedoch gänzlich fehlen, mehr Salz hieraus bereitet werden könnte, als zum Gebrauch für die ganze Barbarey nöthig seyn würde. — Shershell, das alte Julia caesarea, deren Arbeiter in Eisen und Stahl, so wie die Töpfer-Arbeit berühmt gewesen, und diesen Ruf zum Theil noch jetzt erhalten haben. — Tremesan, ehemals die Haupt- und Residenz-Stadt mächtiger Könige, und gegenwärtig der Sitz eines Bey's oder Gouverneurs; hier werden viele wollene Fußtapeten und Bettdecken gemacht, welch' letztere größtentheils roth gefärbt, an den Enden und Franzen mit Golddrath durchwürkt sind, und von 8—30 Dukaten verkauft werden. — Mascara, vorzeiten Victoria, Hauptstadt der Provinz und Residenz des Bey's, der hier in einem festen Schlosse wohnt.

3) Die Provinz Titeri.

Die kleinste und unbeträchtlichste Provinz, mit den Städten Bleda, Media und Belida. Südwestlich vom Gebirge Jbbel-Seila wohnt der Volks-Stamm Zaggos, in einem Distrikte, der sich durch verschiedene sehr reichhaltige Salzberge auszeichnet, die in manchen Theilen mit den Salzgruben bey Wielitschka in Polen übereinzukommen scheinen.

4) Die Provinz Constantine.

Die Hauptstadt daselbst ist Constantine, ehemals Circa genannt, war einst die Residenz der alten Numidischen Könige, und ist nächst Algier die volkreichste Stadt im ganzen Algierischen Staate, auch der Sitz eines Statthalters. Sie zählt etwa 20,000 Einwohner; sie war schon in alten Zeiten sehr fest, und ist grossentheils auf einem hohen und steilen Felsengebirge gelegen (an dessen Fuße der Rummel, über welchen eine, aus den Zeiten der Römer sich herschreibende Brücke geht, fließt, und am Ende einen 400 Fuß hohen Wasserfall bildet), auch gegenwärtig stark befestigt, so daß sie von einem Feinde sehr schwer anzugreifen ist. Ihre schwächste Seite soll sie gegen Südwesten haben, wo sich auch mehrere merkwürdige Ruinen aus der Römer Zeiten befinden. Zu diesen gehört eine Reihe von Cisternen, die Ruinen eines ansehnlichen Schlosses, welche, besonders aber die Säulen des Haupt-Thores, aus einer marmorähnlichen Steinart sehr geschmackvoll verfertigt sind, und die Ueberreste eines ehemaligen römischen Triumphbogens von beträchtlicher Weite und Höhe. — Die Stadt Bugia,

Haupt-Festung mit einem guten Hafen, der jedoch selten von Europäern besucht wird. — Bona, ehemals Hippo-Regius, eine Stadt unweit der Tunesischen Gränze, wo die französisch-afrikanische Compagnie ein Haupt-Comptoir hat, welches zugleich zum Magazine dient. Korn, Oehl, Leder, Wachs, Wolle sind die Haupt-Produkte, welche hier von der Compagnie aufgekauft, und mit den sogenannten Piasters di Bona (afrikanische Silbermünzen im Werthe von 7 franzöſ. Livres oder etwa 3 fl. 13 kr. rhein.) bezahlt werden. In der Nähe dieser Stadt wird zu gewissen Jahrszeiten gegen bestimmte Abgaben von den Europäern (hauptsächlich Italiänern) die sehr bedeutende Korallen-Fischerey (gewöhnlich mit mehreren hundert Fahrzeugen) getrieben, und sowohl aus dieser Ursache, als um des nicht unbedeutenden Handels der Stadt überhaupt willen, befinden sich von mehreren Europäischen Nationen Consuls hier.

Die am 20. May 1816. auf Befehl der Regierung von Algier gegen die aus Gelegenheit der Korallen-Fischerey in der Gegend von Bona befindlich gewesenen vielen Christen begangenen Grausamkeiten sind bekannt, und die Ursache der neuesten Expedition der Engländer gegen Algier. — La Calle, Hauptort der französischen Compagnie auf der Algierischen Küste, auf einem Felsenboden am Ufer des Meeres, wird von 3—400 Personen bewohnt, die größtentheils aus der Provence und Corsika hieher gekommen sind. Ein Agent, dem der Titel eines Gouverneurs beygelegt wird, hat hier das größte Ansehen, sowohl in Handlungs- als Polizey-Sachen. Der Hafen ist klein und untief, auch bey eintretenden Nordwinden sehr unsicher.

Der Staat von Tunis.

Das Reich Tunis, welches vor 250 Jahren noch seine eigenen maurischen Könige hatte, und einen Theil von der alten Terra punica oder Africa propria begreift, gränzt gegen Westen an Algier, gegen Süden an Tripolis, und ist nach Norden und Osten zu von dem mittelländischen Meere umgeben. Seine Größe beträgt nahe an 3,400 deutsche Meilen, indem es nach Shaw vom 37° 30′ — 37° 12′ Norderbreite, 20 Meilen breit und 56 Meilen lang ist: denn Sbekkah, die gegen Westen zu am weitesten entfernte Stadt, liegt im 8°, und Clypäa, die weiteste Stadt nach Osten, im 11° 20′ östl. Länge von London.

Derjenige Theil des Landes, welcher der Sommerkreis oder auch Zeugitania genannt wird, ist überhaupt fruchtbar, namentlich an Getreide, Flachs, Pomeranzen, Oliven und andern Südfrüchten; doch finden sich hin und wieder Hügel, Moräste und rauhe Ebenen, die nicht bebauet werden können. Der sogenannte Winter-Kreis hingegen ist von schlechterer Beschaffenheit, und hat größtentheils einen trockenen und sandigen Boden, auch häufige Moräste.

Die wichtigsten Flüsse sind: der Majerda oder Mejerdah, der im Alterthume unter dem Namen Bagradus berühmt war (indem unter andern Regulus, zur Zeit des ersten punischen Krieges, an seinem Ufer eine 120 Schuh lange Schlange, vermittelst seiner Bresch-Maschinen, tödtete), von einer beträchtlichen Länge ist, und wie der Nil über seine Ufer tritt,

auch vielen befruchtenden Schleim mit sich führt, der sich bey seiner Mündung ansetzt, wo er einen See bildet, durch welchen er in das Meer fließt; der Zaine oder Tuska, der auf der Gränze gegen Algier fließt, und die Miliana, welche die Bucht bildet, an deren Mündung die Stadt Tunis liegt. — Der See Triton ist von Morgen gegen Abend 20 französische Meilen lang, und enthält viele Inseln, deren eine von beträchtlicher Größe ist, auf welcher Palmbäume stehen, deren Dattelfrüchte ehemals von Ausländern geholt wurden. Im Winter-Kreise ist der Zeichen-Sumpf merkwürdig, der von Morgen gegen Abend 20 Meilen lang, und an einigen Orten 6 Meilen breit ist.

Zu den vornehmsten Gebirgen gehört: der Zowaan oder Zogoan, welches durch seine Höhe berühmt ist, indem man von seinem Gipfel den größten Theil des Königreiches überschauen kann; der Gueslet, auf welchem man viele Römische Alterthümer antrifft, und der Nufusa. Das Cap Negro, 5 Meilen von der Insel Tabarka, wo die Genueser eine Korallen-Fischerey unterhalten, ist wegen des Comptoirs, welches die französisch-afrikanische Compagnie daselbst errichtet hat, berühmt. Das Cap Serra bildet das mitternächtlichste Vorgebirge von ganz Afrika. Das Cap Zibeeb, das Promontorium Apollinis der Alten, hat seinen Namen von den vielen Weintrauben, welche man daselbst trocknet, und ist wegen seiner weissen Felsen bemerkenswerth. — Von dem guten Vorgebirge (Promontorium Mercurii) aus kann man die Hügel von Sicilien bey

hellem Wetter vollkommen sehen. — Am östlichen Ende des sogenannten Zeichen-See befindet sich der berühmte Salzberg Jbbel-Hadbeffa, dessen Salz steinhart, roth oder violet ist.

Das Klima ist hier gemäßigt, die Luft rein und gesund, und die Pest, welche die übrigen Staaten der Barbarey so oft heimsuchet, reisset hier selten ein. An trinkbarem Wasser fehlt es sehr, daher man sich mehrentheils mit Regenwasser behelfen muß, welches in Cisternen gesammelt wird. Merkwürdig sind die Salz-Seen, so wie die warmen Bäder und Schwefel-Quellen, deren eine, die zu Mes-Koutée, so heiß ist, daß eine Schöpsenkeule in ¼ Stunde darin gesotten wird. — Beynahe im ganzen Lande umher findet man eine große Menge von Alterthümern, namentlich prächtige Ruinen von Amphitheatern, Triumphbögen und Wasser-Leitungen.

Die Einwohner-Zahl wird auf 3 Millionen gerechnet; die Türken machen den bey weitem kleinsten Theil derselben aus, sind aber doch die Herren des Landes. Juden sind hier sehr zahlreich. Die Tuneser haben das Lob, daß sie unter allen Afrikanern die wohlgesittetsten und im Umgange die gefälligsten und leutseligsten sind. Sie legen sich auch mehr auf die Handlung als die Seeräuberey, und halten mit den Christen gern Freundschaft; auch stehen in Tunis die Wissenschaften noch in einiger Achtung. Die herrschende Religion ist die muhamedanische; Juden und Christen genießen aber völlige Gewissens-Freyheit.

Die Regierung ist hier eben so eingerichtet, wie zu Algier, und beruhet auf dem Bey und Divan.

der Bey beruft und erwählt den Divan aus den vornehmsten Staatsbeamten und Türkischen Offiziers, hingegen wird auch der Bey vom Divan erwählt, der ihn auch wohl absetzt und hinrichten läßt. Seit geraumer Zeit ist die Würde des Bey auf Einer Familie geblieben, und dadurch gleichsam in derselben erblich geworden; aber dennoch fehlt es nicht an häufigen Veränderungen des Regenten. Der Türkische Kaiser hält hier einen Pascha, der sich aber in Regierungs-Sachen nicht mischen darf, sondern nur das Schutzgeld für ihn einnimmt. Da das Landvolk meistens arm ist, so sind auch die Einkünfte verhältnißmäßig nur von geringer Bedeutung.

Das ganze Reich wird in den Sommer- und Winter-Kreis abgetheilt. Diese Benennung kommt daher, weil der Bey jede von diesen Jahrszeiten zu einem Besuche in einer besondern Gegend bestimmt, wo seine Person zur Einsammlung des Tributs nothwendig ist. Im Sommer erstreckt sich seine Reise durch die fruchtbare Landschaft um Keff und Bayah herum (die alte Regio Ceugitana); im Winter reiset er zwischen Kairwan und Jaraide, oder dem Bizaicum der Alten.

a) Der Sommer-Kreis.

Die merkwürdigsten Orte sind: Tunis, Hauptstadt des Reiches (von den Phönizieren gegründet, eine der ältesten Städte in Afrika), welche 2 Meilen im Umfange hat, und nach einigen Angaben über 200,000, nach andern nur etwa 120,000 Einwohner zählt, worunter 30,000 Juden (die ihre eigenen Synagogen haben, und sich stark mit Waaren- und Geld-

Geschäften abgeben), und eine Anzahl christlicher Kaufleute befindlich sind, welche letztern in einer Vorstadt wohnen. Sie liegt an dem westlichen Rande der stillstehenden See, die vermittelst des auf beyden Seiten durch eine feste Schanze gedeckten, aber kaum 7 Fuß tiefen Canals, Goletta genannt, mit dem hohen Meere verbunden, und von welchem sie ungefähr eine deutsche Meile entfernt ist. La Goulette oder Goletta ist äusserst fest, und bildet den eigentlichen Hafen von Tunis, welches ohne vorhergehende Einnahme dieses Fort von der Seeseite her nicht angegriffen werden kann. Den schädlichen Ausdünstungen von den vielen umliegenden Morästen wird durch das häufige Räuchern mit Mastix nnd andern wohlriechenden Pflanzen zweckmäßig abgeholfen. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, die aber zu schwach ist, einem regelmäßigen feindlichen Anfalle lange zu widerstehen. Lebensmittel aller Art sind im Ueberflusse vorhanden, an Quellwasser aber ist Mangel. Tunis ist eine wichtige Handelsstadt, und treibt einen großen Handel, besonders mit Italien (Livorno), und Frankreich (Marseille). Der Bazar oder Marktplatz, wo die verschiedenen Kaufleute und Handwerker ihre Waaren feil bieten, hat einen großen Umfang; alle Freytage wird auf demselben Markt mit schwarzen Sklaven gehalten, welche aus dem innern Afrika durch Karavanen hieher gebracht werden. Bäder sind in großer Anzahl vorhanden. Die französ. Faktorey besteht aus mehreren Handelshäusern, ein Consul ist an ihrer Spitze. Die Leinwand, welche hier von etwa 3000 Webern verfertigt wird, ist wegen ihrer vorzüglichen

Güte in ganz Nord-Afrika beliebt; auch werden viele wollene Tücher gemacht. Der Thurm an der großen Moschee gehört zu den höchsten in Afrika.

Eine halbe Stunde von Tunis liegt Barda, ein schöner und weitläufiger Pallast, die Residenz des Bey's. Der Vorhof ist groß und mit einer Colonnade umringt, zu der die marmornen Säulen in Genua gehauen wurden. Die Zimmer sind schön meublirt, und es ist überhaupt die beste Wohnung in der ganzen Barbarey. — Hammam-Leeff ist wegen seiner heißen Bäder berühmt, die in Rheumatismen und andern Zufällen gute Dienste thun, und häufig von den Tunesern besucht werden. — Zowaan, 9 Stunden von Tunis. Hier sieht man einen Tempel der Diana, der zu den ältesten Zeiten der Karthaginenser erbaut worden, und noch größtentheils gut erhalten ist. Auf einem benachbarten Berge entspringt jener berühmte Strom, welcher ehedem die Stadt Karthago, vermittelst einer Wasserleitung, die in Absicht auf ihre Länge, Schönheit und Dauerhaftigkeit nicht ihres gleichen hatte, mit Wasser versah. Das Wasser wurde 15 Stunden weit geführt, und man kann noch jetzt seine Spur bis ganz nach Karthago verfolgen. Die Quelle geht unter obgedachtem Tempel weg, und fällt in die Wasserbehälter zwischen den am Eingange desselben befindlichen zwey Thüren. Von der Gegend um Zowaan, die mit den schönsten Gärten geziert ist, behauptet ein neuerer Reisender, daß in keiner Gegend des Erdbodens leicht eine so lachende und fruchtbare Landschaft, und eine so süß duftende und balsamreiche Luft als hier zu finden seyn wer-

de. — Seldydoude, wo die 6 Meßruthen lange Kirche und das Grab eines Mohrenheiligen Doude oder David gezeigt wird, das aber, nach dem Urtheile der Alterthumskundigen, nichts anders als ein praetorium romanum gewesen, welches aus den drey an einanderstossenden noch gut erhaltenen Stücken eines mosaischen Fußbodens erkannt wird, der in Hinsicht auf Zeichnung und Farbenwahl zu den trefflichsten Arbeiten von Künstlers-Händen gehört. — Arianna, ein Dorf, bey welchem man einen schönen Ueberrest der Wasserleitung, welcher 74 Fuß hoch ist, und auf Säulen ruht, die 16 Schuh ins Gevierte haben; auch hat man in der Nähe vor mehreren Jahren verschiedene unterirdische Korn-Magazine entdeckt, welche 1000 Scheffel fassen können, und aus gehauenen Steinen stark gewölbt sind. — Die wenigen Ueberbleibsel von Karthago, jener berühmten Stadt, welche über 3 deutsche Meilen im Umfange hatte, bestehen in einigen zertrümmerten Mauren und 17 Cisternen zur Aufbewahrung des Regenwassers. In einem kleinen Dorfe, welches Melcha heißt, und auf den Trümmern von Karthago erbaut ist, sieht man noch Ueberbleibsel dieser Wasserbehälter. Man erblickt daselbst drey Hügel, die bloße Massen von schönen, zertrümmerten Marmorarten sind. Wahrscheinlich standen hier ehedem prächtige Tempel, oder andere öffentliche Gebäude. Die jetzigen Ruinen sind aber keineswegs die Ueberbleibsel des von den Römern zerstörten Karthago. Sie vertrieben, nachdem sie die Stadt eingenommen hatten, die übrig gebliebenen wenigen Einwohner aus derselben, schleiften alle Gebäude, und

fuhren mit einem Pfluge über die Stätte weg: um ja dem wohlbekannten Rathe des ältern Cato recht nachzuleben: „Delenda est Carthago!“ Einer von der Familie der Gracchen, welcher hieher eine Kolonie führte, erbaute sie zum zweytenmale: und von nun an nahm sie beständig an Pracht und Ansehen zu, bis sie endlich unter den Römischen Kaisern die Hauptstadt von Afrika wurde. Sie blühete beynahe 500 Jahre nach ihrer ersten Zerstörung, und wurde endlich im 7ten Jahrhundert von den Saracenen gänzlich verheert. Die schon in den ältesten Zeiten gemachte Erfahrung von der Reinheit und Heiterkeit der Luft bestätigt sich noch jetzt, welches von der Lage Karthago's auf einer vorspringenden Landzunge, welche im Sommer beständig die frischen Seelüfte genießt, herrührt. — Merkwürdig ist es, daß die Bay von Tunis, an deren äussersten Spitze Karthago lag, und die Mündung der Tiber (mithin Rom) gerade in Einer Linie liegen. — Mersa, wo man die Trümmer eines Hafens oder Cothon sieht, den die Karthaginenser erbauten, als Scipio den alten Hafen blokirt hielt; gegenwärtig ist nur noch ein Leuchtthurm übrig. — Porto-Farina, 3 Meilen vom Vorgebirge Karthago, ist ein gegen alle Wetter gesicherter Hafen, der mit einem großen See zusammenhängt, den der Fluß Mejerdah bildet, welcher durch denselben in die See fließt; doch können nur kleine Schiffe einlaufen. Es befindet sich hier auch das Schiffs-Arsenal. — Boo-shatter war ehedem die Stadt Uttika, die in der Geschichte durch den Aufenthalt und den Tod des jüngern Kato so berühmt ist; sie liegt et-

wa eine Meile landeinwärts von Porto-Farina. Von ihrer ehemaligen Grösse ist jetzt ausser einem Theile einer großen Wasserleitung und andern kostbaren Trümmern, die eine große Strecke Land bedecken, nichts mehr übrig. — Biserta, 10 Meilen nordwestlich von Tunis, hat eine schöne, zum Handel sehr vortheilhafte Lage, an einem Kanal, zwischen einem großen See, (worin die größten und schönsten Dickköpfe [Mallets], Fische, deren Rogen häufig getrocknet und als Botargo in der Levante für einen seltenen Leckerbissen gehalten wird, gefunden werden) und dem Meere. — Nabal, ein Städtchen am Meerbusen Hamamet, wo besonders gute Töpferarbeiten gemacht werden. In der Nähe befindet sich die schon im Alterthum bekannte kleine Syrte, oder eine den Schiffen sehr gefährliche Sandbank im Meere. — Baja, ein starker Handelsplatz, wo der größte Getreide-Markt im Königreiche Tunis ist. — Tuburbo, wo verschiedene Wäldchen von Zitronen, Pfirschen, Aprikosen, Pomeranzen rc., jede Art besonders gepflanzt, sich befinden. — Zagwan, berühmt durch die daselbst befindlichen Fabriken von Scharlach-Mützen oder Turbans, und Leinwand-Bleichen.

b) Der Winterkreis

enthält folgende merkwürdige Orte: El-Medea, eine ehemals stark befestigte Stadt, wo man noch große Thürme, die durch ihre Bauart Staunen erregen, sieht; in der Nähe soll das Schloß oder Landhaus (Turris Hannibalis) gestanden haben, von wo aus Hannibal nach seiner Entweichung aus Karthago, aus Furcht vor den Römern, sich einschiffte. — Susa, wo

ein grosser Handel mit Oehl, Thunfischen und Leinwand getrieben wird. — Harkla, das Heraclea des occidentalischen Kaiserthums, in der Nähe ist ein Meerbusen, worin Schiffe sich mit aller Sicherheit aufhalten können. — Gabbs, in den Gärten daselbst wächst auch die Alhenna-Pflanze, deren Laub getrocknet und zu Pulver gemacht, viel Nutzen, besonders in der Färberey, hat. — Hadruh, woselbst sich, unter andern Ruinen, ein schöner Triumphbogen befindet, der dem Severus pertinax zu Ehren aufgerichtet worden. — Kairwan, eine volkreiche Stadt, die ziemlich Handel treibt. Es befinden sich hier etliche schöne Reste alter Baukunst, nebst einer von 500 Granit-Säulen gestützten Moschee, die das prächtigste Gebäude dieser Art in der Barbarey seyn soll, und für die heiligste gehalten wird; auch sind die alten Könige von Tunis darin begraben, indem sie die erste Stadt ist, welche die Muhamedaner in Afrika erbauten. — Zu Spaitla, dem alten Sufetula, steht unter andern verfallenen Alterthümern ein großer Triumphbogen von korinthischer Ordnung, von demselben aus bis zur Stadt führt ein Pflaster von schwarzen Steinen, und am Ende dieses Pflasters kommt man durch einen geräumigen korinthischen bedeckten Gang auf einen ansehnlichen freyen Platz, woselbst drey zerstörte Tempel mit etlichen noch vollkommen ganz gebliebenen Giebeln und Balkwerken stehen. — Zu Truzza oder Turzo sind verschiedene gewölbte Zimmer, welche beständig voll Schwefeldampf sind, und von den Arabern des Schwitzens wegen besucht werden. — In Jemme, dem Tristra des Cäsars, finden sich, ausser

mehreren andern Alterthümern, Altäre mit verdorbenen Inschriften, verschiedene Säulen und ein großes Amphitheater.

Der Staat von Tripolis.

Das Reich Tripolis mit den dazu gehörigen Ländern Barka und Fezzan gränzt gegen Mitternacht an das mittelländ. Meer, gegen Abend an Tunis und Biledulgerid, gegen Morgen an Aegypten, und gegen Mittag an die Wüste Sahra. Es erstreckt sich vom 28 — 42° östlicher Länge und 23 — 33° nördl. Breite, und enthält, nebst den unter seiner Oberherrschaft stehenden Ländern Barka und Fezzan, nahe an 9000 geograph. Quadrat-Meilen. — Der Boden ist beynahe durchaus sandig, trocken und unfruchtbar; nur am Meeres-Striche hin wachsen Südfrüchte, aber nur wenig Getreide. Unter den Thieren sind die ungemein große Hammel und Schaafe mit 6 Hörnern und birnförmigen Schwänzen, die an 25 Pfund schwer sind, merkwürdig. Die Pflanze Cali, welche in Barka wächst, und sehr viel Salz bey sich führt, wird in großer Menge zu Asche verbrannt, und unter dem Namen Soda verkauft. Der große Mangel an Quellwasser muß durch Cisternen ersetzt werden. Die Gegend von Auguila ist wegen ihrer Versteinerungen merkwürdig, indem man hier ganze Palm- und Oehlzweige in ihrer vollkommenen Gestalt und natürlichen Farbe, auch Thiere und Menschen versteinert

findet. — Gebirge im Innern sind: Gareau, eine Fortsetzung des Atlas, das ganz nord-europäischen Winter hat, und Harutsch. Uebrigens ist die Luft ziemlich gemäßigt, mit Ausnahme der südlichern Theile. — Die Einwohner, deren Zahl etwa 1½ Millionen beträgt, und welche größtentheils aus Mauren und Arabern bestehen, sind fast durchaus faul, ungesittet, und leben vom Straßen- auch Seeraube; auch pflegen sie sich allerley Stiche, besonders in die Backen und das Kinn, zu machen. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Juden; Haupt-Ausfuhr-Artikel sind der Safran, welcher auf dem Berge Garion bey Tripolis gewonnen wird, Sennesblätter, Galläpfel und Straußen-Federn. Die Regierungsform in Tripolis gleicht völlig der von Tunis und Algier. Die dort befindlichen Türken führen die Oberherrschaft. Das Oberhaupt der Regierung führt den Titel eines Bey, dem, wie in Tunis ein türkischer (von Konstantinopel aus ernannter), Pascha dem Namen nach an die Seite gesetzt ist, unter welchem auch die Sangiaken oder Befehlshaber von Barka und Fezzan stehen.

a) Tripolis.

Das Reich Tripolis selbst wird, durch einen Arm des großen Atlas-Gebirges, in den nördlichen und südlichen Theil abgetheilt, und enthält folgende merkwürdige Orte:

Tripolis, Hauptstadt am mittelländ. Meere, welche zwar nicht sehr groß ist, aber doch etwa 30,000

Einwohner zählt. Der Hafen ist sehr schön und bequem; er läuft in der Form eines Halbmondes längs der ganzen Stadt, welche am Abhange eines Hügels gebaut ist, herum. Die Einfahrt ist nordostwärts. Auf der einen Seite liegt eine Reihe von Felsen, die durch Wälle und Thürme miteinander verbunden sind, und eine Art von Molo bilden, worauf mehrere Kanonen stehen. Hinter diesen Felsen und diesem Molo bildet sich eine Art Meerbusen, woselbst Kriegs-Schiffe vor Anker liegen können. Das Schloß liegt dem Molo gegenüber, an dem andern Ende des Hafens, und soll von Kaiser Karl V. eine halbe Meile weit von der Stadt erbaut worden seyn. Ein anderes Fort führt den Namen des Englischen, und dient auch seinerseits zur Beschützung des Hafens. Die Stadt hat zwey Thore, die von guten Festungswerken gedeckt werden, und ist überhaupt mit festen Mauern umgeben. Unter den 5 Moscheen ist besonders die, welche Bey Osman erbaut hat, ihrer Schönheit wegen sehenswürdig. Es werden hier zwar seidene und wollene Zeuge, auch Leder-Arbeiten gemacht, ein großer Theil der Einwohner aber nährt sich von der Seeräuberey, wovon wohl die vortheilhafte Lage der Stadt Ursache ist, da sie so nahe an dem Wege liegt, den die Kauffarthey-Schiffe nach der Levante nehmen müssen. Die tripolitanischen Bäder hält man für die besten auf der ganzen afrikanischen Küste, sowohl in Hinsicht ihrer Einrichtung als der Beschaffenheit des Wassers. In dem Hospital des Franziskaner-Klosters werden Christen-Sklaven verpflegt. In der Nähe der Stadt befindet sich ein ansehnlicher Tri-

umphbogen aus weißem Marmor, der auf jeder seiner vier Seiten eine große Arkade bildet, und von den Zeiten der Römer herrührt. Die meisten europäischen Handels-Nationen haben hier ihre Consuls. Im J. 1782. wurde die Stadt von einer französischen Eskadre drey Tage lang so stark bombardirt, daß ein großer Theil der Häuser in die Asche gelegt wurde. — Eine halbe Stunde von Tripolis liegt Neu-Tripolis oder Misia, wo die vornehmsten Einwohner der Hauptstadt ihre Lusthäuser haben. — Capez, mit starken Befestigungswerken. — Bellmont, auf einer Anhöhe, 2 See-Meilen südwärts von Tripolis, ist ein berühmtes Kloster von griechischen Mönchen, das in den Kreuz-Zügen gestiftet worden. — El-Hammah, ein Fischer-Städtchen mit römischen Ruinen. — Mesurata, eine Festung.

b). Barka.

In den Küsten-Gegenden dieses Landes, welche allein des Anbaues fähig sind, sind zu bemerken: Derne, Städtchen, welches von den Mauren, die aus Andalusien vertrieben wurden, angelegt worden. — Kurin (sonst Cyrene), kleine Stadt auf einem Felsen, mit manchen Spuren ihrer vormaligen Größe. — Bingazi; Augila und Siwah, Hauptörter zweyer kleiner Republiken gleiches Namens, in deren Bezirke man neuerlich die Ruinen des Tempels des Jupiters Ammon gefunden hat. Das Innere von Barka enthält große Sandwüsten mit einzelnen Oasen oder wasserreichen Gegenden, die auf einem sandigen und hin und wieder moorigen Boden, ohne

sorgfältigen Anbau, Oehl, Küchengewächse, Granatäpfel u. dergl. hervorbringen.

c) Fezzan oder *Faesan*.

Eine große, zum Theil fruchtbare Landschaft, welche auf allen Seiten von Wüsteneyen und Gebirgen umgeben ist, und etwa 100,000 größtentheils heidnische Einwohner hat, welche Viehzucht und Ackerbau, hauptsächlich aber Handel fast nach allen Gegenden von Afrika und auch nach Asien treiben. Die Hauptstadt ist Mursuk, Sitz des Sultans, welcher das Land beherrscht, und jährlich einen Tribut von 400 Piastern oder Spezies-Thalern an Tripolis bezahlt; sie hat 20,000 Einwohner, und wird von Karavanen aus Nord- und dem übrigen Afrika häufig besucht.

Geschichte der Entstehung der afrikanischen Seeräuber-Staaten, und der früheren gegen sie unternommenen Feldzüge.

Diejenigen Nord-Afrikanischen Staaten, welche heutzutage unter dem Namen: die Barbarey begriffen werden, machten (vergl. die Einleit. S. 1 u. 2.) vom J. 697—800 einen Theil des mächtigen Reiches aus, dessen Häupter die arabischen Khalifen waren, welche diese Afrikanischen Provinzen durch ihre Statthalter regierten. Inzwischen gab die so große Entfernung dieser Länder von dem eigentlichen Sitze der

Regierung, theils den Statthaltern und den Nachkommen der Anführer, die diese Länder überwunden hatten, oder den Häuptern der Mauren, seiner alten Einwohner, Muth, das Joch abzuwerfen, und sich unabhängig zu machen. Und die Khalifen, die ihr Ansehen und Gewalt einem Geiste der Schwärmerey zu danken hatten, der geschickter ist, Eroberungen zu machen als sie zu behaupten, waren gezwungen, diesen rebellischen Unternehmungen, denen sie nicht steuern konnten, nachzusehen. So geschah es, daß schon im J. 800, unter der Regierung des Khalifen Harun-Al-Raschid, Ibrahim el Aghleb, den ersterer zu seinem Statthalter ernannt hatte, sich der Oberherrschaft der Khalifen zu entziehen, und sich unabhängig zu machen wußte. Aghlebs Nachkommen folgten ihm in der Regierung, bis im J. 908 Mahadi, der Stifter des Fathimischen Stammes, und im J. 972. Joseph Zeiri (ein Sohn des Arabers Zeiri, welcher im J. 935. den Grund zur Erbauung der Stadt Algier legte), zur Regierung dieses Reiches gelangte; allein mit dem Tode des Hassan-Ben-Ali, des letzten Regenten aus der Dynastie der Zereiten, endigte sich im J. 1148. das bisherige Afrikanische Reich, und es fiel gleichsam auseinander, mit einer Leichtigkeit, welche den überzeugendsten Beweis von dem elenden Zusammenhange des Ganzen darstellte. Sicilianer, welche schon unter Hassan-Ben-Ali ansehnliche Eroberungen im Lande gemacht hatten, so daß sie eine Zeitlang im Besitze der ganzen Küste von Tripolis an bis Tunis standen, und Rebellen theilten das Reich unter sich. In dem Innern wurde der größ-

te Theil unter einzelne unabhängige Stämme vertheilt; die merkwürdigsten Städte erhoben sich mit einem kleinen umherliegenden Gebiete zu eben so viel kleinen unter sich unabhängigen Reichen, unter welchen nur wenige zu einiger Macht, Größe und Ansehen gelangten. Das Marokkanische Reich, wozu schon um das J. 800. durch Ali ein nicht schwacher Grund gelegt worden, erweiterte sich, besonders unter einem der nachmaligen Regenten, Namens Abdelmoumen, aus dem Geschlechte der Almorahaden, welcher im J. 1163. Tremesan, Bugia, Constantine und Tunis eroberte, auch die Griechen beynahe gänzlich aus Spanien vertrieb. Nach dem Abgange der Almorahaden theilten drey angesehene einheimische Stämme die weit ausgedehnten Marokkanischen Besitzungen unter einander. Die aus dem Stamme der Merini blieben im Besitze der Reiche Marokko und Fetz, die Abihafs legten den Grund zum jetzigen Tunesischen Staat — und die Beni-Ziam wurden Stifter des Reiches Tremesan, welches damals seinem Umfange nach so ziemlich mit dem nachmaligen Algierischen Staate übereinkam. Im Innern dieser Reiche hörten Empörungen und Unruhen fast nie auf, und im J. 1494. wurde den Regenten von Marokko aus dem Stamme Merini die Oberherrschaft von den sogenannten Sherifen oder Descendenten von Muhamed entrissen. — Das Reich Tunis ward durch innere Unruhen und Empörungen geschwächt, und das Reich Tremesan zertheilte sich in viele kleine, größtentheils freye und unabhängige Staaten, deren Häupter sich die Königs-Würde zueigneten. Sie lebten unter sich in steter Un-

einigkeit, und zuweilen machte der eine den andern tributär. Die Reiche Tremesan, Algier und Bugia waren unter diesen die ansehnlichsten, und wegen der Seeräubereyen ihrer Einwohner fiengen sie, so wie Tunis und Tripolis, an, den Europäern und vorzüglich den Spaniern, beschwerlich, und zum Theil furchtbar zu werden. Die im J. 1494. aus Spanien entflohenen und vertriebenen Mauren erhöhten den National-Haß und die Rachbegierde der Afrikaner, und belebten und vermehrten diese lästigen Streifereyen, wodurch nicht nur der Handel und die Schiffahrt der Europäer, und vorzüglich der Spanier, sehr litt, sondern auch ihre Küsten beständig beunruhiget wurden. Die Korsaren des Königes von Tremesan, die von Oran ausliefen, beunruhigten wegen der Nachbarschaft vorzüglich die Spanischen Küsten, und führten nicht selten eine Menge spanischer Unterthanen als Sklaven mit sich fort. Um diesen räuberischen Streifereyen und Einfällen Einhalt zu thun, und sie wo möglich für die Zukunft gänzlich zu hindern, ward auf Anstiften des Kardinals Franz Ximenes, von Cesareos, der Plan zu einem Kriegszuge nach Afrika, unter der Regierung Ferdinands von Spanien im J. 1506. entworfen. Hierauf gieng die Spanische Armee am 3. Sept. 1506. unter Segel, und rückte zuerst vor die algierische Festung Mazalquivir, hatte auch das Glück, dieselbe in ihre Hände zu bringen; vier Jahre nachher bemeisterten sich die Spanier auch der wichtigen Städte Oran, Tripolis und Bugia, setzten im J. 1511. ihre Eroberungen noch weiter fort, machten die Könige von Tunis und Tremesan zinsbar, und

blieben am Ende Herren des größten Theils der nördlichen Küste von Afrika.

In dieser Lage befanden sich im Allgemeinen diejenigen Länder, welche jetzt die Staaten von Algier, Tunis und Tripolis ausmachen, als nach und nach zwey in der Folge berühmt gewordene See-Helden die ersten Versuche unternahmen, sich in den Besitz einiger Gegenden und Städte auf der Nordküste des jetzigen Algierischen Gebietes zu setzen, und bald eine Veränderung hervorbrachten, welche die Staaten der Barbarey den Europäern furchtbar machte. Horuk (Aronjo), und Hayradin oder Cheradin, beyde unter dem Namen der Gebrüder Barbarossa bekannt, und getrieben von einem unruhigen und großer Unternehmungen fähigen Geiste, waren aus der Insel Mitylene oder Lesbos gebürtig, wo ihr Vater bey einer zahlreichen Familie sich kärglich als Töpfer nährte. Sowohl dieser als seine Kinder waren der christlichen Religion zugethan, und auf Mitylene, nachdem diese Insel von den Türken erobert worden, wie die mehrsten Einwohner, zurückgeblieben. Horuk, als der älteste der Geschwister, war bis in sein 20stes Jahr seinem Vater behülflich gewesen, um dessen zahlreiche Familie zu ernähren. Nachdem aber um diese Zeit die mehrsten seiner Brüder und Schwestern herangewachsen waren, begab sich Horuk an Bord eines Türkischen Kapers, und trat bald darauf zur muhamedanischen Religion über. Da er sich unter den übrigen Seeleuten vortheilhaft auszeichnete, so erhielt er einige Jahre nachher das Commando eines kleinen Schiffes, welches von einigen Kaufleuten zu Konstan-

tinopel war ausgerüstet worden, um im Archipel zu kreuzen und Beute zu machen. Kaum war er von Konstantinopel ausgesegelt, als er sogleich seine Mitgefährten zu überreden anfieng, den Archipel, wo die Hoffnung, Beute zu machen, nur gering war, zu verlassen, und auf der nördlichen Küste von Afrika zu kreuzen. Nachdem sein Vorschlag Beyfall gefunden, landete er zuerst auf der Insel Mitylene, wo er außer seinem Bruder Cheradin auch den dritten Bruder Jakob, nachdem sie gleichfalls zur muhamedanischen Religion übergegangen waren, mit sich nahm. Von hier setzte er seine Fahrt nach der afrikanischen Küste fort, und als er unterwegs eine Türkische Galiotte, welche gleichfalls um Beute zu machen ausgelaufen war, antraf, wußte er auch die Besatzung derselben zu überreden, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und ihn als Oberbefehlshaber anzuerkennen. Die drey Brüder setzten nun, nebst ihren Genossen, ihr ehrloses Gewerbe mit solcher Einsicht und Thätigkeit, auch mit so großem Glücke fort, daß sie bald eine Flotte von 12 Galeeren und verschiedenen kleinen Fahrzeugen zusammen brachten. Horuk, der wegen seines rothen Bartes den Namen Barbarossa erhielt, wurde Admiral dieser Flotte, Cheradin stand unter ihm, doch fast mit gleicher Autorität. Sie nannten sich Freunde der See, und Feinde aller, die darauf segelten, und es dauerte nicht lange, so wurden ihre Namen von den Dardanellen an bis zur Meerenge von Gibraltar furchtbar. Mit ihrem Rufe und mit ihrer Macht erweiterten sich zugleich ihre ehrgeitzigen Absichten, und unterdessen, daß sie als Korsaren han-

delten, machten sie Entwürfe als Eroberer, und erwarben sich die dazu nöthigen Talente. Sie brachten oft den Raub, den sie an den spanischen und italiänischen Küsten gemacht hatten, in die Häfen der Barbarey, und da sie die Einwohner durch den Verkauf ihrer Beute, und die unsinnige Verschwendung ihres Schiffsvolkes bereicherten, so waren sie in allen Seeplätzen, wo sie landeten, willkommene Gäste. Die vortheilhafte Lage dieser Häfen, die den damaligen größten Handelsstädten der Christenheit so nahe war, gab den Brüdern den Wunsch ein, in diesen Gegenden einen festen Sitz zu haben. Bald zeigte sich zur Erfüllung desselben eine bequeme Gelegenheit, die sie nicht ungenützt vorbeystreichen ließen. Selim Eutemi, ein arabischer Emir, den die Algierer nach dem Tode König Ferdinands aufgerufen hatten, um unter seiner Leitung und Hülfe sich frey und unabhängig zu machen, hatte allzeit unglückliche Versuche gemacht, ein Kastell, das der spanische Befehlshaber von Oran auf einer Insel, nicht weit von der Stadt Algier, aufgeworfen hatte, einzunehmen, und war so unbesonnen, daß er den Barbarossa, dessen Tapferkeit die Afrikaner für unwiderstehlich hielten, um seinen Beystand ansprach. Der muthige Korsar nahm diesen Antrag mit Freuden an, ließ seinen Bruder Cheradin auf der Flotte, gieng an der Spitze von 1500 Türken und 3000 Mann Afrikanern nach Algier, wo man ihn als einen Schutzengel aufnahm. Mit einer solchen Macht war er (im J. 1516.) Meister von der Stadt; und da er bemerkte, daß die Mauren weder den geringsten Argwohn von seinen boshaften Absichten hatten, noch

mit ihren leichtgerüsteten Truppen im Stande waren, seinen alten geübten Völkern zu widerstehen, so benützte er, da er in dem Hause Selims wohnte, eine bequeme Gelegenheit, seinen vertrauten Gastwirth, als dieser sich einsam in seinem Bade-Zimmer befand, erwürgen zu lassen, und ließ sich von seinen Türken zum Könige von Algier ausrufen. Die Herrschaft, der er sich mit solcher Kühnheit anmaaßte, wollte er nun mit Künsten befestigen, die dem Geiste des Volkes, über welches er herrschen mußte, angemessen waren; mit einer grenzenlosen Verschwendung gegen alle, die seine Erhebung begünstigten, mit eben so grenzenloser Grausamkeit gegen alle, die ihm verdächtig schienen. Ueberhaupt war in Algier eine solche Tyranney von Seiten der Türken eingetreten, daß diese ohne Widerstand plünderten und mordeten, und die Einwohner sich genöthiget sahen, die Spanier selbst um Hülfe anzuflehen. Im J. 1517. schickten diese wirklich eine ansehnliche Flotte gegen Barbarossa; aber die Einnahme von Algier mißlang gänzlich, die Spanier wurden geschlagen, und die Flotte durch einen Sturm zu Grunde gerichtet. Noch nicht zufrieden mit dem Throne, auf welchen er sich geschwungen, griff Barbarossa den benachbarten König von Tremesan an, überwand ihn in einem Treffen, und verband sein Reich mit dem Gebiete von Algier. Zu gleicher Zeit fuhr er fort, die Küsten von Spanien und Italien mit Flotten zu beunruhigen, die mehr den Seerüstungen eines großen Monarchen, als den leichten Eskadern eines Korsaren ähnlich waren. Die Verwüstungen, die sie anrichteten, zwangen Kaiser Karl V.

gleich bey'm Anfange seiner Regierung, dem Markis von Comarez, Gouverneur von Oran, eine Verstärkung von 10,000 Truppen zu geben, mit welchen er den Barbarossa angreifen mußte. Dieser Offizier richtete, mit Beystand des abgesetzten Königes von Tremesan, diesen Auftrag mit so vieler Herzhaftigkeit aus, daß Barbarossa's Truppen in verschiedenen Vorfällen geschlagen, und er selbst in Tremesan eingeschlossen wurde. Nachdem er sich bis auf's äusserste vertheidigt hatte, wurde er (im J. 1518), eben da er zu entwischen versuchte, überfallen, und nach einer höchst verzweifelten Gegenwehr getödtet. Der Markis von Comarez kehrte hierauf siegreich nach Tremesan zurück, und bey'm Einzuge in die Stadt ward als ein Siegeszeichen der Kopf des Barbarossa auf einer Stange getragen. Der rechtmäßige Erbe wurde in sein Reich wieder eingesetzt, und die Spanier kehrten nach Oran zurück. So endigte dieser tollkühne und bisher glückliche Abentheurer seine Laufbahn, dessen räuberische Züge und kriegerische Unternehmungen bis dahin einen schleunigen und glücklichen Fortgang gehabt hatten. Er soll in einem Alter von 44 Jahren gestorben, und den Verlust seines Arms durch einen künstlichen, von einem geschickten christlichen Atzte aus Stahl, oder wie einige behaupten, aus Silber verfertigten, ersetzt haben.

Sobald die Nachricht von der Niederlage und dem tragischen Ende des Horuk Barbarossa in Algier bekannt wurde, ward sogleich von der dortigen Miliz dessen Bruder Cheradin zum Regenten und Nachfolger ernannt. Anfänglich befürchtete er, daß die

siegreichen Spanier ihre Eroberungen fortsetzen und bis Algier vorrücken möchten; und da er sich weder auf die Treue seiner neuen Unterthanen, noch auf die zusammengeschmolzene geringe Anzahl seiner Türken verlassen zu können glaubte, soll er wirklich Anstalten getroffen haben, um sich bey der ersten Veranlassung mit seinen getreuen Anhängern einschiffen und davon gehen zu können. Seine anfängliche Furcht verschwand in Etwas, als er vernahm, daß die Spanier, anstatt weiter vorzudringen, nach Tremesan und Oran zurückgegangen waren. Die ersten zwey Jahre seiner Regierung waren ruhig, und verflossen, ohne sich durch innere oder äussere Unruhen auszuzeichnen. Wie er unterdessen noch immer neue Spuren von geheimen Verbindungen, welche die Einwohner mit den freyen Arabern und Mauren auf dem Lande unterhielten, entdeckte, und fürchtete, daß seine unaufhörlichen Räubereyen ihm einmal die Waffen der christlichen Mächte auf den Hals laden möchten, so beschloß er, mit Zustimmung seiner Miliz, bey der Türkischen Pforte um Verstärkung anzuhalten, und die Souveränität des Reiches dem Groß-Sultan zu überlassen, wenn er nur zum Pascha oder Vice-König, oder Statthalter, daselbst ernannt würde. Sultan Solyman II. schickte auch bald darauf 12,000 Janitscharen zu seiner Vertheidigung, und ernannte ihn zum Vice-Regenten. — Mit dieser Verstärkung war es ihm leicht, die Spanier aus der befestigten Insel zu vertreiben, welche er hierauf (J. 1530.) durch einen Damm mit dem festen Lande verband, und der Stadt dadurch einen vortrefflichen Hafen verschaffte. Die Spanier erfuhren

auch gar bald die nachtheiligen Folgen dieses Verlustes. Die Räuberenen der Algierischen Korsaren, die an Größe und Anzahl sehr zuzunehmen anfiengen, da sie jetzt einen wohlgelegenen und sicheren Aufenthalts-Ort mehr erhalten hatten, wurden häufiger und in vielen Stücken unerträglicher. Nicht zufrieden, ihre Räubereyen zur See fortzusetzen, fiengen sie besonders an, die spanischen und italiänischen Küsten zu besuchen, und theils aus Nationalhaß, theils der Nähe wegen, wurden die spanischen ganz vorzüglich beunruhiget. Sie landeten des Abends in kleinen Buchten, und benützten die Dunkelheit der Nacht, wo sie alsdann haufenweise und wohlbewaffnet an's Land giengen, und Alles, was ihnen vorkam, mit sich fortnahmen. Ganze Familien, jung und alt, Männer und Weiber fielen so, oft ganz unvermuthet, und wenn sie nach vollendeter Arbeit des Tages im tiefsten Schlafe, und ohne das Geringste zu befürchten, da lagen, in die härteste Sklaverey. Oft schlichen sich die Algierer des Nachts in die Häfen ein, bemächtigten sich einzelner Schiffe mit der ganzen Mannschaft, und entkamen gewöhnlich glücklich mit der erhaschten Beute. Es gieng damit so weit, daß die spanischen Küsten am mittelländ. Meere zum Theil entvölkert wurden; denn was nicht gefangen und von den Seeräubern fortgeführt wurde, entfloh aus Furcht, hinterließ leere Wohnungen und das unsichere Eigenthum, und begab sich zur Sicherheit weiter in das Innere des Landes hinein. Damit jedoch die Küsten nicht ganz entvölkert und in wüste Einöden verwandelt werden möchten, wurden hin und wieder längs

derselben Truppen verlegt, auch Wachen ausgestellt, die bey dem geringsten Verdachte einer Annäherung oder Landung der verhaßten Seeräuber sogleich Signale gaben, damit Alles sich in Vertheidigungsstand setzen könnte. Für die Wächter wurden, vorzüglich auf den Inseln und auf der italiänischen Küste am Ufer in geringen Entfernungen von einander, runde und hohe Wachthürme erbaut, wo die Wächter und etwaigen Soldaten auf einer Leiter hinaufsteigen und selbige nach sich heraufziehen konnten, um vor plötzlichen und unvermutheten Ueberfällen desto mehr gesichert zu seyn. Letztere Anstalt half mehr, als die zerstreut umherliegenden Truppen, die oft in einem Augenblicke da nicht gegenwärtig waren, wo ein unvermutheter Ueberfall der Barbaren ihre Gegenwart erheischt hätte. Noch jetzt findet man auf der italiänischen Küste, so wie auf verschiedenen Inseln des Mittelmeeres viele dieser Wachthürme hier, die zum Theil noch ganz, zum Theil verfallen, als bleibende Denkmale ehemaliger räuberischer Züge da stehen, auch werden sie auf der Küste von Calabrien noch immer erhalten.

So wie Barbarossa sich bey den benachbarten christlichen Nationen, vorzüglich zur See, furchtbar machte, so erweiterte er auch seine Macht, und verbreitete seine Eroberungen auf dem festen Lande. Hier vergrößerte er nicht nur nach und nach das Gebiet seines neu gegründeten Reiches ansehnlich, sondern befestigte auch allenthalben mehr und mehr seine Oberherrschaft, führte eine größere und genauere Ordnung in den Gang der Geschäfte und der Gerechtigkeitspfle-

ge ein, und die innere Ruhe und Sicherheit vermehrte sich fortdauernd. Dieß gieng so weit, daß sogar der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner Heldenthaten sowohl zu Lande, als vorzüglich zur See, bey der Pforte Aufsehen und Bewunderung erregte, so daß Barbarossa bald nachher von dem Groß-Sultan Solyman II. zum Kapitän-Pascha oder Groß-Admiral ernannt wurde; als der einzige, der durch seine Thaten und zur See gemachten Erfahrungen, würdig befunden wurde, dem größten Seehelden der damaligen Zeit, dem Andreas Doria, entgegengesetzt zu werden. Stolz auf diesen ausgezeichneten Vorzug und auf die hohe Würde, begab er sich nach Konstantinopel, wo er den kriechenden und schmeichelhaften Hofton mit der rauhen und stolzen Kühnheit eines berüchtigten Korsaren zu verbinden wußte, so daß er nicht nur allgemein geachtet wurde, sondern sich auch das völlige Zutrauen des Türkischen Kaisers und seines Groß-Veziers zu erwerben wußte. Ihnen theilte er seinen Plan mit, den Groß-Sultan zum Herrn von Tunis zu machen, welches damals das blühendste Königreich auf der afrikanischen Küste war. Der Anschlag gefiel beyden; Barbarossa erhielt von ihnen Alles, was er forderte, und was zur Ausführung dieses Entwurfes nothwendig war. Seine Hoffnung eines glücklichen Erfolges dieser Unternehmung gründete sich auf die innere Zwietracht, die in dem Königreiche Tunis herrschte. Mahmud, der letzte König dieses Landes, hatte von verschiedenen Weibern 34 Söhne gehabt, und Muley-Hassan, einen der jüngsten von ihnen, zu seinem Thronfolger

ernannt. Dieser Fürst, von niederträchtiger Denkart, der jenen Vorzug nicht seinen eigenen Verdiensten, sondern der Herrschaft zu danken hatte, die seine Mutter über einen alten, thöricht verliebten, Monarchen gewonnen hatte, und der wohl nicht ohne Grund eine Aenderung in den Gesinnungen seines Vaters befürchtete, ergriff, um derselben vorzubeugen, das abscheuliche Mittel, denselben zu vergiften, und alle seine Brüder, so viel er derselben in seine Gewalt bekommen konnte, zu tödten. Alraschid, einer der ältesten, war so glücklich, daß er seiner Wuth entkam. Er fand unter den Horden der Araber eine Zuflucht, und machte zu verschiedenen Malen einen Versuch, unter dem Beystande einiger ihrer Anführer den Thron wieder zu erobern, der ihm von Rechts wegen gebührte. Aber da die Anschläge unglücklich abliefen, und die Araber, aus angebornem Leichtsinne, bereit waren, ihn seinem unbarmherzigen Bruder auszuhändigen, so floh er nach Algier, dem einzigen Platze, wohin er noch Zuflucht nehmen konnte, und flehete den Barbarossa um Schutz an. Dieser sah mit Einem Blicke alle Vortheile ein, die durch Unterstützung seines Anspruches erreicht werden könnten, und nahm ihn mit allen möglichen Merkmalen der Freundschaft und der Ehrerbietung auf. Da er zu eben der Zeit im Begriffe war, nach Konstantinopel zu segeln, so war es ihm leicht, den Alraschid, der aus Begierde, eine Krone zu gewinnen, ohne Mühe alles glaubte und unternahm, zu überreden, daß er ihn dahin begleiten möchte. Er versprach ihm den kräftigsten Beystand Solymans, den er ihm als den edelmüthigsten und

mächtigsten Monarchen der Welt schilderte. — Kaum aber waren sie in Konstantinopel angelangt, so eröffnete, wie gesagt, der treulose Korsar dem Sultan seinen Plan, Tunis zu erobern, und dieses Reich mit dem Türkischen Kaiserthume, unter dem Vorwande, diesem vertriebenen Fürsten zu helfen, und durch den Beystand der Parthey, die sich ohnfehlbar für ihn erklären würde, auf ewig zu verbinden. Solyman billigte leicht diesen verrätherischen Vorschlag, der dem Charakter seines Erfinders angemessen war. In kurzer Zeit war eine mächtige Flotte und eine zahlreiche Armee versammelt, bey deren Anblick der leichtgläubige Alraschid sich zu schnell schmeichelte, er würde nun bald in seine Hauptstadt einen triumphirenden Einzug halten. Aber in dem Augenblicke, da dieser unglückliche Fürst unter Segel gehen wollte, wurde er auf Befehl des Sultans in Verhaft genommen, in's Gefängniß gesetzt, und da man nachher weiter nichts mehr von ihm hörte, höchstwahrscheinlich darin ermordet. Barbarossa segelte hierauf mit einer Flotte von 250 Schiffen nach Afrika. Nachdem er auf den Küsten von Italien Furcht und Schrecken verbreitet, und räuberisch gewirthschaftet hatte, erschien er vor Tunis, setzte seine Völker ans Land, und gab vor, er sey gekommen, um dem Prinzen Alraschid, den er auf dem Admirals-Schiffe krank zurückgelassen hätte, zum Besitze seines väterlichen Thrones zu verhelfen. Die Festung Goletta, welche die ganze Bucht beherrschet, fiel theils durch seine eigene Geschicklichkeit und theils durch die Verrätherey ihres Kommandanten bald in seine Hände. Die Einwohner von Tunis, Muley-

Hassans Regierung müde, griffen nach den Waffen, und erklärten sich für Alraschid mit so einstimmigem Eifer, daß jener übereilt entfliehen, und sogar alle seine Schätze im Stiche lassen mußte. Sogleich wurden dem Barbarossa, als dem Beschützer des rechtmäßigen Souveräns, die Thore eröffnet. Wie aber Alraschid selbst nicht erschien, sondern unter dem Freudengeschrey der Türkischen Soldaten, die in die Stadt zogen, blos Solymans Namen erscholl, fiengen die Tuneser an, einigen Verdacht gegen Barbarossa zu schöpfen. Bald verwandelte sich ihr Argwohn in Gewißheit; sie griffen im höchsten Grimme zu den Waffen, und umringten das Schloß, wohin Barbarossa seine Truppen geführt hatte. Aber er hatte diesen Anfall vorausgesehen, und sich darauf gerüstet. Seine Artillerie machte ein so wohl angebrachtes und mörderisches Feuer, daß die zwar zahlreichen, allein schlecht angeführten Stürmer schnell auseinander liefen. Barbarossa zwang sie hierauf, den Sultan Solyman als ihrem Souverän zu huldigen, und sich ihm, als dessen Unterkönige, zu unterwerfen. Seine erste Sorge war das Königreich, das er auf diese Art in Besitz genommen hatte, in einen wehrhaften Stand zu setzen. Er verstärkte die Festungswerke des Schlosses, das die Stadt beherrschet, und machte Goletta, das er mit großen Kosten regelmäßig nach damaliger Zeit befestigte, zum Haupthafen seiner Flotte, und zu einem Zeughause und Arsenale; auch legte er eine starke Besatzung in die Stadt, indem er nicht nur die aufrührerischen Gesinnungen der Einwohner, sondern auch einen Anfall von der See-Seite befürchten mußte. Da er nun im Besitze dieser weitläufigen Länder

war, so trieb er seine Seeräubereyen gegen die christlichen Staaten in größerem Umfange und mit einer zerstörenderen Gewaltthätigkeit als jemals. Bald mußte Kaiser Karl V. von seinen Unterthanen in Spanien sowohl als in Italien beynahe täglich die schreyendsten Klagen über die frevelhaften Angriffe der Seeräuber hören, die unter Barbarossa's Flagge kreuzten. Es schien, die ganze Christenheit erwarte von ihm, als ihrem ersten Fürsten, er werde dieser neuen und abscheulichen Art von Unterdrückung ein Ende machen. Zu gleicher Zeit wandte sich Muley Hassan, der verjagte König von Tunis, der keinen der muhamedanischen Fürsten in Afrika geneigt oder mächtig genug fand, ihm wieder auf den Thron zu helfen, an Karl, als den einzigen Herrn, der sein Recht gegen einen furchtbaren Eroberer, der ihn verdrängt hatte, ausführen könnte. Der Kaiser, gleich begierig, seine Länder von Barbarossa's gefährlicher Nachbarschaft zu befreyen, als Beschützer eines unglücklichen Fürsten aufzutreten, und den Ruhm, der damals jeden Feldzug gegen die Muhamedaner begleitete, zu erwerben, schloß mit Freuden ein Bündniß mit Muley-Hassan, und rüstete sich zum Kriege gegen Tunis. Die Kraft aller seiner Länder wurde aufgeboten zu einer Unternehmung, in welcher der Kaiser seinen ganzen Ruhm auf das Spiel setzte, und auf welche ganz Europa mit Aufmerksamkeit sahe. Eine Flotte führte aus den Niederlanden ein Korps teutschen Fußvölker herbey. Die Galeeren von Neapel und Sicilien nahmen die alten geübten spanischen und italiänischen Truppen, die sich durch so manche Siege über die Franzosen berühmt

gemacht hatten, an Bord; und der Kaiser selbst gieng zu Barcellona mit dem Kerne des spanischen Adels unter Segel, und wurde von einer beträchtlichen Eskadre von Portugal, die der Kaiserin Bruder, der Infant Don Ludwig anführte, begleitet. Die Republik Genua unterstützte die Unternehmung mit einer Anzahl Galeeren unter der Anführung des berühmten Andreas Doria. Damals war die Genuesische Marine die beste von Europa, und hatte die erfahrensten See-Offiziere. Der Pabst gab zu einem so frommen Unternehmen allen Beystand, der in seinem Vermögen war; und der Malthejer-Orden, dieser geschworene Feind der Ungläubigen, rüstete eine zwar kleine, aber wegen der Herzhaftigkeit der darauf dienenden Ritter furchtbare Flotte dazu aus. Der Hafen Cagliari in Sardinien war der allgemeine Sammelplatz. Doria war Ober-Admiral der Flotte, und der Marquis del Guasto Ober-Befehlshaber der Landmacht. Am 16. Jul. 1535. gieng die Flotte, die beynahe aus 500 Schiffen bestand, und über 30,000 Mann regulärer Truppen am Bord hatte, aus Cagliari unter Segel, und landete nach einer glücklichen Fahrt, ohne viele Schwierigkeiten, in der Nähe von Tunis. Barbarossa, der von den ungeheuren Zurüstungen des Kaisers ziemlich frühe Kundschaft erhalten hatte, und die Absicht derselben argwohnte, rüstete sich mit eben so vieler Klugheit als Lebhaftigkeit zur Vertheidigung seiner neuen Eroberung. Er ließ alle seine Korsaren von ihren verschiedenen Standplätzen kommen, zog so viel Völker aus Algier, als er daselbst entbehren konnte; sandte an alle maurischen sowohl, als arabischen Fürsten Bo-

ten, und stellte ihnen Muley-Hassan als einen ehrlosen Abtrünnigen vor, der aus Ehrgeitz und Rachgier nicht allein ein Vasall eines christlichen Fürsten geworden, sondern auch mit demselben in eine Verschwörung getreten wäre, um den muhamedanischen Glauben auszurotten; und dadurch wiegelte er diese unwissenden und bigotten Anführer dergestalt auf, daß sie, als in einer gemeinschaftlichen Sache, die Waffen ergriffen. Es dauerte nicht lange, so war eine Armee von 20,000 Mann zu Pferde, und eine ungeheure Menge zu Fuße bey Tunis versammelt. Barbarossa unterhielt durch Geschenke, die er von Zeit zu Zeit mit Klugheit unter sie austheilte, die Hitze, die sie zusammengebracht hatte. Da er aber den Feind, dem er widerstehen sollte, zu gut kannte, als daß er sich einbilden konnte, diese leichten Völker würden einer schwer gerüsteten Reiterey und einer erfahrnen und geübten Infanterie, woraus die kaiserliche Armee bestand, die Wage halten, so setzte er seine größte Zuversicht auf die Stärke von Goletta und des Korps türkischer Soldaten, die nach Art der Europäer bewaffnet, und in Kriegsdiensten geübt waren. 6000 derselben, die Sinan, ein abgefallener Jude, und der bravste und erfahrenste unter seinen Korsaren, befehligte, warf er in diese Festung, die der Kaiser sogleich einschloß. Weil Karln die See offen stand, so war sein Lager nicht allein überflüssig mit allen Bedürfnissen, sondern selbst mit den nur möglichen Bequemlichkeiten versehen, so daß Muley-Hassan, der nicht gewohnt war, einen Krieg mit so viel Ordnung und Pracht geführt zu sehen, die Macht des Kaisers mit

Bewunderung ansahe. Seine Völker, die durch seine persönliche Gegenwart angefeuert wurden, und es für ein verdienstliches Werk hielten, ihr Blut für eine so fromme Sache zu vergießen, drängten sich um die Wette zu den Posten der Ehre und der Gefahr. Es wurde beschlossen, der Platz sollte an drey verschiedenen Orten angegriffen werden. Den Teutschen, Spaniern und Italiänern wurde, jeder Völkerschaft insbesondere, einer dieser Angriffe aufgetragen. Sie drangen vor mit dem brennenden Muthe, den ein National-Wetteifer belebt. Sinan bewies alle Gegenwart des Geistes und alle Klugheit, die des Vertrauens würdig war, das sein Herr auf ihn gesetzt hatte. Die Besatzung that die schweren Dienste, die ihr aufgetragen waren, mit möglichster Tapferkeit. Allein ob sie gleich die Belagerer durch häufige Ausfälle in ihren Arbeiten störte, obgleich die Mauren und Araber das kaiserliche Lager durch unaufhörliche Angriffe beunruhigten, so wurden doch die Breschen an der Landseite bald beträchtlich. Zu eben der Zeit beschoß die Flotte die Festungswerke, die sie erreichen konnte, heftig und glücklich. Endlich geschah von allen Seiten ein allgemeiner Angriff darauf, in welchem die Festung mit Sturm übergieng. Sinan zog sich mit den Ueberbleibseln der Besatzung, nach einem hartnäckigen Widerstande, über eine seichte Fuhrt in der Bucht, nach der Stadt. Durch die Eroberung von Goletta wurde der Kaiser Meister von Barbarossa's Flotte, die aus 18 Galeeren und Galliotten bestand; von seinem Zeughause, und von 300 meistens metallenen Kanonen, die auf den Wällen gepflanzt waren,

eine ungeheure Zahl für die damaligen Zeiten, und ein merkwürdiger Beweis sowohl von der Stärke der Festung, als von der grossen Macht des Barbarossa. Der Kaiser hielt durch die Bresche seinen Einzug in Goletta. In derselben wandte er sich nach Muley-Hassan, der ihn begleitete, um, und sagte: „Hier haben Sie ein Thor offen, durch welches Sie zu dem Besitze ihrer Länder zurückgehen sollen." Barbarossa fühlte zwar die ganze Schwere des Schlages, der auf ihn gefallen war, aber er ließ den Muth nicht sinken, und gab die Vertheidigung von Tunis nicht auf. Da aber die Mauren von einem weiten Umfange, und dabey ungemein schwach waren; da er sich auf die Treue der Einwohner nicht verlassen, noch hoffen konnte, die Mauren und Araber würden die Beschwerden einer Belagerung aushalten, so faßte er den kühnen Entschluß, mit seiner Armee, die sich auf 50,000 Mann belief, gegen das kaiserliche Lager anzurücken, und das Schicksals seines Königreichs durch eine Schlacht entscheiden zu lassen. Diesen Entschluß eröffnete er seinen vornehmsten Offiziere. Er stellte ihnen dabey die verderblichen Folgen vor, die man besorgen müßte, wenn 10,000 Christen-Sklaven, die in dem festen Schlosse der Stadt eingesperrt waren, während der Abwesenheit der Armee sich empören sollten, und that ihnen den Vorschlag, daß man sie alle vor dem Auszuge der Armee, aus nothwendiger Vorsorge für die allgemeine Sicherheit, ohne Barmherzigkeit niedersäbeln müßte. Die ganze Armee billigte den Entschluß, den Feind ausserhalb der Stadt in seinem Lager anzugreifen; aber so sehr sie auch in ihren Seeräubereyen

blutiger und grausamer Scenen gewohnt waren, so sahen sie doch den unmenschlichen Vorschlag, der die Sklaven betraf, mit Schrecken und Abscheu an, und Barbarossa verschonte, mehr aus Furcht, sie zu erbittern, als aus Menschlichkeit, das Leben dieser Unglücklichen. Um diese Zeit fieng der Kaiser an, sich Tunis zu nähern; und obgleich seine Völker von einem Marsche durch brennenden Sand, wo es ihnen an Wasser fehlte, und von einer unerträglichen Hitze unaussprechlich viel ausstehen mußten, so kamen sie gleichwohl bald dem Feinde ins Gesicht. Die Mauren und Araber, durch ihre überlegene Anzahl kühn gemacht, stürzten sogleich mit gräßlichem Geschrey auf die Kaiserlichen ein. Aber ihr roher und undisciplinirter Muth hielt nicht einen Augenblick die Gegenwehr regulirter Völker aus, und obgleich Barbarossa mit einer bewunderungswürdigen Gegenwart des Geistes, um das Gefecht wiederherzustellen, sich selbst der äussersten Gefahr preisgab, so wurde doch die Flucht so allgemein, daß er selbst mit fortgerissen wurde, und nach der Stadt eilen mußte. Daselbst fand er alles in der größten Verwirrung; einige von den Einwohnern flohen mit ihren Familien und Gütern; andere standen bereit, ihre Thore dem Ueberwinder zu öffnen; die türkischen Soldaten machten sich fertig zum Rückzuge, und das feste Schloß, das ihm in solchen Umständen zur Zuflucht hätte dienen können, war bereits im Besitze der gefangenen Christen. Die Sklaven, die durch ihren Zustand zur Verzweiflung getrieben waren, hatten nämlich die Gelegenheit ergriffen, wie Barbarossa besorgt hatte. Sobald seine Armee

in einer gewissen Entfernung von der Stadt war, hatten sie zwey von ihren Kerkermeistern gewonnen, mit ihrem Beystande die Fesseln durchbrochen, ihr Gefängniß geöffnet, die Türkische Besatzung übermannt, und die Artillerie auf den Wällen gegen ihre ehemaligen Gebieter gerichtet. Barbarossa war wüthend bald über seinen mißlungenen Plan, bald über das thörichte Mitleiden seiner Offiziere; bald verdammte er seine eigene unbesonnene Gefälligkeit gegen ihre Meynung, und flohe eilend nach Bona, wo er einige Galeeren liegen hatte, auf denen er sich nach Algier, und von da weiter nach Konstantinopel flüchtete. Karl, der mit diesem leichten und beynahe unblutigen Siege, den er gewonnen hatte, zufrieden war, und im feindlichen Lande langsam und mit der nöthigen Behutsamkeit vorrückte, kannte noch nicht den ganzen Umfang seines Glückes. Aber endlich brachte ihm ein Bote, den die Sklaven abgefertigt hatten, die Nachricht von dem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen, wodurch sie ihre Freyheit erhalten hätten. Zu gleicher Zeit erschienen Abgeordnete von der Stadt, die ihm die Thorschlüssel zu Füßen legen, und ihn bitten mußten, daß er sie gegen die Gewaltthätigkeit der Soldaten schützen möchte. Allein diesen hatte der Kaiser die Plünderung der Stadt versprochen, und indem er nun mit den vornehmsten Befehlshabern sich berathschlagte, wie die Stadt könnte erhalten, und dabey doch auch die Soldaten befriedigt werden; so drangen die Soldaten, die besorgt waren, die Beute, die sie erwartet hatten, würde ihnen entgehen, plötzlich und ohne Ordnung in die Stadt, und fiengen an, oh-

ne Unterschied zu morden und zu plündern. Nun war es zu spät, ihrer Grausamkeit und ihrem Uebermuthe Einhalt zu thun. Alle Ausschweifungen, deren Soldaten in der Wuth des Sturms fähig sind, alle Frevel, die Menschen verüben können, wann ihre Leidenschaften durch die Verachtung und den Haß, den die Verschiedenheit der Sitten und der Religion eingibt, erhöhet sind, wurden begangen. Ueber 30,000 unschuldige Einwohner kamen an diesem unglücklichen Tage um's Leben, und 10,000 wurden in die Sklaverey weggeführt. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, diesen schrecklichen Unordnungen Einhalt zu thun, gieng der Kaiser endlich selbst in die Stadt, und befahl, daß die Soldaten insgesammt Tunis verlassen, und bey ihren Fahnen sich sammeln sollten, welchem Befehle diese nun auch gehorchten, und mit Beute beladen zurückkehrten. Karl bedauerte diesen widrigen Zufall, der einen so schimmernden Sieg befleckte. Er fand auf diesem entsetzlichen Schauplatz nur Einen Auftritt, der ihm einiges Vergnügen gab. 10,000 Christen-Sklaven, unter welchen verschiedene Personen von hoher Geburt waren, kamen ihm, als er in die Stadt einzog, entgegen, fielen vor ihm auf die Knice, und dankten und segneten ihn als ihren Erretter. Zu gleicher Zeit erfüllte Karl sein Versprechen, das er dem Muley-Hassan gethan, und setzte ihn wieder in sein Königreich ein. Aber er vergaß dabey auch nichts, was nothwendig war, die Macht der afrikanischen Seeräuber im Zaum zu halten; und was die Sicherheit seiner eigenen Unterthanen und die Vortheile der spanischen Krone erforderten. In dieser Absicht schloß

er am 4. August 1535. mit Muley-Hassan einen Vertrag, unter folgenden Bedingungen: Er sollte das Königreich Tunis als ein spanisches Lehen besitzen, und dem Kaiser, als seinem Landesherrn, huldigen, alle Christen-Sklaven, die sich in seinem Gebiete fänden, von welcherley Volke sie auch seyn möchten, sollten ohne Lösegeld auf freyen Fuß gesetzt werden; kein Unterthan des Kaisers sollte inskünftige in seiner Knechtschaft gehalten werden können; kein türkischer oder afrikanischer Seeräuber sollte in die Seehäfen seines Landes eingelassen werden; allen Unterthanen des Kaisers sollte ein freyer Handel und eine öffentliche Uebung der christlichen Religion zugestanden seyn; der Kaiser sollte nicht allein Goletta behalten, sondern alle befestigten Seehäfen des Königreichs Tunis sollten ihm übergeben werden; Muley-Hassan sollte jährlich 12,000 Kronen zum Unterhalte der Besatzung von Goletta bezahlen; er sollte sich mit keinem von den Feinden des Kaisers in ein Bündniß einlassen, und ihm jährlich, als einen Lehenzins, 6 maurische Pferde und eben so viel Falken liefern.

Nachdem hierauf der Kaiser die Festung Goletta durch neuangelegte Bastionen hatte verstärken lassen, und den Don Bernardin von Mondeza als seinen General-Kapitän mit 1000 Spaniern hineingelegt, auch den Admiral Anton Doria mit 12 Galeeren im Hafen von Tunis zurückgelassen hatte, so wollte er den Barbarossa noch weiter verfolgen, und auch Algier wegnehmen. Weil aber ein Mangel an Lebensmitteln eintrat, und durch die den Truppen, besonders den Deutschen, ungewohnte und ganz ausseror-

deutlich große Sommerhitze Krankheiten bey der Armee eingetreten waren, so mußte der Kaiser diesen Plan aufgeben, und sich zu seinem Heimzuge anschicken. Er ließ also die spanische Flotte und portugiesische Eskadre von sich, und gieng für seine Person mit den italiänischen Galeeren nach Sicilien über. — So hatte nun Karl die afrikanischen Händel beygelegt, den Uebermuth der Korsaren gezüchtiget; an den Küsten, die ihm am meisten mit Seeräubereyen gedrohet hatten, den Schiffen seiner Unterthanen eine Zuflucht verschafft, und seinen eigenen Flotten vortheilhafte Sicherheits-Plätze erworben. Zwanzig tausend Sklaven, die er aus den Banden der Knechtschaft, entweder durch seine Waffen oder durch seinen Traktat mit Muley-Hassan errettete, die er allesammt kleidete, und mit hinlänglichen Mitteln versahe, nach ihren verschiedenen Heimath-Ländern zurückzukommen, breiteten in ganz Europa den Ruhm der Wohlthätigkeit ihres Erretters aus, und erhoben seine Macht und seine klugen Anstalten mit den Vergrößerungen, die aus der Dankbarkeit und der Bewunderung fließen.

Durch die allerdings wichtige Eroberung von Tunis wurde zwar der barbarischen Seeräuberey ein großer Stoß versetzt; allein sie war bey weitem noch nicht vernichtet. Der Hauptsitz ihrer Macht ward nur verändert, denn jetzt wurde die Stadt Algier der Haupt-Sammelplatz der Korsaren, und die Haupt-Niederlage ihrer Beute. Die Flotte der Seeräuber nahm geschwind an Zahl und Größe der Schiffe zu, obgleich Barbarossa bald nachher als Admiral des Groß-Sultans sich nicht damit, wie vorher, beschäfftigen

konnte. Noch ehe, und bevor er Algier als türkischer Pascha verließ, wurde Gibraltar von einem seiner Befehlshaber den Spaniern entrissen und eingenommen, der, mit reicher Beute beladen, von da zurückkam. Die Algierer blieben jedoch nur kurze Zeit in dem ruhigen Besitze dieses Ortes, indem er bald nachher von dem spanischen Feldherrn Mendoza erobert wurde, der den größten Theil der Besatzung niederhieb, und die übrigen gefangen nahm. Weil die Seeräuberey vielen Vortheil gewährte, und die ansehnlichsten Beyträge zur Bestreitung der Staats-Ausgaben lieferte, so ward nun auch auf die Vermehrung der Algierischen Seemacht das meiste verwendet. Die Anzahl der damaligen Kriegsschiffe und Galeeren ward ansehnlich vermehrt, und unter der Leitung und Anführung der Gebrüder Barbarossa bildeten sich mehrere muhamedanische, damals und nachher sehr berüchtigte Seehelden. Unter denselben waren die bekanntesten: Dragut, Cheradin der Caramier, Sinan, und Hassan, der Nachfolger des Cheradin Barbarossa. — Dragut, aus Natolien in Asien gebürtig, widmete sich von seiner Jugend an dem Seedienste. Nachdem er vom Schiffsjungen an auf den Galeeren des Groß-Sultans bis zum Kapitän alle Grade hindurch gegangen war, kam er endlich so weit, sich selbst ein Schiff anzuschaffen, es auszurüsten, und auf Abentheuer und Beute auszugehen. Bey der damaligen Erbitterung, welche unter Christen und Muhamedanern herrschte; bey den fast unaufhörlich zwischen denselben fortdaurenden Kriegen waren vorzüglich der Archipel und das mittelländ. Meer mit Korsaren gleich-

sam besäet. Die meisten Schiffe, welche als Transport-Schiffe gebraucht wurden, waren auch zugleich mit Waffen und hinlänglicher Mannschaft versehen, um als Korsaren zu dienen. An Gelegenheit, um Beute zu machen, konnte es also selten demjenigen fehlen, der an Stärke und Geschicklichkeit seinem Gegner überlegen war. Weil unterdessen selten Jemand allein sich viele Vortheile versprechen konnte, so traten gemeinschaftlich mehrere zusammen, um vereint unter der Anführung und Leitung eines schon bekannten Helden ihr Heil zu versuchen. Dragut, dem es zwar gelungen war, sich allein furchtbar zu machen, glaubte indessen, unter der Anführung der damals berüchtigten Gebrüder Barbarossa, und mit ihnen vereint, weit wichtigere Dinge unternehmen zu können. Er begab sich deswegen nach Algier, wo er sehr wohl aufgenommen, zu verschiedenen wichtigen Expeditionen gebraucht, und weil er dieselben gut und glücklich ausgeführt hatte, zum Befehlshaber einer Eskadre von 12 Galeeren vom Barbarossa ernannt wurde. Mit dem glücklichsten Erfolge setzte er damit seine Streifereyen auf der italiänischen Küste fort; allgemein ward er gefürchtet, und kaum durften sich einige Schiffe auf den italiänischen und spanischen Küsten mehr zeigen. Im J. 1540. erhielt der Genuesische Admiral Andreas Doria Befehl, mit einer ansehnlichen Flotte auszulaufen, um wo möglich den Streifereyen des Dragut ein Ende zu machen. Dieser überließ das Kommando seinem Neffen Jannetin Doria, welchem es auch gelang, den Dragut mit mehreren Galeeren auf der Küste von Korsika in einer Bucht einzuschließen. Nach

einem sehr ernsthaften Gefechte mußte sich Dragut mit den Seinigen ergeben, und bis in's J. 1544. als Sklave auf den genuesischen Galeeren dienen, obgleich alle möglichen Anerbietungen zu seiner Loskaufung gemacht wurden. Die Drohungen des Cheradin Barbarossa bewogen am Ende die Genueser, ihm letzteren zu übergeben, und nachdem dieser seinen alten Freund reichlich beschenkt hatte, ernannte er ihn zum Admiral aller westlichen Freybeuter. Im J. 1548. landete Dragut in dem Meerbusen von Neapel, überfiel unvermuthet Castel Lamare und die umherliegenden Dörfer, und führte viele Einwohner und eine reiche Beute mit sich fort. Kurz nachher bemächtigte er sich einer Malthesischen Galeere, welche eine Summe von 70,000 Dukaten nach Tripolis bringen sollte. Nach dem Tode des Barbarossa übertrug ihm Solyman den Oberbefehl über alle seine Kaper. Dem Beyspiele der Gebrüder Barbarossa zu Folge, wünschte er in Afrika festen Fuß zu fassen, und fieng zuerst damit an, die Spanier aus den tunesischen Häfen Susa und Monaster zu vertreiben. Weil er diese Plätze aber nicht recht haltbar fand, richtete er hierauf vorzüglich sein Augenmerk auf die Stadt Mehedia, gleichfalls eine damals sehr feste Seestadt, mit einem Hafen im tunesischen Gebiete gelegen. Die Einwohner derselben hatten sich unabhängig gemacht, und eine Art von Republik errichtet. Dragut, der mit ihnen Bekanntschaft gemacht hatte, merkte bald, daß seine Macht nicht hinlänglich war, um sich mit bewaffneter Hand von der Stadt Meister zu machen. Durch List, und besonders mit Beyhülfe eines Einwohners von Mehe-

dia, erreichte er indessen seinen Zweck. Kaum hatte er sich der Stadt bemächtiget, als er anfieng, von da aus die ganze Küste zu beunruhigen, die Maltheser zu Tripolis zu beängstigen, in neue Verbindungen mit einigen Arabern zu treten, und die Aufmerksamkeit der Spanier wegen ihrer Oberherrschaft im Tunesischen auf sich zu ziehen. Da auch seine Korsaren, die jetzt einen sichern Zufluchtsort hatten, im mittelländischen Meere allgemein gefürchtet wurden, so entschloß sich der Kaiser Karl V., unverzüglich, und ehe und bevor Dragut sich in seinen Eroberungen hinlänglich befestigt hatte, Mehedia zu belagern, und sich, wo möglich, der Stadt zu bemächtigen. Das Vorhaben ward sogleich ausgeführt, und es gelang dem kaiserlichen Heere, dem der Pabst wesentliche Beyhülfe geleistet, sich nach einer sehr blutigen Belagerung der Stadt zu bemächtigen. Dragut, über den Verlust dieser Stadt äusserst aufgebracht, und vorzüglich gegen die Maltheser erbittert, brachte es am Ende bey der Pforte dahin, daß zur Ausrüstung einer ansehnlichen Seemacht im ganzen ottomannischen Reiche Befehl gegeben wurde. Karl V., der den Dragut als die Person ansah, welche hiebey eine Hauptrolle spielte, gab seinem Admiral Doria Befehl, diesen gefährlichen Feind der Christenheit, der jetzt fast beständig seine Streifereyen zur See fortsetzte, aufzusuchen, und, wo möglich, sich seiner Person zu bemächtigen. Doria lief mit seiner zahlreichen Flotte aus; hatte auch das Glück, seinen lang vergeblich gesuchten Gegner in einer Bucht der Insel Gelve oder Gerbes mit einigen seiner Korsaren einzuschliessen. Die Ge-

macht des Doria war der des Draguts weit überlegen, und ersterer traf dem zu Folge alle nöthigen Anstalten, um seinen Gegner hier eingeschlossen zu halten. Während der Zeit, da er genau den Hafen bewachte, schickte er Abgesandte nach Neapel und Genua, um Truppen zu einer Landung kommen zu lassen. Allem Anscheine nach konnte er sich schmeicheln, daß jetzt Dragut, den kurze Zeit zuvor der Groß-Sultan zum Sangiak der Insel des heil. Maurus gemacht hatte, in seine Hände zu fallen genöthiget werden würde. Dragut legte mehrere Batterien auf dem Ufer an, um dem Anscheine nach die feindliche Flotte vom Eindringen in die Bucht abzuhalten; allein, indem er hierauf seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten schien, ließ er durch die Seinigen und mit Beyhülfe des größten Theils der Einwohner der vorgedachten Insel einen breiten Weg durch eine weite Strecke der Insel hindurch bis auf eine dem Feinde entgegengesetzte Seite verfertigen, und durch Maschinen und eine seltene Betriebsamkeit seine Schiffe ans Land ziehen, und nachdem sie auf Rollen gebracht waren, auf dem neu angelegten Wege bis zum jenseitigen Ufer bringen, wo sie auf's neue in's Meer gelassen wurden. Indem er vorzüglich die Aufmerksamkeit der feindlichen Flotte durch ein beständiges Kanonenfeuer aus den angelegten Batterien und durch Anlegung neuer unterhielt, gelang es ihm auf vorgedachte Weise, ohne daß es vom Feinde bemerkt wurde, seine ganze Flotte auf der entgegenstehenden Seite der Insel in die See zu bringen, und darauf unbemerkt davon zu kommen. Noch ehe die verlangten

Hülfs-Truppen ankamen, erhielt Doria die unerwartete Nachricht, daß Dragut mit den Seinigen seiner Wachsamkeit entkommen sey, und äusserst mißvergnügt darüber, verließ er hierauf die Insel. Dragut, indeß glücklich in Konstantinopel angekommen, ward daselbst zum Admiral einer zahlreichen und starkbemannten Flotte ernannt. Mit derselben sollte er zuerst einen Versuch wagen, um sich der Inseln Maltha und Gozzo zu bemächtigen, und wenn dieses nicht gelingen würde, sollte er wenigstens die Stadt Tripolis zu erobern suchen. Im J. 1551. landete er mit seiner Flotte auf Maltha, fand aber daselbst nach langen fruchtlosen Bemühungen einen solchen Widerstand, daß er sein Vorhaben, sich dieser Insel zu bemächtigen, aufgeben mußte, und nachdem er die benachbarte Insel Gozzo fast gänzlich verheert, und den größten Theil der Einwohner als Sklaven mit sich fortgeführt hatte, gieng er nach Afrika, wo er sich der Stadt Tripolis bemächtigte, die Maltheser-Ritter von da vertrieb, und hierauf im Tripolitanischen den Grund zur Oberherrschaft der Türken legte. Als nachheriger Pascha oder Gouverneur von Tripolis, befestigte er diese Stadt, und benützte vorzüglich den Hafen zur Sicherheit seiner Korsaren. Bey der merkwürdigen Belagerung von Maltha, welche im J. 1565. im Maymonate anfieng, zeigte er sich vorzüglich thätig, endigte aber auch daselbst seine kriegerische Laufbahn, indem er durch ein Felsenstück, welches von einem benachbarten Felsen durch eine feindliche Kanonenkugel war abgesprengt worden, gefährlich verwundet seinen Geist aufgab. — Weniger berühmt bey der Nachwelt,

aber nicht weniger zu ihren Zeiten furchtbar, waren Cheradin der Caramier, Sinan und Hassan. Der erste, von den Spaniern Cacha Diablo (Jag-Teufel genannt), war ein Freund und Vertrauter des Cheradin Barbarossa. Unternehmend und ehrgeitzig wollte er sich auch, nach dem Beyspiel der Barbarossa, der Oberherrschaft einer afrikanischen Seestadt versichern, und es gelang ihm auch, sich der Stadt Tagiora im Tunesischen Gebiete zu bemächtigen, und sich zum Beherrscher derselben aufzuwerfen. Barbarossa, der dieß Unternehmen eben nicht völlig gut hieß, billigte unterdessen doch, wenigstens verstellterweise, das Betragen seines Untergebenen. Der Beherrscher von Tagiora beunruhigte hierauf vorzüglich die Maltheser zu Tripolis, und that ihnen sowohl zu Wasser als zu Lande manchen Abbruch. In der Nähe von Tripolis erbaute er ein Kastell, und beunruhigte die Einwohner dieser Stadt und ihre Alliirten, vorzüglich den König Hassan von Tunis dergestalt, daß dieser am Ende zugleich mit den Malthesern die Belagerung von Tagiora unternahm. Ihre vereinte Macht war aber nicht zureichend, die Uebergabe derselben zu bewirken; sie mußten sich vielmehr mit Verlust zurückziehen. Cheradin fieng hierauf an, sein Gebiet immer mehr und mehr zu erweitern, und erschwerte die Verbindungen, welche die Einwohner von Tripolis mit den umherwohnenden Arabern zu unterhalten bemüht waren. Am Ende gedachte er sogar Tripolis mit stürmender Hand einzunehmen, ward aber zum Abzuge genöthiget, nachdem er sogar in Gefahr gerathen war, sein Leben zu verlieren. Die Maltheser, welche eine

Verstärkung erhalten hatten, griffen hierauf mit Nachdruck das in der Nähe der Stadt gelegene Kastell des Fürsten von Tagiora an, und nach einem blutigen Gefechte gelang es denselben, sich zum Meister davon zu machen, und selbiges zu schleifen. Bey der Ankunft Karl V. in der Nähe von Tunis, vertheidigte er zugleich mit seinem Genossen Sinan (s. oben) die Vestung Goletta (la Goulette), deren Einnahme den Kaiserlichen am theuersten zu stehen kam. Letzterer ist mehr seiner Heldenthaten zur See, als seiner Unternehmungen zu Lande wegen berühmt geworden. — Schon früher hatte dieser sich mit dem glücklichsten Erfolge einer ganzen spanischen Eskadre in der Nähe von Formentera bemächtigt. Wo durch List und Verschlagenheit dem Feinde Abbruch gethan werden konnte, wußte Sinan sich am vortheilhaftesten auszuzeichnen, und da, wo es darauf ankam, einen unvermutheten Ueberfall zu wagen, war man gewohnt, eben so sehr auf seine Tollkühnheit als auf seine Verschlagenheit zu rechnen. Bey der Belagerung von Tunis widersetzte er sich dem Vorhaben des Barbarossa, die daselbst befindlichen Christen-Sklaven umbringen zu lassen, weil ein großer Theil derselben ihm zugehörte. Nachher nahm er mit dem berühmten Dragut Antheil an der Unternehmung, welche er gegen Maltha auszuführen gedachte, und bestand vorzüglich darauf, dieses Unternehmen aufzugeben, weil er voraus sah, daß die Eroberung der Insel sich wenigstens in die Länge ziehen, wo nicht durch die tapfere Gegenwehr der Malthesser gänzlich vereitelt werden würde — Hassan endlich, ein verschnittener Renegate, der

in Cheradin Barbarossa's Diensten sich durch große Kriegs-Erfahrungen und seinen kühnen Muth auszeichnete, wurde von letzterem ausdrücklich zu seinem Regierungs-Nachfolger in Algier ernannt, und nach Cheradins Tode gelangte er auch zur Würde eines Kapitän-Pascha oder Groß-Admirals der ottomannischen Flotte, und übertraf nachmals Barbarossa noch an Verwegenheit und Grausamkeit.

Bey dem nach und nach in Europa sich verbreitenden Handlungsgeiste und bey der veränderten Richtung, welche alle Handlungs-Speculationen und die Schiffahrt nach der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Weges nach Ostindien, um Afrika herum genommen hatten, litten die Portugiesen, Spanier und Italiäner, die Venetianer etwa ausgenommen, am meisten von den verheerenden Streifereyen der Korsaren, welche ihre Haupt-Niederlage zu Algier und Tripolis hatten. Weil beyde Länder als ottomannische Provinzen angesehen wurden, so wurde auch damals die Schiffahrt derjenigen christlichen Nationen, welche mit der Pforte in freundschaftlichen Verbindungen standen, am wenigsten und oft gar nicht beunruhigt. Außer den Venetianern unterhielt noch Frankreich mit der Pforte dergleichen Verbindungen, nachdem König Franz I. im J. 1537. mit dem Türkischen Kaiser Solyman II. eine Allianz gegen Karl V. geschlossen hatte. Die Engländer hatten zwar auch einen kleinen Versuch gewagt, ihre Handlungs-Speculationen bis nach Asien zu erweitern, und seit dem J. 1511. hatten sich einzelne ihrer Schiffe in das mittelländ. Meer hineingewagt, allein ausser-

dem, daß dieser Handel und die Schifffahrt nur von einzelnen Privatpersonen getrieben wurde; da die englische Regierung noch in keine Verbindung mit den türkischen Regenten getreten war, so gerieth auch dieses Unternehmen bald in Verfall, dergestalt, daß man in den darauf folgenden 60 Jahren fast keine Spuren davon mehr vorfindet. Vermuthlich haben zu diesem Verfalle die Räubereyen der zahlreichen Korsaren eben so viel, als die Kriegs-Unruhen in Europa überhaupt beygetragen. Dänische und schwedische Schiffe besuchten damals noch nicht das mittelländ. Meer, da überhaupt der Handel im nördlichen Europa fast ausschließend sich in den Händen der Hanseestädte befand. Die kaiserlichen Unterthanen in Spanien und Italien waren daher den räuberischen Einfällen der afrikanischen Korsaren am meisten ausgesetzt, und überhaupt litten sie mehr bey den häufigen Landungen, welche die oft ansehnliche Besatzung eines oder mehrerer Korsaren unternahmen, als durch die Stöhrung des Handels und der Schifffahrt. Da auf diese Weise die alten Klagen unaufhörlich bey dem Kaiser Karl V. einliefen, und die Spanier, Portugiesen und Italiäner bey ihm, als dem Schutzherrn des Christenthums, Hülfe und Beystand suchten, so bewogen ihn endlich diese häufigen Beschwerden, und vorzüglich die bekannte Noth seiner spanischen Unterthanen, aufs neue in Person einen zweyten Zug nach Afrika zu unternehmen. Zu Ende des Sommers im J. 1541. ward die Ausführung beschlossen und veranstaltet, und die Anstalten, so wie der ganze Aufzug, hatten völlig das Ansehen eines ächten Kreuzzuges, wozu der Rittergeist

der damaligen Zeit und die Ideen des Verdienstlichen, zur Ehre und Aufrechthaltung der christlichen Religion gegen Ungläubige zu fechten, nicht wenig beytrug. Mit einem allgemeinen Beyfall ward die Nachricht von diesem Vorhaben des Kaisers, sobald sie bekannt wurde, aufgenommen, und so wie man nach und nach die Zurüstungen, die dazu gemacht wurden, näher kennen lernte, so war nach der allgemeinen Meynung von nichts weniger, als von der gänzlichen Eroberung und Besitznehmung der Barbarey die Rede. Viele spanische Familien und Abentheurer trafen daher schon vor ihrer Abreise alle möglichen Anstalten, um sich in dem neueroberten Lande häuslich niederzulassen. Eine Bulle des damaligen Pabstes Paul III. gab der ganzen Expedition die eigentliche Form eines Kreuzzuges. Es wurde nämlich darin ein Jeder ermahnt, an diesem höchst-löblichen Vorhaben Antheil zu nehmen. Allen denjenigen, welche auf diesem Zuge gegen die Ungläubigen ihr Leben verlieren möchten, ward volle Vergebung ihrer Sünden, und den übrigen, die etwa verwundet oder sonst dabey unglücklich seyn würden, ward eine proportionirte Indulgenz, so wie überhaupt allen, die daran Theil nahmen, angekündigt. Diese Bulle und dann die Vorstellungen, welche man sich von der ansehnlichen Macht des Kaisers und von seinem ersten glücklichen Zuge nach Tunis machte, waren die Haupt-Ursachen, daß sich eine zahlreiche Menge, selbst Freywilliger, zu dieser Expedition einfanden. Da es unterdessen bis in den Nachsommer währte, bevor die Zurüstungen völlig beendigt waren, so widerriethen die erfahrensten

Geleite, und selbst der Admiral Andreas Doria, dem Kaiser das Unternehmen, und drangen darauf, dasselbe bis auf das folgende Frühjahr auszusetzen, aus gerechter Furcht vor den Herbst-Stürmen und den daraus entstehenden Gefahren einer See-Expedition zu dieser Jahreszeit. Der Kaiser blieb aber unabänderlich bey seinem Entschlusse, und vorgedachte Gründe, selbst vom Pabste unterstützt, fanden bey ihm kein Gehör. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und die Insel Sardinien zum gemeinschaftlichen Sammelplatze bestimmt. Karl V. gieng selbst zu Porto-Venere (ein Seehafen im Genuesischen Gebiete) an Bord der Galeeren des Andreas Doria. Bald hatte er Gelegenheit, die Unannehmlichkeiten und Gefahren einer See-Unternehmung in dieser Jahreszeit kennen zu lernen, und sich von der Wahrheit der wohlgemeynten und auf Erfahrung gegründeten Vorstellung und Warnung seines Admirals zu überzeugen: denn sogleich nach ihrer Abfahrt erhob sich ein so starker Sturm, daß sie nicht ohne Gefahr und nur mit vieler Mühe an dem Orte ihrer Bestimmung, auf Sardinien, landen konnten. Nachdem endlich alles daselbst angelangt war, wurde die weitere Reise sogleich angetreten. Die zahlreiche und wohlbemannte Flotte war sehr ansehnlich, und ein wahrer Heldenmuth beseelte die auf derselben eingeschifften Truppen, so wie Jeder sich mit der gewissen Hoffnung eines siegreichen Ausganges schmeichelte. Sie bestand aus 74 Galeeren, 200 großen, und 100 kleinen Schiffen. Jedes derselben führte hinten die spanische Flagge, und vornen eine mit einem Kreuze bezeichnet. Es befanden sich

auf der gedachten Flotte 20,000 Mann Infanterie, und 2000 Mann Kavallerie. Spanier, Italiener und Deutsche machten die größte Anzahl aus. Unter denselben waren 3000 Freywillige, die Blüthe des spanischen und italiänischen Adels, die sich durch Tapferkeit und Heldenmuth unter der Anführung und unter den Augen ihres mächtigen Fürsten auszeichnen wollten. Von Maltha waren 1000 gemeine und wohlgeübte Soldaten, und 500 erfahrene Ritter vom Johanniter-Orden abgesandt worden. Um an dem Verdienstlichen dieses Werkes so viel möglich Antheil zu nehmen, waren selbst viele spanische Frauenzimmer von Stande, ja wie einige bemerkten, sogar Hofdamen mitgegangen, und die meisten derselben zeichneten sich, so wie ihre Verwandten und überhaupt der zahlreiche Adel, durch eine vorzügliche Pracht und reiche Kleidungen aus. Ueberhaupt hätte ein ununterrichteter und unbefangener Zuschauer eher glauben können, daß die ganze Menge hingehe, um mit Pracht und Feyerlichkeit in einem schon eroberten Lande die Huldigung einzunehmen, und sich daselbst niederzulassen, als daß man die Absicht habe, ein feindliches Land anzufallen, und erst nach dessen noch zweifelhafter Einnahme von demselben Besitz zu nehmen. Jenseits der Insel Majorka hatte die Flotte wegen eines entstandenen Ungewitters viel auszuhalten, und als man nachher die afrikanische Küste entdeckte und vor sich liegen sah, verstattete ein anhaltender Sturm nicht, eine Landung zu unternehmen. Endlich legte sich das Unwetter, und man benützte die ersten günstigen Augenblicke, um die Landung vorzunehmen. Die Freude war allgemein,

wie man fast keinen Widerstand fand; und der größte Theil der Armee und Schiffs-Besatzung landete glücklich in der Nähe der Stadt Algier. Den Algierern scheint dieser Besuch ganz unvermuthet gewesen zu seyn, denn ein ansehnlicher Theil der türkischen Garnison war auf einige Tagreisen weit im Inneren des Landes, um nach gewöhnlicher Art mit bewaffneter Hand von den Einwohnern Abgaben zu erpressen. Sobald unterdessen die spanische Flotte auf der Küste sichtbar wurde, wurden sogleich Boten ausgeschickt, um die zerstreuten türkischen Truppen-Abtheilungen zurückzurufen. Da die in der Stadt zurückgebliebene Besatzung nur schwach war, so war sogleich beschlossen worden, daß man bey diesen Umständen sich der Landung des Feindes nicht widersetzen, sondern vielmehr allein auf die Vertheidigung der Stadt bedacht seyn wolle. Vor allem müsse man Zeit zu gewinnen suchen, um die Ankunft der abwesenden Truppen abzuwarten, da man sich alsdann schmeicheln könne, einen nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Wie man aber die so ansehnliche Menge der christlichen Truppen landen sah, ward der Schrecken und die Furcht in der Stadt allgemein, da man in derselben an dem glücklichen Ausgang der Sache zu verzweifeln anfieng. Die Spanier ließen indeß ihre Artillerie an's Land setzen, schlugen ihr Lager am Fuße eines ansehnlichen Gebirges in der Nähe der Stadt auf; und auf dem Gipfel eines dieser Berge, von wo aus die Stadt mit grobem Geschütze konnte bestrichen werden, ward mit der Errichtung einer ansehnlichen Batterie der Anfang gemacht. Nachdem man die Gegend um die Stadt her,

um in Augenschein genommen, auch die maurischen und arabischen kleinen Kavallerie-Abtheilungen zerstreuet hatte, ward Hassan aufgefordert, die Stadt zu übergeben. Dieser bat sich einige Tage Bedenkzeit aus, um seinem Vorgeben nach, die Sache erst reiflich im Divan zu überlegen; im Grunde aber, um Zeit zu gewinnen. Da nach Verlauf von ein paar Tagen der Kaiser noch immer keine entscheidende Antwort erhielt, sah er wohl ein, daß man nur Zeit zu gewinnen suche, und daß sich die Stadt nicht sogleich, weder aus Furcht, noch in der Güte, ergeben werde. Da sowohl wegen der späten Jahreszeit, als auch wegen des höchst unebenen und unbequemen Erdreichs um die Stadt, eine regelmäßige Belagerung derselben nicht wohl ausführbar war, so wurde beschlossen, daß man dieselbe auf der schwächsten Seite mit vereinten Kräften und dem höchsten Nachdruck angreifen wolle, in welchem Falle man nicht ohne Grund einen glücklichen Ausgang erwarten konnte, und das um so mehr, da man von der Schwäche der Besatzung unterrichtet war, auch schon die Wasserleitungen der Stadt zerstört hatte. Wäre es wirklich zur Ausführung dieses Entwurfes gekommen, so wäre solches auch nach aller Wahrscheinlichkeit gelungen; denn zuerst waren die Befestigungswerke der Stadt, die fast blos aus einer hohen Mauer bestanden, ausserordentlich schwach, auch die Anzahl der Garnison zur Vertheidigung zu klein, und hiernächst war der größte Theil der Einwohner, und selbst ein Theil des Divans, von Furcht und Schrecken betäubt, also wenig geschickt, einen nachdrücklichen Widerstand zu leisten.

Wie man in der Stadt die ersten Anstalten zu einem bald bevorstehenden Angriffe bemerkte, und an der Möglichkeit, demselben widerstehen zu können, fast verzweifelte, so war schon beynahe die Uebergabe der Stadt im Divan beschlossen, als plötzlich ein besonderer Umstand die Befolgung dieses Entschlusses vereitelte. Ein verschnittener Neger, der vom Pöbel als ein Heiliger verehrt, von den Vernünftigen und Angesehenen aber verachtet wurde, bewirkte diesen Aufschub. Dieser nämlich, dessen sich wahrscheinlich unter diesen Umständen diejenigen Personen im Divan, welche gegen die Uebergabe der Stadt waren, zur Ausführung ihres Plans bedienten, vom Pöbel herbeygeführt, erschien im Divan, und berief sich in Gegenwart Aller auf eine gehabte Erscheinung, wornach er mit vieler Ueberzeugung und Gewißheit die Niederlage des Feindes, mittelst eines Ungewitters, noch vor oder um den nächsten Neumond voraussagen zu können vorgab. Er ermunterte sie also, bis dahin einen standhaften Widerstand zu leisten, indem er ihnen auch in dieser Hinsicht den besten Erfolg versprach. Die hohe Meynung, worin dieser Marabut beym Pöbel stand, der Muth, den man allgemein als Folge seiner prophetischen Aussage verbreitet sah, der Beyfall, den selbst einige der Vernünftigen und Angesehensten derselben zu geben schienen, verbunden mit den Ermunterungen derer, die stets auf einen muthvollen Widerstand gedrungen hatten, alle diese Umstände zusammen, brachten im Divan den Entschluß hervor, die Stadt nicht zu übergeben, sondern dieselbe mit Muth, Entschlossenheit und Tapferkeit zu vertheidigen. In-

dem die Spanier fortfuhren, ihre Munition auszuschiffen, ihr Lager zu befestigen, um sich den Weg zum wirklichen Angriffe zu bahnen, erhob sich auch wirklich an einem der folgenden Tage, nämlich den 27. Oktober, ein so starkes Ungewitter und ein so fürchterlicher Sturm mit Gewitter, Erdbeben und starkem Regen begleitet, daß dadurch ein allgemeiner Schrecken erregt wurde. Ein großer Theil der Flotte litt dabey ausserordentlich. Viele Schiffe geriethen auf den Strand, andere scheiterten an Felsen und Untiefen auf der Küste, und die Besatzung derselben fand entweder ihren Tod in den Wellen, oder erreichte mühsam und trostlos das feindliche Ufer, wo die meisten dem Elende und der Sklaverey entgegen giengen. Die kaiserliche Armee litt in ihrem niedrigen, am Fuße des gedachten Gebirges errichteten Lager ebenfalls sehr. Getrennt von der Flotte, welche den größten Theil des Mundvorrathes am Bord hatte, und auf deren Erhaltung doch am Ende auch die ihrige beruhte, sah sie alle ihre schmeichelhaften Hoffnungen verschwinden, und Schrecken und Verzweiflung bemeisterte sich der Gemüther. Gänzlich durchnäßt, nicht allein von dem starken Regen, sondern auch von dem stromweise von den Bergen herabstürzenden Wasser, litten die Truppen theils von der Kälte, theils, bey dem geringen Vorrathe an Lebensmitteln, vorzüglich auch, vom Hunger. — Hülflos und verzweiflungsvoll sahen sie die Vernichtung des größten Theiles ihrer Flotte vor Augen. Bey dem anhaltenden Ungewitter sollen in weniger als einer Stunde 15 Kriegs- und 160 Transport-Schiffe gescheitert seyn. Sobald die Stärke und Hef-

tigkeit des Ungewitters ein wenig nachließ, zögerte Hassan nicht, aus diesen für ihn so glücklichen Umständen Vortheil zu ziehen. Er zog mit seinen ausgeruheten und wohlunterhaltenen Truppen aus der Stadt, fiel den durch Nässe, Kälte, Hunger und vielfaches Elend geschwächten Feind an, und vergrößerte dadurch die Noth und Bestürzung desselben. Die Vorposten nahmen bey diesen Umständen sogleich die Flucht; die dem Lager zunächst ausgestellten Truppen vertheidigten sich zwar mit Muth, aber ohne sonderlichen Erfolg, da ihre Lunden, vom Regen durchnäßt, kein Feuer hielten. Die ganze Armee, vom Kaiser selbst angeführt, mußte sich in Bewegung setzen, um die kleine und geringe Anzahl der Feinde zum Rückzuge zu bewegen. Indeß wurden auch bey diesen Schärmützeln viele der Kaiserlichen getödtet, und noch mehrere gefangen genommen und zu Sklaven gemacht. Jetzt wurde nun allgemein an den Rückzug gedacht; auch war sonst keine Aussicht übrig, denn der Mundvorrath war größtentheils entweder verdorben, oder mit der Flotte verunglückt. Ein Theil der Armee ward an's Ufer gesandt, um dasselbe von den herumstreifenden Mauren und Arabern zu reinigen, und die hier angekommenen Unglücklichen von der Flotte zu retten, auch wo möglich zur Einschiffung der ganzen Armee Anstalten zu treffen. Kaum war derselbe an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, als von neuem ein starkes Ungewitter ausbrach und ein starker Sturm sich erhob. Alles schien sich zum Unglück der Christen vereinigt zu haben, und Elend, Furcht und Verzweifelung bemächtigte sich auf's

Neue aller bey der eintretenden Nacht. Bey'm Anbruche des Tages, und wie der Sturm ein wenig nachließ, hatte endlich ein kleines vom Ober-Admiral Doria abgesandtes Schiff das Glück, zu landen, den Kaiser von dem elenden Zustande der Flotte zu benachrichtigen, auch ihm den Vorschlag zu thun, sobald als möglich mit allen Truppen nach Montefuse, als den bequemsten Ort zu ihrer Einschiffung, zu marschiren, wo sich auch Doria unterdessen mit einigen Schiffen einzufinden hoffte. Diese tröstliche Nachricht flößte allen auf's Neue Muth ein, und der Marsch nach Montefuse ward sogleich angetreten. Schon bey'm ersten Anfange des Rückzuges bemerkte man nur zu deutlich die traurigen Wirkungen des erlittenen Elendes, denn die Anzahl der Kranken, Ermatteten und Hülflosen war ausserordentlich groß. Während des Zuges starben noch viele auf diesem kurzen Wege, und mehrere wurden von dem nachsetzenden Feinde theils getödtet, theils gefangen genommen. Endlich gelang es dem Kaiser, sich mit seiner ganzen noch übrigen Armee einzuschiffen, und so mit den Trümmern seiner Flotte und seines Heeres der drohenden Gefahr glücklich zu entkommen. Bey'm Abzuge der Christen war zu Algier die Freude groß und allgemein. Die dringendste Noth, die größte Gefahr, die fürchterlichsten Aussichten hatten sich plötzlich und ganz gegen alle Erwartungen so sehr zu ihrem Vortheil geändert, daß ihnen am Ende ein ansehnlicher Gewinn anstatt Verlust und Schaden zu Theil wurde, und der gemeine Pöbel hier recht deutlich nur allein eine wundervolle Rettung zu sehen wähnte. Sie eroberten bey dieser

Gelegenheit eine ansehnliche Menge des groben Geschützes und der spanischen Kriegsmunition; viele Kostbarkeiten und ein kleiner Geldvorrath fielen ihnen ebenfalls in die Hände; sie hatten, fast ohne allen Verlust, eine Menge ihrer Feinde getödtet, und eine große Anzahl derselben als Sklaven gefangen gemacht. Während dieser schrecklichen Reihe von Unglücksfällen bewies der Kaiser sehr große Eigenschaften; er theilte mit dem geringsten Soldaten alle Mühseligkeiten, stellte seine eigene Person bloß, wo sich die Gefahr zeigte, sprach den Verzweifelnden Muth ein, besuchte die Kranken und Verwundeten, und ermunterte Alle durch seine Reden und durch sein Beyspiel. Und als die Armee zu Schiffe gieng, war er einer der letzten, die am Ufer blieben, obschon ein Haufen Araber ziemlich nahe herumschwärmte, und auf die Arriergarde zu fallen bereit schien. Durch diese Tugenden gab Karl V. gewissermaßen Ersatz für seine Hartnäckigkeit und den Stolz, womit er gegen den Rath der erfahrensten Männer in einer so gefährlichen Jahreszeit einen Feldzug unternommen hatte, der durch seinen unglücklichen Ausgang seinen Unterthanen so verderblich wurde, und alle ihre Hoffnungen gänzlich vernichtete.

Von der Behandlung der Christen-Sklaven in der Barbarey, hauptsächlich in Algier.

Wenn ein einer christlichen Nation, mit welcher eine afrikanische Regierung im Kriege zu seyn behaup-

tet, zugehöriges Schiff das Unglück hat, in die Hände eines dieser Seeräuber zu gerathen, so werden alle in demselben befindlichen Personen an Bord des Korsaren gebracht, ihrer sämmtlichen, auch noch so geringen Habseligkeiten beraubt, und beynahe nackt entkleidet, wie Verbrecher in den untern Raum de Schiffes verschlossen, und nach dem Orte, wo der Korsar auslief, gebracht. Das garstige Aussehen ihrer Ueberwinder, ihre trotzige Schadenfreude, ihre drohende und verwegene Mienen, der auffallende Schmutz, der allgemein auf den Korsaren-Schiffen herrscht, und die Geschwindigkeit, womit eine Trauer-Scene der andern folgt, vermehrt die unglückliche Lage dieser Gefangenen. Unter dem Freudengeschrey und tobenden Lärmen einer um den Hafen herum versammelten Menge neugieriger Zuschauer, deren äusseres Ansehen Widerwillen im Herzen der Unglücklichen erregen muß, betreten sie zuerst das Land der Sklaverey. Hierauf werden die von einem Algierer aufgebrachten Christen-Sklaven nach dem Palaste des Dey geführt, damit dieser zuerst für sich und den Staat die ihm zukommenden Subjekte (gemeiniglich je den 8ten Mann) auswählen könne. Von da werden die alsdann noch übrig gebliebenen auf den Sklaven-Markt zum Verkauf gebracht. Der Meistbietende erhält den Sklaven, ohne daß er deßwegen noch völlig sein wäre. Denn nun müssen alle Käufer mit ihren daselbst erstandenen Sklaven sich in den Palast deß Dey begeben. Hier gehet das Bieten von neuem an, und dieselben schon verkauften Sklaven werden zum zweytenmal verkauft. Will nun der erste Käufer seinen Sklaven behalten,

so muß er hier noch zulegen, welche Zulage oft eben so viel ausmacht, als sein erstes Gebot auf dem Markte. Dieses bekommt der Korsar, das zugelegte Geld aber der Dey. Von den durch den Dey für sich gewählten Sklaven werden einige, besonders weibliche Personen, oder vornehme Offiziere, zur Aufwartung und Besorgung der vorfallenden häuslichen Geschäfte angestellt. Diese, da sie in zahlreicher Menge da sind, haben wenig zu thun, werden gut, zum Theil reich gekleidet, und leben gleichsam im Ueberflusse, da sie von allen Bey's und andern Staatsbeamten, die bey'm Dey Verrichtungen haben, öftens ansehnliche Geschenke empfangen; dabey aber still und eingezogen sich verhalten müssen, und nur selten die Erlaubniß erhalten, den Palast zu verlassen.

Die gemeinen, dem Staate und zum Theil dem Dey gehörigen Christen-Sklaven müssen größtentheils, einen eisernen Ring am Fuße tragend, auf der sogenannten Marine (auf dem Molo) arbeiten, und stehen unter der Aufsicht einzelner Türken, welche Guardians genannt werden. Mit Sonnen-Aufgange werden sie unter Anführung ihres Aufsehers zur Arbeit geführt, und zuvor erhält jeder zum Frühstück 3 kleine Brode, welche dem nordeuropäischen Rockenbrode an Güte gleich kommen; gegen Mittag werden sie durch 2 Waldhornisten zum Mittagessen gerufen, wo sie eine Art von Grütze in Wasser gekocht, mit etwas Butter oder Oehl vermischt, bekommen. Die Portionen sind zwar stark genug, allein die Zubereitung ist, so wie der Geschmack dieses Gerichtes, eckelhaft und widrig. Nach Tische geht die Arbeit,

welche übrigens, ausser bey der Hitze, und wenn nicht eben bey der Ausrüstung der Korsaren u. s. w. vieles zu thun vorfällt, nicht gerade lästig und beschwerlich ist, auf's neue an, und dauert bis vor Sonnen-Untergang, worauf jedem zum Abendessen wiederum 5 kleine Brode nebst einigen Oliven zugetheilt werden. Da in der Barbarey die Sonne Sommerszeit frühe untergeht, so behalten die meisten Sklaven nach vollendeter Tages-Arbeit Zeit genug übrig, um für sich oder in den Buden der Künstler und Handwerker etwas zu arbeiten. Sämmtliche Sklaven, mit Ausnahme derer von höheren Ständen, die gewöhnlich besondere Zimmer erhalten, werden vor Anbruch der Nacht in die sogenannten Bagno's oder Sklavenhäuser (eine Art Kasernen) eingeschlossen, in denen eckelhafte Unreinlichkeit und verdorbene Luft herrscht, und die Menschheit entehrende Laster im Schwange gehen, so daß man diesen Aufenthaltsort nicht ohne inniges Mitleiden und den größten Abscheu besuchen kann. Die nöthigsten Kleidungsstücke: ein grobes Hemd, eine Weste und lange Hosen, ein kurzer mit einer Kapuze versehener Rock, alles aus grobem wollenen Zeuge verfertigt, so wie eine wollene Pferdsdecke, die nebst einigen Matratzen ihr Bettzeug ausmachen, werden ihnen vom Staate gegeben.

Diejenigen Sklaven, welche von Privat-Personen, es seyen Türken, Mauren oder Juden (den Christen ist es nicht erlaubt, Sklaven, es mögen dieß nun Neger oder Christen seyn, zu besitzen) gekauft werden, sind in der Regel ungleich glücklicher als jene, welche dem Staate anheimfallen. Sie genießen nicht nur ei-

nes höhern Grades von Freyheit, sondern ihre Arbeit ist auch noch mäßiger, die Theilnahme an ihrem Schicksale größer, und die Mittel, einiges Vermögen an sich zu bringen, häufiger. Mißhandlungen durch brutale Herrschaften gehören zu den seltenen Ausnahmen, da solche Privatpersonen bey einer übermäßigharten und etwa grausamen Behandlung ihrer Sklaven Gefahr laufen, dieselben zur Strafe unentgeldlich an den Staat abgeben zu müssen. In den Städten verrichten sie meist die Geschäfte eines Bedienten; auf dem Lande werden sie zu Garten- und Weinberg-Arbeiten gebraucht; zuweilen werden sie auch nur als Aufseher über die Arbeiter, und gleichsam als Verwalter oder Haushofmeister angestellt, wo sie also nur von dem Herrn des Hauses und seiner Familie Befehle annehmen dürfen. Diejenigen, welche in Algier von ihren muhamedanischen Herren gemißhandelt werden, können sich entweder nach dem Palast des Dey's begeben, und ihre Klagen vorbringen, oder zum Marabut (Ober-Priester) neben dem Thore der Hauptstadt, welcher Ort vorläufig allen zur Freystätte dienet, ihre Zuflucht nehmen, um da die Entscheidung ihrer Sache abzuwarten. Findet es sich wirklich, daß sie von ihren Herren gemißhandelt worden sind, so bekommt letzterer zwar gewöhnlich und zum erstenmal seinen Sklaven wieder zurück, doch zugleich mit Verweisen und mit der Drohung, daß ihm, im Falle auf's Neue Klagen über seine Härte und Grausamkeit einlaufen und gegründet befunden werden, sein Sklave werde unentgeldlich weggenommen werden. Gewöhnlich bleibt auch eine solche Erinnerung nicht ohne Wir-

fung, es wäre denn, daß der Eigner des Sklaven ein Minister des Dey's oder eine sonstige angesehene Person seyn sollte. Mehrere Privat-Personen, vorzüglich die Juden, überlassen gerne an die freyen Christen ihres Wohnortes gegen ein gewisses Monatgeld und gegen eine stillschweigend den Christen obliegende Bürgschaft, für das Entfliehen der Sklaven zu stehen, letztere, um als Bediente in Dienst ihrer freyen Glaubensgenossen zu treten. Auch überlassen oft auf eben diese Weise, sowohl der Staat als auch der Dey und seine Minister, einige ihrer Sklaven den Christen, vorzüglich wenn sie solche nicht zu beschäfftigen wissen. Sie werden dadurch nicht nur der Obliegenheit, dieselben zu ernähren und zu kleiden, überhoben, sondern erhalten auch noch monatlich eine zwar kleine, aber doch immer sichere Summe Geldes; überdieß haben sie nicht nöthig, solche bewachen zu lassen und ihrer Aufführung wegen besorgt zu seyn. Gewöhnlich wird von dem freyen Christen, der einen solchen Sklaven in seinen Dienst nimmt, an den Eigner des letztern monatlich eine halbe (Algierer) Zechine (etwa 2 fl. 15 kr. rheinisch) bezahlt, und eben soviel erhält gewöhnlich der neue Bediente. Die obgedachte Bürgschaft, welche die hiesigen Consuln, Kaufleute und Künstler in Hinsicht der Sklaven, welche von ihrem Herrn vorläufig entlassen werden, und die, wenn sich nicht ein Consul oder einer der hiesigen freyen Europäer für sie verbürgt, zum Zeichen, daß sie Sklaven sind, unten um den Knöchel des einen Fußes einen aus dünnem eisernen Drathe verfertigten Ring tragen müssen, übernehmen, ist sehr beschwerlich: denn sie müssen

nicht allein dafür stehen, daß solche Leute nicht entfliehen, sondern sie haben auch für das Leben eines solchen Sklaven in vieler Hinsicht zu haften.

Die Regierung hält allgemein auf eine nicht zu harte Behandlung ihrer Sklaven, jedoch nur aus dem unedeln Beweggrunde, um zuerst Vortheil aus ihrer Arbeit zu ziehen, und dann, um sie am Ende vortheilhaft verkaufen zu können. So sind auch im Allgemeinen Eigennutz, Geitz und Habsucht bey Privat-Personen die Haupt-Triebfedern ihres gewöhnlich gelinden Betragens gegen ihre Christen-Sklaven. Bey dem allen seufzet zuverläßig hier und da der Sklave eines grausamen Herrn oder Unmenschen unter drückendem Jammer; öfters will auch wohl ein solcher das Unrecht, welches einige Personen seiner Familie oder seiner Freunde von einzelnen europäischen Nationen erlitten, an seinem unschuldigen Sklaven rächen. Ja zuweilen trifft ein solches Unglück im ersten Augenblicke der Hitze alle Individuen einer Nation, welche etwa den Algierern einen mächtigen Abbruch gethan, oder vielen Schaden zugefügt hat. So können auch im Allgemeinen Privat-Rache, religiöser Fanatismus, besondere Härte und Launen eines Ministers der Marine, der am Ende über alle dem Staate und dem Dey gehörigen Christen-Sklaven die Ober-Aufsicht hat, die Quelle eines härteren Verfahrens gegen letztere werden; jedoch ist solches gemeiniglich sehr vorübergehend, und kann auch nicht besonders weit sich erstrecken. Privat-Personen stehet das Recht nicht zu, ihre Sklaven Vergehen wegen mit dem Tode zu strafen, auch dürfen sie ihnen ihre erworbenen Habseligkeiten nicht ohne richterliche Aussprache abnehmen.

Die Christen-Sklaven können zwar mit Grund hoffen, künftig von ihrer, oder vielmehr von derjenigen Nation, unter deren Flagge das Schiff in der Seeräuber Hände gerathen war, freygekauft oder ausgelöset zu werden; leider sterben aber manche unterdessen hin, und nur selten werden in der Regel einige nach mehrjähriger Sklaverey freygekauft. Mehrere besitzen wohl zuweilen so viel Geld, als zu ihrer Loskaufung erforderlich seyn würde; allein ehe sie diese Summe gesammelt, haben sie sich schon ziemlich an ihre bisherige Lage gewöhnt, und daher erwarten sie lieber den Zeitpunkt, wo sie von ihren Mitbrüdern in Europa freygekauft werden, um alsdann nicht mit leeren Händen zurückkehren zu dürfen. Die Loskaufung dieser Unglücklichen geschieht auf eine gedoppelte Weise. Haben sie in Europa vermögliche Freunde, so schießen diese die erforderlichen Summen zusammen, um sie einzeln frey zu kaufen. Ist dieß nicht der Fall: so müssen sie in Geduld stehen, bis ihr Vaterland sich ihrer annimmt, und eine Loslassung seiner sämmtlichen in der Sklaverey befindlichen Söhne und Töchter in Masse veranstaltet. Diese Unterhandlungen werden entweder durch Consuls oder von den katholischen Geistlichen betrieben, welche nachmals nicht unterlassen, den ganzen Haufen der Freygekauften, nach ihrer Zurückkunft im Vaterlande, in ihren alten zerlumpten Sklaven-Kleidern, mit langem Barte, in Prozession herumzuführen, um das Mitleid der neugierigen Zuschauer zu erregen, und dabey reichliche Almosen einzusammeln. — In Vergleichung mit den vormals üblichen Preisen, werden die Sklaven jetzt

sehr theuer bezahlt. Ein gemeiner Matrose oder ein Mann von niedrigem Stande wird mit 6—700 spanischen Piastern (12—1600 Gulden); ein Offizier, Schiffs-Kapitän, oder überhaupt ein Mann von einigem Range mit 6—7000, und ein gemeines spanisches Weib mit etwa 4000 span. Piastern gekauft. Der vor etwa 20 Jahren verstorbene Kaiser von Marokko hat in den letztern Jahren seiner Regierung keine Christen-Sklaven mehr in seinem Reiche gelitten; die übrigen Raubstaaten, besonders Algier, haben sich aber über diese Handlungsweise aufgehalten, und ihr Betragen auf das uralte Gewohnheitsrecht und das sogenannte allgemeine Völkerrecht gestützt, wornach Kriegsgefangene bey fortdaurendem Kriege ohne Lösegeld oder Auswechslung nicht freygelassen werden, berufen.

Ausser den zur See in Gefangenschaft gerathenen Christen-Sklaven, gab es noch vor wenigen Jahren in Algier eine nicht unbeträchtliche Anzahl Europäer, die sich freywillig in den Zustand der Sklaverey begeben hatten. Sie kamen, ohne Ausnahme, als Ueberläufer aus der ehemal. spanischen Festung Oran und aus dem nahe bey derselben gelegenen, gegenwärtig noch in Spanischen Händen befindlichen Castell Masalquivir, daher man sie auch mit dem Namen Oranisten bezeichnete. Es waren Leute meist aus allen europäischen Ländern, die oft alle Schulen des Bösen durchgelaufen waren, und aus ihnen eine Frechheit davon getragen hatten, die alles Heiligen zu spotten pflegt, und so als Taugenichtse gebrandmarkt, zuletzt den Strafen, die ihnen wegen begangener Ver-

brechen drohten, durch die Flucht entzögen hätten. Diesen sogenannten Oranisten oder freywilligen Sklaven werden härtere Arbeiten, als den übrigen Christen-Sklaven auferlegt; sie müssen in den Steinbrüchen arbeiten, Lasten tragen, und überhaupt, da man wegen ihrer gesunkenen Moralität mißtrauisch gegen sie ist, eine strengel Behandlung erfahren, auch ist ihre Freymachung mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Von dem Handel und der Kriegsmacht der drey Barbarischen Staaten Algier, Tunis und Tripoli.

a) Handel.

Der Handel im Reiche Algier ist sehr unbedeutend, da die Regierung ihn nicht nur durch hohe Zölle und andere Bedrückungen, sondern auch dadurch, daß sie von den Haupt-Ausfuht-Artikeln das Monopol an sich gerissen hat, erschwert. Die Haupt-Geschäfte werden in der Stadt Algier durch Juden, deßgleichen in den Häfen von Bona, Arseo, La Calle und Kollo, welche hauptsächlich von Franzosen und Engländern besucht werden, gemacht. In der Gegend von Bona und La Calle versammeln sich im Frühjahre, gegenwärtig meistens unter Englischer Flagge, mehrere hundert größtentheils italiänische Fahrzeuge wegen der Korallen-Fischerey, für welche Erlaubniß eine gewisse

jährliche Summe an die Algierische Regierung entrichtet wird. Im Innern des Landes ist wenig Verkehr, und an dem Karavanenhandel mit Süd-Afrika nimmt Algier nur geringen Antheil. Der Handel von Tunis hingegen ist sehr ausgebreitet, und wird durch die Regierung unterstützt, indem die Einfuhr-Artikel, wenn sie unmittelbar aus dem Lande kommen, wo sie verfertigt sind, nur 3, im entgegengesetzten Falle aber 8 Procent Einfuhr-Zoll bezahlen. Es treibt einen starken Karavanenhandel mit Tombuktu und andern Gegenden des innern Afrika, durch welchen es Strauß-Federn, Elfenbein, Goldstaub, Senesblätter, Ambra und Neger-Sklaven, so wie mit Marokko, durch welchen es Goldstaub und Zechinen an sich zieht. Ferner führt Tunis in eigenen Schiffen einen lebhaften Handel mit allen Häfen der Levante, denen es wollene Zeuge, scharlachrothe Mützen und Schawls aus Jerboa-Haaren, Goldstaub ꝛc. zuführt, um Kaffee, Reis und Baumwolle zurückzubringen. Die Franzosen und die Handlungshäuser in Livorno haben, unter den Europäern, den meisten Verkehr mit Tunis; wie denn Marseille vor der Revolution jährlich allein gegen 300 Schiffe hieher schickte, die klares Oehl und Bodensatz, zum Gebrauche für die Tuch-Manufakturen und Seifensiedereyen abholten, ein Handel, der sich in den neuern Zeiten indeß sehr vermindert hat. — Auch der Handel von Tripoli ist nicht unbedeutend, besonders kann die Stadt Tripoli als ein Stapelort für den Umsatz von Waaren aus dem innern Afrika gegen Europäische und Asiatische Produkte angesehen werden; indem nach Tripoli

nicht nur aus Marokko, sondern auch aus dem durch die neuesten Reisebeschreibungen näher bekannt gewordenen Fezzan, dessen Bewohner wegen ihres ausgebreiteten Zwischenhandels mit der Küste und den innern Theilen als die Holländer von Afrika anzusehen sind, alljährlich Karavanen kommen. Nach der Levante verschiffen die Tripolitaner Neger-Sklaven, Wachs, Goldstaub und Trona, eine Art mineralischen Laugensalzes, das in den Türkischen Färbereyen gebraucht wird. Die meisten Geschäfte mit Europa, welche jedoch nicht beträchtlich sind, werden nach Venedig, Livorno und Marseille, und zwar in christlichen Schiffen gemacht.

Die Artikel, welche aus den Häfen der drey Staaten Algier, Tunis und Tripoli nach Europa ausgeführt werden, sind: Waitzen, Gerste und Erbsen, Oehl, Senesblätter und Veilchenwurzel, Zitronen und andere Südfrüchte, Wolle, Wachs und Honig, Ochsenhäute, Felle von Ziegen und wilden Thieren, Pferde, Elfenbein und Strauß-Federn; Seide, Saffian und anderes Leder, Pottasche und schwarze Seife. Dagegen bestehen die europäischen Einfuhr-Artikel aus: feinen und leichten wollenen Tüchern, baumwollenen und seidenen Zeugen, Mousselin (zu den Turbans), Goldbrokaden, Segeltuch und Tauen, groben Spitzen, Leinwand, Papier, kostbarem Schmuck, Uhren, Spiegeln, Eisen und Eisengeschirr, Messing- und Eisendrath, Messer- und Nagelschmids-Arbeiten, Flinten und andern Kriegsbedürfnissen, gebrannten Wassern, Schiffsbauholz, Farbstoffen, Salpeter, Schwefel, Opium, Zinn, Quecksilber, Kupfer, deßgleichen Gewürz, Zucker, und nach Tunis insbesondere auch aus spanischer Wolle. —

Das Getreide, welches so oft schon in Europa ein sehr willkommener Handels-Artikel war, darf weder zu Algier noch Tunis ohne Erlaubniß-Scheine von der Regierung ausgeführt werden, und weder in jenem noch in diesem Staate ist die Ausfuhr aus der Hauptstadt erlaubt, sondern in jenem ist Bona, in diesem Biserta zur Ausfuhr angewiesen. Vorzüglich wird viel Getreide nach Livorno geführt, welcher Platz (so wie Amsterdam es für das nördliche Europa ist) als der Mittelpunkt des Getreide-Handels für das südliche Europa angesehen werden kann, so daß Spanien und Portugall nicht in dem nähern Afrika, sondern in dem entfernteren Livorno wohlfeiler einkaufen. Diesen Vortheil verschafft letzterer Stadt die zahlreiche Judenschaft daselbst, die mit ihren Glaubens-Genossen in Tunis und Tripolis in fortdaurender Verbindung steht, und in den trefflichen Korn-Magazinen das Getreide lange aufbewahren kann. — Auch Gibraltar, Maltha und die unter Englischer Oberhoheit stehenden 7 Inseln erhalten gewöhnlich einen großen Theil ihres Getreidebedarfs aus diesen Staaten.

b) Kriegsmacht.

Ungeachtet Algier, als ein militärischer Staat, eine furchtbare Kriegsmacht erwarten läßt, so beträgt dieselbe doch höchstens in Friedenszeiten nur 15,000 Mann, worunter 10,000 Türken, welche zwar tapfere Soldaten und treffliche Schützen sind, aber von Disciplin und Taktik keinen Begriff haben, und 10,000 Koloris (Abkömmlinge von Türken) sich befinden. Das Korps der Zwuwahs, d. h. Reiterey, be-

steht blos aus Mauren und einigen Koloris, und ist im Ganzen nur etwa 5000 Mann stark. Diese Truppen bilden die schwachen Besatzungen, welche in den Städten und Festungen liegen, und werden auch zur Eintreibung des Tributs und zu den Kreuzzügen der Korsaren gebraucht. Die Bey's durchziehen nämlich, bey Einsammlung des Tributs von den Bewohnern des platten Landes, alljährlich an der Spitze eines Heeres ihre Provinz, und nehmen mit Gewalt, wo sie in Güte nichts bekommen können. An die verschiedenen Zweige einer wohleingerichteten Militär-Administration ist hier nicht zu denken. Das Gepäcke und die wenigen Kanonen, die ein solches Heer mit sich führt, und die nur von kleinem Kaliber sind, werden der Gebirge wegen auf Maulthieren und Kameelen fortgebracht. In Zeiten der Noth werden zwar alle Koloris und waffenfähigen Mauren aufgeboten, und die Masse steigt dann wohl zu 80,000 Bewaffneten, jedoch ohne die Kraft des Heeres bedeutend zu vermehren. — Die Algierische Seemacht, nur noch der Schatten jener Flotten, mit denen die Barbarossen ehemals die Christenheit schreckten, — bestand im J. 1816. vor ihrer Vernichtung aus 4 Fregatten von 36—44 Kanonen, aus 5 Corvetten von 22—30 Kanonen und mehreren andern kleinern Kriegsschiffen. Hierzu kamen noch 40 bis 50 Kanonier-Schaluppen, blos zum Schutze der Rhede von Algier bestimmt. Alle diese Kriegsschiffe sind bis auf etwa 10 Kanonenboote und ein paar etwas größere Kriegs-Fahrzeuge in der Nacht vom 27. Aug. 1816. von den Engländern angezündet und verbrannt worden. — Das Schiffsvolk zur Besetzung der Raubschiffe

wird aufgerafft, so wie es sich darbietet, im Nothfalle auch gepreßt. Die Korsaren-Kapitäne wissen sich zwar des Kompasses und einigermaßen auch der Seekarten zu bedienen, und besitzen wohl einige praktische Erfahrungen und Kaperkniffe, aber sonst keine soliden Kenntnisse. Sämmtliche Schiffs-Offiziere stehen unter dem Marine-Minister, und haben an ihrer Spitze zwey Admiräle, deren einer als Präsident einer Art von Prisen-Gericht zurückbleibt, der andere aber, da selten die ganze Flottille auf den Raub ausgeht, das größte Kaper-Schiff befehliget.

Den Kern der Landmacht in Tunis bildet das Fußvolk, das aus etwa 6000 Türken und Kolorís besteht, die, wie die Soldaten in Algier, baar besoldet werden; hiezu kommen 7000 Reiter, die nur einen geringen Sold in Landes-Produkten erhalten; im Falle eines Krieges ist jedoch diese Macht schon häufig auf mehr als 30,000 Mann gebracht worden. — Die Tuneser Marine ist, seitdem die Häfen von Porto-Farina und Biserta so sehr durch Verschlämmung gelitten haben, sehr wenig bedeutend, und besteht nur aus einigen kleinen Fregatten, nebst einer Anzahl Galeeren, Galiotten, Barken und anderen kleinen Fahrzeugen. Auch hat unter den Einwohnern der Geschmack an Seeräuberey sehr abgenommen, wenn es auch die Regierung noch nicht über sich gewinnen kann, ihr zu entsagen.

Die stehende Kriegsmacht der Regierung von Tripoli steigt nicht über 5000 Mann, und ihre Armee kann zur Kriegszeit höchstens auf 20,000 Mann gebracht werden. Die Truppen bekommen einen schlech-

ten Sold, und sind hauptsächlich auf den Raub und die Plünderung verwiesen, die sie sich erlauben dürfen, wenn der älteste Sohn des Dey den Tribut mit ihnen eintreibt. Die Marine ist äusserst klein, und besteht gegenwärtig nicht einmal aus einem Dutzend größerer und kleinerer Kriegs-Fahrzeuge, worunter ein paar Fregatten sind, deren größte nicht über 56 Kanonen führt. Diese Raubschiffe gehören hier insgesammt der Regierung, für deren Rechnung auch damit Kaperey getrieben wird, und womit sie sich bey all' ihrer Schwäche den Europäern furchtbar genug macht, um große Summen von ihnen zu erpressen.

So wenig auch an und für sich die Kriegsmacht der 5 angeführten Afrikanischen Raubstaaten bedeutend ist, so würde doch eine beträchtliche Armee der besten Europäischen Truppen erfordert werden, um hier festen Fuß zu fassen, da nicht nur die Natur des wenig bebauten Landes und das heiße Klima, sondern auch die große persönliche Tapferkeit dieser obwohl undisciplinirten Truppen und der Fanatismus aller muhamedanischen Einwohner, nach den bereits gemachten Erfahrungen, fremden Völkern und besonders Christen, bey der Eroberung, noch mehr aber bey der Behauptung des Landes, die größten Schwierigkeiten in den Weg legen würden.

Ueber die Seeräuberey sämmtlicher Staaten der Barbarey.

In den ältern Zeiten war es einem jeden erlaubt, Korsaren auszurüsten und Seeräuberey zu treiben; nach und nach aber ist dieses, für die christlichen Staaten so verderbliche Gewerbe ein Vorrecht der Regierung geworden, so daß die Einwohner nur noch als Werkzeuge der letztern daran Antheil nehmen, und in schwere Strafe fallen würden, wenn sie für eigene Rechnung einen Kaper ausrüsten wollten. Denn, obschon in Algier ausser der Republik auch Privat-Personen Eigner von Raubschiffen, die für Rechnung derselben auslaufen, sind, so müssen doch diese Eigner auch nur unter den vornehmsten Staats-Dienern (Divans-Mitgliedern) gesucht werden; und in Marokko und Tripoli, höchstwahrscheinlich auch in Tunis, werden alle Korsaren nur von der Regierung ausgeschickt.

Die Korsaren halten sich zwar gewöhnlich vom Monat März bis zu Ende Oktobers auf der See auf, setzen jedoch ihre Streifereyen selten über 1½ Monate fort, weil ihre Vorräthe alsdann ausgegangen sind. Wenn diese zurückkehren, laufen wieder andere aus, so daß man darauf rechnen kann, daß die See bis zum Winter, wo die Korsaren ausgebessert zu werden pflegen, nie von ihnen leer wird. Wenige Tage vor dem Abgang der Korsaren wird der Befehl ertheilt, daß keines der in dem Hafen befindlichen Schiffe auslaufen darf, damit die Zurüstungen den Europäern nicht verrathen werden. Sobald in Algier, gewöhn-

lich auf Vorstellung des Marine-Ministers, der Befehl zum Auslaufen ertheilt ist, sucht jeder Rais oder Kaper-Kapitän seine Mannschaft vollzählig zu machen, wobey dann, wenn dieser als ein glücklicher Befehlshaber bekannt ist, eine Menge Abentheurer, in Hoffnung, Beute machen zu können, zuströmt, welche nun ein Handgeld von 4 bis 6 Zechinen erhalten. Da die Menge der Kämpfenden das Mittel ist, womit die Korsaren die Kauffahrer zu schrecken suchen, auch häufig wirklich durch Entern, worin sie sehr geübt sind, nehmen, so werden solche Schiffe sehr stark bemannt; wie z. B. eine kleine marokkanische Fregatte nicht unter 180 und zuweilen über 300 Mann, und ein Algierer Korsar, nach Verhältniß der Größe seines Schiffs, 100 bis 250 Mann, und noch mehr, Besatzung hat, welche größtentheils aus Mauren besteht; doch schifft sich auf jedem Fahrzeuge der Algierer, Tuneser und Tripolitaner, auch eine Anzahl von 20 bis 60 Türken ein, die mit Säbeln, Pistolen und Flinten versehen seyn müssen, übrigens aber blos bey'm Angriffe, hauptsächlich beym Entern, Dienste thun dürfen, und unter den Befehlen eines Aga-Bascha stehen. Unmittelbar vor der Abfahrt der Korsaren werden von den Consuln der europäischen Mächte, welche mit den Algierern in Frieden leben, an jeden der kommandirenden Kapitäne die nöthigen Pässe gegeben. Der eine von diesen schützt ihn selbst gegen die Kriegs-Schiffe der befreundeten Nationen, denen er in den Gewässern, in welchen er schwärmen will, begegnen könnte. Der andere Paß setzt ihn in den Stand, zu erforschen, ob die Kauffahrer, an deren

Bord er Untersuchungen anstellt, wirklich der befreundeten Nation zugehören, deren Flagge sie führen. Da die Korsaren-Kapitäns europäische Sprachen weder verstehen, noch lesen können, so haben die Europäer die sogenannten afrikanischen See-Pässe, die auf Pergament gedruckt sind, und deren sorgfältige Aufbewahrung an einem trockenen Orte allen Kapitäns von Kauffahrern nachdrücklich empfohlen ist, mit verschiedenen Figuren, z. B. Blumen, Wappen, Schiffen u. verziert, und sie darauf in zwey Stücke zerschnitten, so daß dadurch die Haupt-Figuren in zwey Theile getheilt werden, die bey'm Zusammenfügen der Stücke genau an einander passen, und ein Ganzes bilden. Der eine Theil eines solchen Passes wird nun dem Kapitän des europäischen Schiffes, der andere aber durch den Consul dem Korsaren-Kapitän zugestellt, der damit alle von den Schiffen derselben Nation vorgezeigten Pässe prüft, ohne sich dabey auf die weitere Durchsicht der Papiere einzulassen. Sobald mehrere Korsaren zugleich ausgelaufen sind, so geht, wenn nicht eine bestimmte Anzahl zu einer besondern Expedition beordert ist, jeder seinen eigenen Weg, und sucht für sich sein Glück, um nicht verbunden zu seyn, die etwaige Beute mit andern zu theilen. Die Algierer segeln gewöhnlich zuerst an die französischen und spanischen Küsten, theils weil sie hier Sardinische (vorzüglich Gennesische) Neapolitanische *) und

*) Lord Exmouth hat bekanntlich im Frühjahre 1816. mit den 3 Seeräuber-Staaten für Sardinien und Neapel Frieden geschlossen, in welchem durch dessen spätere Expedition gegen Algier keine Aenderung eingetreten ist.

Portugiesische Schiffe, mit welchen sie fast in beständigem Kriegs-Zustande sind, zu finden hoffen, und auf die sie daher stets Jagd machen, theils weil sie im Nothfalle in einen der dortigen Häfen einlaufen, auch wohl sich auf die Unverletzbarkeit dieser Küsten berufen können, eine Unverletzbarkeit, die jedoch von diesen drey befehdeten Nationen in neuern Zeiten, wenn sie einen Kaper in den Grund bohren konnten, nicht mehr geachtet wurde, und Frankreich und Spanien in mancherley Unannehmlichkeiten verwickelt hat. Wenn sie hier eine Zeitlang vergebens gelauert haben, so nähern sie sich der italienischen Küste; seltener gehen sie in's adriatische Meer. Dagegen sieht man die Korsaren, besonders die aus Tunis und Tripolis, oft in den hintern Gegenden des Mittelmeeres, im Archipel und an den Küsten Aegyptens. Die marokkanischen Seeräuber gehen selten in's Mittelmeer, sie schwärmen gewöhnlich nur in der Meerenge und an den portugiesischen Küsten, bis gegen den Tajo hin; doch kreuzen sie auch zuweilen weiter westwärts im Norden der Kanarischen Inseln. Sobald nun die Korsaren ein Kauffarthey-Schiff erblicken, so eilen sie mit ihren Schnell-Seglern (denn dergleichen haben sie alle) auf dasselbe zu, und sobald sie es erreicht haben, setzen sie eine Schaluppe aus, um sich an Bord desselben zu begeben und die Pässe zu untersuchen. Gehört aber das Schiff einer von den Mächten an, mit welcher sie gewöhnlich im Kriegszustande sich befinden, z. B. Portugal, Neapel, Toskana, dem Pabste, Sardinien, oder mit der das gute Vernehmen gestört wurde, so verdoppeln sie ihre Anstrengung. Wenn

sie ihm nahe genug gekommen sind, so beginnt eine Kanonade, welche zwar der Kauffahrer erwiedert, die jedoch gewöhnlich von nicht langer Dauer ist; denn der größte Vortheil der Korsaren besteht, weil sie viel Mannschaft haben, in einem beherzten und raschen Entern (Anhacken und Ersteigen des Schiffes), und diesen machen sie sogleich geltend. Zu dem Ende werden ein paar starkbemannte Schaluppen ausgesetzt, und wenn diese sich ihren Gegnern bis auf einen Büchsenschuß weit genähert haben, so springen unter den Matrosen die besten Schwimmer und Kletterer, ihren kurzen Säbel in den Mund nehmend, in die See, und suchen von allen Seiten den Bord des Schiffes zu erklimmen. Um ihnen dieses zu erleichtern, unterhalten die in den Schaluppen zurückgebliebenen Mauren oder Türken ein beständiges Büchsenfeuer, um die Besatzung des feindlichen Schiffes vom Verdecke zu vertreiben. Sobald dann erst einige in das letztere gedrungen sind, so folgt eine große Anzahl anderer bald nach, und die Besatzung ist genöthiget, sich den überlegenen Gegnern zu ergeben; so daß also ein solches, in der Regel schwach bemanntes Handels-Schiff, diesen Seeräubern fast ohne Schwerdtschlag in die Hände fällt. Jedoch fehlt es nicht an einzelnen Beyspielen, daß starkbemannte Kauffahrtey-Schiffe, wenn sie sich ihrer Kanonen gut zu bedienen wissen, diesen Räubern mit Erfolg widerstanden, und sie nach einem blutigen Gefechte zurückgetrieben haben.

Kriegsschiffe werden von den Seeräubern so viel immer möglich vermieden, wenn sie sich ihnen anders nicht sehr überlegen glauben. Uebrigens ist es ein

stets befolgtes System der Seeräuber-Staaten geblieben, nur den schwächern Europäischen Seemächten den Krieg anzukündigen, und besonders sich mit den indolenten italienischen Regierungen im Kriegszustande zu befinden, von welchen, selbst bey Landungen und Plünderungen auf ihrem Gebiete zur Nachtzeit, sie weder ernsthaften Widerstand, noch weniger aber Heimsuchung und Strafe auf eigenem Grund und Boden zu erwarten haben.

Von den eingebrachten Prisen erhält in Algier der Staat den achten Theil des Werthes, und das Uebrige wird verhältnißmäßig unter den Eigner des Korsaren, so wie unter die Offiziere und Gemeine vertheilt. In Marokko nimmt der Kaiser von der gemachten Beute erst den fünften Theil, und halbirt hierauf den Rest durch seine Beamten so, daß er und der Staat die eine, und der Rais nebst der Mannschaft die andere Hälfte erhält.

In den neuesten Zeiten betrug der Tribut, welchen die seefahrenden Europ. Nationen an Algier jährlich, nach einem zwar beyläufigen aber doch ziemlich genauen Anschlag, bezahlten, beynahe 200,000 Piaster. Ueber das, was die andern Seeräuber-Staaten erhalten, hat man weniger genaue Berechnungen.

Betrachtungen über die neueste Englische Expedition gegen Algier, und über ihre Folgen.

Die neueste Englische Expedition gegen Algier verdient in zweyfacher Hinsicht besondere Aufmerksamkeit.

1) in militärischer; 2) in politischer.

Eine Seestadt, deren Zugänge von Seiten der See durch viele Forts und äusserst solid erbaute Batterien, zusammen mit mehr als 300 Kanonen besetzt, und überdieß noch durch eine beträchtliche Menge von Kanonier-Schaluppen geschützt sind, ohne eine angemessene Anzahl von Landungs-Truppen bloß durch eine Kriegs-Flotte mit Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs anzugreifen, hält man gewöhnlich in unsern Zeiten um so mehr für eine Unmöglichkeit, da die grosse Ueberlegenheit der Landbatterien gegen die Kanonen der Kriegs-Schiffe längst entschieden ist. Mit banger Furcht blickten daher Sachverständige, welche die Orts-Verhältnisse, die Tapferkeit und Ausdauer der Muselmänner kannten, die wußten, daß sich die Algierer viel besser auf die Bedienung der Artillerie verstehen, als man es in Europa dafür hält, welche mithin über Angriffs- und Vertheidigungsmittel ein begründetes Urtheil zu fällen vermochten, auf den Ausgang einer Expedition, deren vorher laut angekündigte Bestimmung den Bedrohten hinlängliche Zeit ließ, sich auf eine kraftvolle Vertheidigung gefaßt zu ma-

chen, und deren Erfolg, wie es bey solchen Unternehmungen gewöhnlich der Fall ist, von der Menge zum Voraus schon deßwegen als gewiß angenommen war, weil sie gemacht wurde, und weil jeder Menschenfreund dieselbe eifrig wünschen mußte.

Viele verständige Leute waren indeß der Meynung, daß die Englische Flotte durchaus nicht die Bestimmung habe, etwas Ernsthaftes gegen Algier zu unternehmen, sondern bloß die Unterhandlungen zu unterstützen, um für die der Englischen Flagge angethane Beschimpfung einige das Volk beruhigende, wenn auch nur anscheinende Genugthuung zu erhalten, und höchstens um im äusserften Falle bey Nacht ein paar hundert Bomben in die Stadt zu werfen, und dadurch die Regierung zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen. —

Der Gang der Begebenheiten hat gezeigt, wie irrig diese Ansicht gewesen ist. Die sehr gewagte Unternehmung ist von einem höchst glücklichen Erfolge begleitet worden, welcher der Tapferkeit der Brittischen Marine und der Geschicklichkeit ihrer Anführer um so mehr zur Ehre gereicht, da selbst der bey weitem größte Theil der Brittischen und Holländischen See-Offiziere einen glücklichen Ausgang bezweifelte, nichtsdestoweniger aber mit der größten Selbstverläugnung und Selbstaufopferung das schwierige Geschäft begonnen und fortgesetzt hatte. Uebrigens entschied hauptsächlich nur der glückliche Umstand, daß die Algierischen Schiffe durch einige Tapfere, die ihr Leben daran wagten, in Brand gesetzt, und durch Begünstigung eines Westwindes bis auf ein paar kleine Fahr-

zeuge nebst beynahe allen See-Vorräthen vernichtet wurde.

Der verzweifelte Widerstand der Algierer, der große Verlust auf der Brittischen Flotte, und die harte Beschädigung der im Gefechte gewesenen Schiffe beweist übrigens zur Genüge, wie leicht sich der Vortheil hätte auf die feindliche Seite neigen, und wie durch ein paar unglückliche Zufälle die ganze Unternehmung hätte einen unglücklichen Ausgang nehmen können.

Etwas, das der Englischen Flotte außerordentlich zu Statten kam, und mit als eine Hauptursache ihres gelungenen Angriffs betrachtet werden kann, ist der Umstand, daß ehe die Algierer Befehl zum Feuern erhielten, ein großer Theil der Flotte ungestört dicht vor den Batterieen ankerte. Hätten diese früher gefeuert, so hätte das Ankern, schon wegen des Rauches und Dampfes, wohl nicht in solcher Ordnung, und vielleicht auch nicht in solcher Nähe Statt finden, und sehr leicht noch vorher eines oder das andere Schiff so bedeutend beschädigt werden können, daß es, zum Manövriren untüchtig, den Kampf mit den Batterieen hätte aufgeben müssen, ehe es ihn noch eigentlich begonnen hätte. Ohne Zweifel dachten die Algierer es sich als unmöglich, daß Kriegsschiffe es wagen könnten, so nahe vor ihren Batterien, zum Theil mit ganz schwerem Geschütz, unter anderm mit mehrern 65-Pfündern besetzt, und gleichsam vor die Mündung ihrer Kanonen hin zu kommen; und ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatten die englischen Schiffe ihre zum Voraus ersehene Stel-

lung bereits eingenommen, und machten ihrerseits gegen, diese furchtbaren Batterien ein so erschreckliches und zusammengedrängtes Feuer, daß in kurzem, troß ihres soliden Baues, ein großer Theil derselben unbrauchbar wurde und zusammenstürzte. Ein neuer Beweis, wie höchst nachtheilig im Kriege es ist, wenn irgend eine Vorsicht unterlassen wird, und nicht für alle möglich eintretenden Fälle zum Voraus Maaßregeln genommen werden.

Was außerdem das Unternehmen des Englischen Admirals sehr beförderte, war, daß er und seine Offiziere von ihrem neuerlichen Aufenthalt im May her, alle Lokalitäten, und namentlich die Beschaffenheit der Rhede, den Ankergrund ꝛc. genau kannten. Ohne diese Kenntniß hätten sie es nie wagen dürfen, sich mit ihren großen Schiffen dem Lande, und besonders den Felsen, auf welchen der sogenannte Molo erbaut ist, so sehr zu nähern.

Aber troß allem diesem muß jeder Sachverständige eben so sehr der großen Geschicklichkeit, als dem hohen Muthe, und besonders der Ausdauer so wie der Besonnenheit der Angreifenden im Kampfe das höchste Lob ertheilen. Gewiß haben sie alles geleistet, was nur zu leisten möglich war; und mit allem Rechte darf eine Nation stolz auf diese Vertheidiger seyn. Nur ein freyes Volk kann solche Männer in solcher Anzahl liefern. Auch hielten die sachverständigsten und mit allem Oertlichen bekannten französischen Militärs ein solches Unternehmen, ohne eine gehörige Anzahl Landtruppen, für völlig unausführbar, und als sie es dennoch, troß ihrer Vorhersa-

gungen, gelungen sahen, so konnten sie nicht umhin, in den öffentlichen französ. Blättern ihren Neid und ihre Mißgunst darüber zu erkennen zu geben, und es auf alle Art herabzuwürdigen.

Immer bleibt, die Unternehmung der Englischen Flotte gegen Algier in militärischer Hinsicht eine der höchsten Großthaten, und zeigt, was Kriegsschiffe einer guten Marine, von Tapfern besetzt und von geschickten Anführern geleitet, selbst gegen starke Festungswerke und Landbatterien auszurichten vermögend sind.

Wäre die Englische Flotte doppelt so stark an Linienschiffen gewesen, und hätten mithin die beschädigten Schiffe aus dem Gefechte gezogen werden, und andere an ihre Stelle treten, oder wenn dieß wegen der Nacht nicht angegangen wäre, an einem der folgenden Tage den Kampf fortsetzen können, so wären in wenigen Stunden alle Batterien auf dem Molo (die vorzüglich die Rhede decken, und die Annäherung zur Stadt für Kriegsschiffe erschweren) bis auf den Grund zerstört gewesen, und ihre solide Wieder-Aufbauung würde Jahre erfordert haben, auch das Schicksal der Stadt Algier völlig in den Händen des Englischen Admirals gelegen haben.

In politischer Hinsicht ergeben sich folgende Bemerkungen: Lange wird die Züchtigung der Algierer durch eine christliche Kriegsflotte sowohl ihnen, als den beyden andern minder mächtigen Seeräuberstaaten im Andenken schweben. Es wird ihre Regierungen, bey dem Gefühl ihrer Schwäche, höchst behutsam machen, Europäischen Regierungen den Krieg

zu erklären. Neben der Furcht vor schneller Strafe wird sie besonders der Umstand, daß sie ihre Kriegsgefangenen nicht mehr zu Sklaven machen, und für sie nicht mehr am Ende des Kriegs ein großes Lösegeld erwarten dürfen, vom Kriege abhalten; sie werden sich an den Frieden gewöhnen; der Handel mit Europa wird sich vergrößern, und größere Zölle werden ihren Regierungen das ersetzen, was sie durch die Seeräuberey verlieren. Schon der Umstand, daß die Algierische Marine bis auf ein paar kleine Schiffe vernichtet ist, und wegen Mangel der nothwendigen Erfordernisse, selbst bey aller Anstrengung der Regierung, vor vielen Jahren nicht hergestellt werden kann, wirkt höchst wohlthätig darauf hin, daß die Seeräuberey dieser Staaten allmählig aufhören muß.

Viel wird es allerdings beytragen, daß die Regierungen der Europäischen Staaten an der mittelländischen See in dieser Hinsicht nicht mehr so indolent sind, wie bisher; daß sie auf das geringste Vergehen sogleich Strafe folgen lassen, und daß, wenn eine allein dieß nicht zu thun vermag, sich mehrere vereinigen, und nicht nachlassen, bis sie ihren Unterthanen wieder Sicherheit verschafft haben.

Hängen indeß die Seeräuber-Staaten zu sehr an ihrem alten Handwerke, vermögen sie sich nicht von ihren hundertjährigen Gewohnheiten (was freylich schwerer ist, als man allgemein dafür hält, weil solche Gewohnheiten in den Geist der Regierung sowohl, als des Volkes übergegangen sind) in dieser Hinsicht loszusagen; werden sie besonders ihr feyerlich gegebenes Versprechen nicht erfüllen, ihre Gefangenen

nicht mehr zu Sklaven zu machen, und werden sie es bey dem bloßen Worte bewenden lassen, die Christen-Sklaverey abzuschaffen, was sich in kurzer Zeit zeigen muß: so wird eine allgemeine Verbindung der Europäischen christlichen Völker, wie sie bereits in der so kräftig wirkenden öffentlichen Meynung besteht, erfolgen, und diesem zur Schande der Christenheit so lange gedauerten Unwesen wird durch große vereinigte Mittel, ohne welche kein vollständiger Erfolg denkbar ist, für immer ein Ziel gesetzt werden.

Eine edle Gesellschaft, die sich seit kurzem aus den angesehensten Männern aller christlichen Nationen gebildet hat, wacht sorgfältig über alle Ereignisse, und wird nicht aufhören thätig zu seyn, bis ihr Zweck, der Christen-Sklaverey in den Afrikanischen Raub-Staaten für immer ein Ende zu machen, vollkommen erreicht ist *).

---

*) Es ist hier von der *Institution anti-piratique* die Rede, deren Präsident der berühmte Englische Admiral Sidney Smith ist, und von welcher mehr im 2ten Heft gesagt werden wird.

Statistisch-geographische Beschreibung der Afrikanischen Seeräuberstaaten Algier, Tunis, Tripoli, und der Reiche Fez und Marokko.

Mit einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung und der bisher von Europäischen Mächten gegen sie unternommenen Kriege,

nebst ausführlicher Erzählung der neuesten Expedition der Engländer gegen dieselben.

Aus den besten Quellen.

Zweytes Heft.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1817.

Das zweyte Heft der Beschreibung der afrikanischen Seeräuber-Staaten erscheint später, als wir es geben zu können glaubten. Der Inhalt hat dadurch nichts verloren, sondern vielmehr durch die auf die Ausarbeitung verwandte Mühe gewonnen. Bey den darin vorkommenden Nachrichten über Fetz und Marokko, haben wir vorzüglich auch Hösts interessantes Werk über diese Staaten benützt. — Ausser den in der Vorrede zum ersten Heft bereits versprochenen Abhandlungen findet man in diesem zweyten noch manches andere, was dem Leser angenehm seyn wird.

Die neuerliche unerwartete Erscheinung der afrikanischen Seeräuber im atlantischen Meere und in der Nordsee, die daraus hervorgegangenen Verhandlungen des deutschen Bundestages, und die Maaßregeln, womit sich gegenwärtig die großen europäischen Mächte beschäftigen, um dem zur Schande Europa's immer noch fortdauernden Unwesen der afrikanischen Seeräuber ein Ende zu machen, werden das Interesse der hier behandelten Gegenstände ohne Zweifel für unsere Leser noch erhöhen.

Stuttgart im Oktober 1817.

Inhalts-Uebersicht des zweiten Heftes.

Seite

Die Marokkanischen Staaten.

Die Reiche Fesz (Feetz) und Marokko, welche das Königreich oder Kaiserthum Marokko ausmachen, begreifen dasjenige Land, das in alten Zeiten Mauritania Tingitana hieß. Es liegt zwischen 29° und 36° nördlicher Breite und erstreckt sich von Norden nach Süden, 107 Meilen in die Länge und 77 in die Breite, der Flächen-Inhalt wird auf etwa 8,000 Q. M. berechnet. Seine Gränzen sind gegen Norden das mittelländische, und gegen Westen, das atlantische Meer, östlich stößt es an Algier, und südlich an die Wüste Sahra. Die nördliche Spitze von Fesz, springt so weit vor, daß dadurch zwischen diesem Reiche und Spanien eine Meer-Enge (die Meer-Enge von Gibraltar genannt) entsteht, wodurch Afrika und Europa nur auf 3 Meilen von einander getrennt, und das atlantische vom mittelländischen Meer unterschieden wird. Die im Süden gelegenen Steppen oder Sand-Landschaften (Dra) Dara, Sesgelmesa, Sahra und das sogenannte Königreich Tafilet stehen zwar auch größtentheils unter der Landes-Hoheit des Marokkanischen Kaisers, liegen aber ausser den Gränzen dieses Staates.

Die Luft ist zwar in den südlichen Provinzen, während der Monate Junius, Julius und August sehr heiß, jedoch im Ganzen der Gesundheit nicht nachtheilig. Gegen Norden findet man das Klima beynahe ebenso wie in Portugall und Spanien, auch gibt es dort Herbst- und Frühlings-Regen wie in diesen Ländern; aber südwärts sind die Regen weniger allgemein und daher die Hitze größer.

Der Boden ist, besonders im Innern des Reiches, ungemein fruchtbar und gewährt zum Theil jährlich drey Erndten; nur in einigen gebirgigen Gegenden der Seeküste ist er sandig und unfruchtbar. Bey der wenigen Mühe, die man hier auf die Bearbeitung des Bodens wendet, da man bloß, ehe der Herbst-Regen einfällt, die Stoppeln verbrennt, und etwa 6 Zoll tief pflügt, bringt er sehr häufig herrlichen Waitzen (welcher hauptsächlich nach Spanien in Menge ausgeführt wird, aber weder ein so weißes, noch auch so nahrhaftes Mehl, als der europäische gibt, liefert) und Gerste, aber keinen Hafer hervor; ferner Mais, Bohnen, Erbsen, Hanf und Flachs; Orangen, Limonen, Citronen, Mandeln, Datteln, Aepfel und alle die Früchte, welche man in den südlichen Provinzen von Spanien und Portugall findet, das Korn wird in unterirdischen Magazinen, sogenannten Matamoren, aufbewahrt. Dieß sind Löcher, welche man in die Erde gräbt, mit Stroh ausfüttert und bedeckt, und auf die man nachher pyramidenförmige Erdhaufen setzt, um das Einsaugen des Regens zu verhindern, so daß das Getreide öfters 5—6 Jahre, ohne wesentliche Ver-

änderung zu leiden, darin liegen kann. Aus den Trauben, deren Beere noch einmal so groß als die in Spanien sind, wird ein Wein bereitet, der aber keinen sonderlichen Geschmack hat, und aus Feigen und Rosinen ein Branntewein destillirt, der hier unter dem Namen Aquadent sehr bekannt ist. Aus den Früchten des Argan, eines der Cassia ähnlichen Dornstrauches, der sich überall in den dortigen Wäldern findet, und aus Oliven pressen die Einwohner Oehl in großer Menge, das einen beträchtlichen Ausfuhr-Artikel zum Gebrauch in Fabriken abgibt. Baumwolle, Wachs, Honig, Arabisches Gummi sind ebenfalls Produkte dieses Reiches. Eisen und Kupfer sind in den Gebirgen des Atlas in Menge vorhanden, es wird jedoch nur letzteres benützt. Unter den Hausthieren dieser Länder hält man das Kameel und den Esel für die nützlichsten, Ochsen und Schafe sind klein, aber von gutem Geschmack. Die Ochsenhäute und Schafwolle werden ausgeführt. Pferde, zum Theil von vorzüglicher Güte, und Maulthiere sind häufig. Löwen, Tiger, Strauße, Chamäleone, Skorpionen und Schlangen gibt es in den Wüsteneyen und Gebirgen in großer Anzahl.

Die Heuschrecken verursachen öfters großen Schaden. Im J. 1778. kamen diese Insekten in solcher Menge aus dem Süden, daß sie die Luft ganz verfinsterten, und durch Verheerung der Kornfelder eine allgemeine Hungersnoth herbeyführten.

Die Arme des großen Atlas-Gebirges durchstreichen das Land der Länge nach vom atlantischen

Meere her nach Algier zu. Dieß Gebirge ist fast überall mit Wäldern bedeckt, die meisten afrikanischen Flüsse haben hier ihre Quellen. Sein oberster Theil kann der Kälte wegen jedoch nicht bewohnt werden, und ist das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt. Die Mauren hohlen für Geld Schnee von den Höhen zur Abkühlung für die Bewohner in den heissen Gegenden. Der hohe Berg Abyla an der Meer-Enge von Gibraltar, und der Berg Calpe in Spanien, gerade gegenüber sind die Herkules-Säulen, deren die griechischen und römischen Schriftsteller erwähnen. Die westliche Küste von Marokko ist mit Felsen besetzt, die dem Wasser gleich stehen, und eine Landung beynahe unmöglich machen; der Rückzug würde wegen der starken Bewegung des Meeres, und der Veränderung der Ebbe und Fluth sehr gefährlich werden.

Unter den nicht zahlreich-vorhandenen Flüssen dieses Reiches ist der Sebu-Fluß einer der merkwürdigsten. Er entspringt auf dem Atlas-Gebirge in einem dicken Walde, nimmt seinen Lauf zwischen vielen Bergen und Hügeln, nachher in die Ebenen von Fetz, und ergießt sich zuletzt ins atlantische Meer.

Bey seinem Laufe fließt er durch zwey steile Klippen von erstaunender Höhe. Ueber die Spitzen dieser Klippen machen sich die Bergbewohner eine sehr gefährliche Ueberfahrt. Sie setzen sich nehmlich in einen starken Korb, der groß genug ist, wohl zehn Personen zu fassen. Dieser geht an einem dicken Seile, welches auf beyden Seiten an zwey Balken befestigt ist, die in dem Felsen fest gemacht sind,

und wird vermittelst einer Wende von den Leuten auf der andern Seite hinüber gezogen. Zu den übrigen größern Flüssen gehört, der Sus, dessen Wasser man vermittelst Kanäle häufig zur Wässerung der Felder benützt; der Tansif, über welchen ohnweit der Stadt Marokko eine prächtige steinerne Brücke gebaut ist; der Ommirabib und Mulucan.

Die Einwohner, deren Zahl nur wahrscheinlich angegeben werden kann und gewöhnlich zu 10 —12 Millionen angenommen wird, sind von starkem Körperbaue, sehen schwarzbraun aus und sind sehr geschickt im Reiten und Spießwerfen. Sie bestehen a) aus Berebern (Vergl. 1 Heft S. 17.), b) aus Mauren (von welchen in einem eigenen Abschnitte gehandelt werden wird), c) Negern, die zum Theil aus Guinea eingeführte Sklaven, theils Eingeborne sind, die mitunter in hohen Staas-Aemtern stehen, auch einen ansehnlichen Theil der kaiserlichen Armee ausmachen, d) aus Juden. Diese sind in Marokko sehr zahlreich, und leben überall zerstreut, seufzen aber unter großer Bedrückung. Die ärmsten Juden leben von Handarbeiten, besonders bey'm Ein- und Ausladen der Schiffe; andere nähren sich von Handwerken, Mäcklerey und Handel. Ackerbau dürfen sie nicht treiben, auch keine Gärten besitzen. Sie sind fast die einzigen fleißigen und geschickten Leute im Lande, gute mechanische Arbeiter, führen alle Geld- und Handels-Sachen der maurischen Kaufleute, prägen die Geld-Münzen, unterhalten durch ihre Kenntnisse der arabischen und europäischen Sprachen die Handels-Verbindungen

mit Europa, werden als Dollmetscher und Geschäfts-träger von der Regierung und den Privat-Personen gebraucht, erheben die Zölle, nur nicht zu Tetuan. Für den Schutz, den sie als Unterthanen genießen, bezahlen sie in jeder Stadt eine gewisse Summe. Die e) Renegaten sind die geringsten an der Zahl, und werden wegen ihrer Religionsveränderung von den Mauren selbst verachtet. Die im Marokkanischen lebenden f) Christen sind ausser den Konsuln entweder Kaufleute und Künstler, oder Sklaven, welche letztere alle dem Kaiser zugehören, der sie gegen harte Bedrückungen in Schutz nimmt. — Die Mauren bekennen sich zur muhamedanischen Religion, und sind in Beobachtung der Ceremonien derselben sehr eifrig und abergläubisch; sie halten sogar die Pferde, die auf der Reise nach Mekka bey dem Grabe Muhameds gewesen sind, für heilig, und verschonen sie mit aller Arbeit. Eine Art Heiliger heißt Marabutten oder Santos, und steht in großer Achtung bey'm Volke. Sie führen eine strenge und harte Lebensart, und beschäftigen sich beständig damit, daß sie entweder ihren Rosenkranz überzählen, oder andächtige Betrachtungen vornehmen. Die christliche und jüdische Religion werden geduldet, und haben völlige Gewissens-Freyheit. Niemand wird seiner Religion wegen im geringsten beunruhiget, wenn er nur wider die herrschende Religion nichts redet. In Marokko und Mekne's sind zwey Mönchs-Klöster von dem Franziskaner-Orden, die im 13ten Jahrhundert errichtet worden sind.

Da die Mauren zu ihrer Haushaltung noch weniger als die Europäer brauchen, und ansehnliche Zuführen vom Ausland sowohl von nothwendigen als überflüssigen Dingen haben, so wenden sie keinen Fleiß auf Fabriken und Handwerke. Einige wenige Gerber bereiten die bekannten Maroquins oder Saffian-Felle, wovon man die besten rothen in Fetz, und die besten gelben in Marokko bekommt. Das beste Sohlenleder wird in Rabat gemacht. In Fetz sind Fabriken von rothen Mützen, seidenen Zeugen und Schärpen, welche die Mauren um den Leib binden, die öfters mit Gold durchwebt sind, und über 50 Ducaten kosten können. An vielen Orten besonders der Provinz Dukala werden diejenigen wollenen Teppiche, Scharbiá und Katifá genannt, figurirt und von allerley Farben gemacht, welche in Europa unter dem Namen Türkische Teppiche bekannt sind. Sie werden gewöhnlich nach dem Gewichte verkauft, und kosten von 3—80 Dukaten. Man verfertigt auch verschiedene Arten Stroh- und Reis-Teppiche, Matten und Körbe. Unter den Handwerkern sind Schuster, Schmiede, Riemer, Seifensieder, Töpfer und Sattler die angesehensten. Da die Mauren mit der Erfindung der Pumpen nicht bekannt sind, und nur wenige Quellen haben, so beschäftigen sich eine Menge dürftiger Leute damit, daß sie in Häuten Wasser aus dem nächsten Flusse oder Behälter in die Städte bringen, und den Einwohnern verkaufen.

Der inländische Handel ist nicht sehr beträchtlich, jedoch fehlt es nicht an Märkten und Kram-

Läden. In Fetz wird der meiste Handel getrieben, und von dieser Stadt aus gehen auch alle 6 Monate Karavanen nach den heiligen Städten Mekka und Medina. Es sind gemeiniglich 2 Karavanen unterwegs, die eine kommt von Mekka und die andere geht dahin; sie nehmen wollene Zeuge, Indigo, Cochenille, sehr viel Saffian und Straußfedern mit sich, und bringen dagegen seidene Zeuge, Mousseline und Spezereyen wieder zurück. Zwischen Marokko, Algier und Tunis ist stets ein großer Verkehr, und die Kaufleute, die dahin reisen wollen, bedürfen dazu keiner besondern Erlaubniß. Diejenigen aber, welche nach Mekka reisen wollen, müssen zuvor Erlaubniß bey der Regierung einhohlen. Es gehen ebenfalls aus der Barbarey Karavanen nach den Gränzen von Guinea, nehmlich nach Tumbuktu, namentlich reisen alle Jahre aus Fetz einige Karavanen von 16—20,000 Kameelen ab, und man darf sich über eine so große Anzahl nicht verwundern, weil es eine der beschwerlichsten Land-Reisen in der Welt ist, welche durch heisse Wüsten, wo weder Essen noch Trinken vorhanden ist, gethan werden muß. Die Mauren handeln nach Guinea mit Salz, gearbeiteter Seide und wollenen Zeugen. Mit dem Salze reiben die Bewohner von Guinea ihre Lippen, welche sonst ohne dasselbe leicht anfaulen. Die Karavanen bringen aus Guinea reiche Ladungen Goldstaub, Straußfedern, Elephanten-Zähne, und die sogenannten Neger oder Schwarze, die großentheils dem Kaiser zugehören.

Die Art der Handlung mit diesen Bewohnern des Innern von Afrika ist ganz eigen. Die Mauren bekommen sie gar nicht zu sehen, sondern setzen das Salz in irdenen Gefäßen an das Ufer eines gewissen Flusses, und gehen sodann ihres Weges. Hierauf kommen die Einwohner, nehmen das Salz aus den Töpfen und legen soviel Gold hinein, als sie das Salz werth halten; wenn nun die Mauren bey ihrer Zurückkunft mit dem eingelegten Golde zufrieden sind, so nehmen sie es weg, wo nicht, so legen sie den Topf auf eine Seite, entfernen sich abermals, und finden bey ihrer zweyten Rückkunft entweder mehr Gold oder ihr Salz wieder. Der Kaiser und seine Staats-Bedienten verderben allen Handel im Lande, weil sie diejenigen, denen sie etwas Reichthum zutrauen, so lange pressen, bis sie ganz arm sind, weßhalb es auch die Mauren für Beleidigung halten, wenn man sie reich nennt. Die europäischen Waaren, welche mit Vortheil in Marokko abgesetzt werden können, sind Tuch, Leinwand, Zinn in Stangen, Eisen aus Biskaya, Stahl, Nägel, Stahldrath, Spiegel, messingene Becken, Alaun, Vitriol, englisches Gummilack, Pfeffer, Ingwer, Gewürz-Nelken, Thee, Flaschenfutter, Buxbaumkämme, Papier, Zucker, Brasilienholz, Korallen, Cochenille, Schwefel; Munition und Schiffsbau-Materialien, welches ebenfalls gute Artikel sind, läßt der Kaiser für seine Rechnung kommen. Die Ausfuhr-Artikel sind: Wolle, Wachs, wovon 5000 Centner meist nach Marseille und London ausgeführt werden, trockene Ochsenhäute, arabisches Gummi, rohes Kupfer,

Mandeln, Maulthiere und Oehl, aus Argan gepreßt. Portugall und Spanien ziehen eine große Menge Korn und Hornvieh aus Marokko. Die Ausfuhr an Federvieh und Eyern aus den Häfen Tanger und Larache nach Spanien wird allein auf 500,000 Thaler gerechnet. Gibraltar bezieht alle Lebensbedürfnisse aus der Barbarey, und es vergeht kein Tag, wo nicht daselbst Schiffe aus Tanger, Tetuan, Salee und Oran ankommen. Alle marokkanischen Erzeugnisse in Waaren werden auf europäischen Fahrzeugen ausgeführt, weil es gänzlich an inländischen Handels-Schiffen mangelt. Der Eingangs-Zoll wird für alle Waaren mit 8, 10 ja 15 Prozent in Natura entrichtet, welche zu einem hohen Preise an die Juden verkauft werden. Die Ausgangs-Zölle sind ganz willkührlich, und werden bisweilen bis zum Einkauf-Preise erhöhet. Algier ausgenommen wird kein Staat von den Europäern mehr gefürchtet als Marokko, weil es Häfen am Mittel- und am atlantischen Meere hat, und die durch die Meerenge von Gibraltar passirenden Schiffe aus jenen Häfen leicht beunruhiget werden können. Auch hier läßt sich England zu Geschenken herab, die 1801. in Kanonen auf Lavetten, Munition und prächtigen Manufakturarbeiten bestehend dem Sultan in Fetz durch einen Gesandten überreicht wurden, jedoch nicht jährlich gegeben werden. Frankreich und Spanien lassen sich auch zu Zeiten schätzen. Andere Mächte bezahlen eine durch Verträge festgesetzte jährliche Summe, z. B. Schweden 25,000, Holland gegen 10.000, Oestreich 17,000 Piaster, Dänemark wahrscheinlich noch mehr als

Schweden, weil seine Fracht-Schiffahrt auf dem Mittel-Meer grösser ist als die Schwedische, und diese Mächte müssen sich zuweilen noch zu ausserordentlichen Geschenken verstehen.

Die Regierungs-Form ist despotisch. Der Kaiser von Marokko ist der ansehnlichste Monarch in Afrika. Er nennt sich Kaiser von der Barbarey und Marokko, König von Fetz, Sus und Tafilet, Nachfolger des Hauses Muhamed, und legt sich noch andere hochtrabende Titel bey. Seine Unterthanen nennen ihn schlechthin Sultan oder Sidna d. i. unser Herr. Sein kaiserlicher Zierrath ist weder Krone noch Scepter, sondern ein kostbarer mit Perlen und Edelsteinen geschmückter Turban. So unumschränkt er aber ist, so muß er doch vor dem Mufti (Ober-Priester) und den Priestern zittern, die ihn leicht vom Throne stoßen können. Er ist allein Gesetzgeber, Ausleger der Gesetze und höchster Richter. Seine Unterthanen erweisen ihm den größten Gehorsam und Ehre, theils aus Furcht vor seiner Grausamkeit, theils aus hegendem Aberglauben, indem sie der Meynung sind, daß wer durch des Kaisers Hand oder auf dessen Befehl stirbt, unfehlbar und sogleich in's Paradies komme. Da es in die Herzen aller Unterthanen wie eingeschrieben ist, daß derjenige, der über sie regieren soll, ein Scherif, d. i. ein Nachkomme Muhameds, seyn soll, so ist Marokko ein Erbreich geworden, seitdem die Scherife den Thron bestiegen haben, und der älteste Prinz nimmt gewöhnlich nach dem Tode seines Vaters das Reich in Besitz. Wenn aber mehrere Brüder

vorhanden sind, so entsteht nicht selten ein innerlicher Krieg, weil ein jeder seine Anhänger hat, und derjenige bekommt gemeiniglich die Oberhand, in dessen Hände der Kaiserliche Schatz fällt, weil es ihm sodann nicht an Leuten fehlt. Jede Provinz und jede Stadt hat einen Pascha oder Gouverneur, welchen der Kaiser ernennt. Dieser Statthalter hat seine Unter-Bedienten (Alkaiden), welche die Befehle des Despoten vollziehen. Er ist in seiner Provinz unumschränkt, und mißbraucht die kaiserlichen Befehle oft, um sich schnell zu bereichern; aber selten genießt er die Früchte seines Raubes, indem, wenn die gedrückte Parthey den Gouverneur anklagt, dieser verurtheilt wird, und seine Güter dem Staats-Schatze anheimfallen. Der Kaiser ziehet seine Einkünfte aus den Kopfsteuern, vom Tribute der ihm unterworfenen Könige, aus den Erstlingen aller Früchte und dem zehnten Theile von allem Vermögen, aus den Zöllen und Abgaben in den Häfen, und aus den jährlichen Geschenken, welche ihm die meisten europäischen Handels-Nationen machen müssen. Ueberdieß ist er Herr von den Gütern aller seiner Unterthanen, mit denen er nach Belieben schalten kann. Die Art, wie der Kaiser von seinen Unterthanen Geld erpreßt, ist sehr einfach und schnell. Er schickt dem Pascha oder Gouverneur der Provinz den Befehl, ihm in einer bestimmten Zeit die Summe auszuzahlen, deren er bedarf. Der Pascha sammelt sie sogleich — und zuweilen die Summe noch einmal zur Belohnung für seine Mühe — von den Alkaiden der Städte und den Scheiks der Läger in der Provinz, die unter

seinen Befehlen steht. Diese Staatsdiener machen sich das Beyspiel des Pascha zu Nutze, und sorgen dafür, ihre eigene Mühe eben so reichlich aus dem Beutel der Unterthanen vergolten zu bekommen, so daß durch diese Kette von Despotismus, die sich vom Kaiser bis zum geringsten Staatsdiener hinunter erstreckt, das arme Volk die Auflage, die der Kaiser bekommt, fast immer vierfach bezahlen muß. Die Staats-Einkünfte werden auf mehrere Millionen Piaster berechnet und die Ausgaben nur zu etwa 500,000 Piaster.

Die Kriegsmacht ist ansehnlich, indem in kurzer Zeit eine Armee von mehr als 100,000 Mann in's Feld gestellt werden kann; sie würde aber noch weniger furchtbar seyn, wenn die Europäer sie nicht mit Mörsern und Kanonen, und mit Eisen, mit Flinten und Säbeln, und mit Schwefel, um Pulver zu verfertigen, versorgten. Gegenwärtig besteht die Land-Armee aus 24,000 Negern, Descendenten der aus Guinea eingewanderten, und aus 12,000 Eingebornen. Die Marine besteht aus 10 Fregatten und Korvetten, deren jede 16—30 Kanonen führt, 14 Galioten von 2—10 Kanonen, und einigen kleinern Schiffen, worin Mannschaft zum Entern sich befindet.

Das Kaiserthum Marokko bestehet aus den Reichen Marokko und Fetz.

I. Marokko

welches in folgende Provinzen eingetheilt ist:

a) Erhámna, worin

Marokko, oder eigentlich Meraksch, welche in

den ältesten Zeiten Martor genannt wurde, und vermuthlich auf der Stelle gebauet ist, wo das alte Bocanum Xamerum gestanden — die Hauptstadt das ganzen Landes und früherhin die ordentliche Residenz des Kaisers. Sie liegt 15 Meilen vom atlantischen Meer, in einem schönen Thale, welches gegen Süden und Osten von dem etwa 20 Meilen entfernten Atlas-Gebirge, gegen Norden aber von einer andern Gebirgs-Kette gebildet wird, und wurde im Jahr 1052. von Abu-Teschfin, dem ersten Könige der Mauren vom Stamme der Morabethen, zu erbauen angefangen. Ihre sehr dicken Mauern sind mit einem aus Kalk und Sand bereiteten Mörtel, Täpy genannt, erbauet, welcher sich mit der Zeit bis zu der Härte eines Steins bildet. Sie sind nicht mit Kanonen versehen, aber mit viereckigen Thürmen gedeckt; auch lauft ringsumher ein weiter und tiefer Graben. Die Gegend nahe um die Stadt ist eine fruchtbare, mit mannigfaltigen Parthien von Palmbäumen und Gesträuchen besetzte, und von einer Menge kleiner Flüsse bewässerte Ebene. Der Umkreis ihrer Mauern, welcher etwa 8 englische Meilen beträgt, zeigt eine Stadt an, die 300,000 Einwohner fassen könnte, sie hat aber kaum 30,000 Einwohner, selbst wenn sich der Hof da aufhält. Sie ist von verschiedenen Eroberern geplündert und verheert worden, und ihr Inneres ist jetzt nur eine unbewohnte Wüste. Die Trümmern der Häuser, die jetzt übereinander liegen, bilden Hügel und Thäler, in denen sich der Pöbel zu verstecken pflegt, um die Vorbeygehenden zu plündern. Die wirklich stehenden

Häuser aber sind meistens klein und schlecht gebaut. Die Zimmer in denselben sind voll Ungeziefers, Schlangen, Skorpionen ꝛc., und die Straßen unrein. Man findet auf denselben häufig todte Hunden, Katzen ꝛc. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die Moschee (Bethaus) des Abd-Elmumen merkwürdig, welches ein maurisches Heiligthum ist, in dessen Nähe sich kein Jude oder Christ begeben darf. Von den auf der eisernen Spitze eines Thurmes derselben befindlichen drey großen Kugeln versichern fast alle Beschreibungen, daß sie von reinem Golde gemacht seyn und 700 Pfund wiegen sollen; aller Wahrscheinlichkeit nach sind solche bloß mit einem dünnen Goldbleche überzogen. Der Pallast des Sultans, Mensiah genannt, ist ein großes verfallenes Gebäude, dessen äussere Mauern einen Raum von etwa 3 englischen Meilen einschließen; er ist beynahe eine Stadt für sich, und enthält eine Menge Einwohner, die alle zu irgend einem Geschäfte im Dienste des Sultans stehen. Innerhalb desselben sind verschiedene Höfe und Gärten. In jedem dieser Gärten ist ein kleiner Thurm, wohin sich der Sultan begibt, um auszuruhen, oder sich mit seinen Hofleuten zu unterhalten. Diese Thürme sind viereckigte Gebäude, 40 Fuß breit und etwas weniger hoch, und endigen sich mit einer Pyramide. Sie sind mit Ziegeln von verschiedenen Farben gedeckt. Das Inwendige ist ein großer Saal, der das Licht durch vier große Thüren erhält, die nach verschiedenen Seiten gehen, und die man nach der Stellung der Sonne oder der Kühle, die man ge-

nießen will, öffnet oder schließt. Diese Säle sind inwendig mit Farben und Gold nach arabischem Geschmack gemahlt, und diese Zierrathen bilden Felder, in denen Sprüche aus dem Koran oder andere arabische Sentenzen stehen. Kaiser Sidi-Muhamed, der eine Vorliebe für diese Stadt hatte, ließ das Schloß erweitern, und durch Europäer noch einige Flügel anbauen. Sie sind von Quadersteinen, haben schöne Fenster, und sind in einem hübschen Geschmack angelegt, geben auch diesem Theile ein großes und prächtiges Ansehen, welches den andern Theilen des Schlosses fehlet. Vor dem Pallaste des Kaisers ist ein großes Korn-Magazin, in welches die Kameele mit ihren Korn-Säcken bis oben zum Boden hinaufgehen können. Dieser hat mehrere kleine Löcher, durch welche das Korn hinab in das darunter befindliche Magazin geschüttet wird. Auf diese Weise brauchen unten die Thüren nicht geöffnet zu werden, theils damit man nicht erfahre, wie stark der eigentliche Vorrath sey, theils damit davon nichts entwendet werden kann. An dem einen Ende des Pallast-Bezirkes ist ein Platz für die Strauße eingerichtet, und ausserhalb des andern Endes gegen die Berge ist eine große Löwengrube, welche in einem großen vierwinkligen Loche in der Erde besteht, das eine Scheidewand hat, in deren Mitte eine Thüre ist, die die Juden, welche die Unterhaltung und Aufwartung umsonst besorgen müssen, von oben öffnen und zumachen können, da sie dann die Löwen vermittelst der Speise aus dem einen Raum in den andern locken, um jenen reinigen zu können. Die

Elkaisseriá ist ein besonderer Theil der Stadt, wo Zeuge und andere schätzbare Waaren feil geboten werden. Sie besteht aus einer Menge kleiner Läden, die an den Wänden der Häuser angebracht, etwa 3 Fuß über dem Boden, und nur hoch genug sind, daß ein Mann mit untergeschlagenen Beinen darin sitzen kann. Die Waaren und Schubladen sind so um ihn her geordnet, daß er bey dem Bedienen seiner Kunden, die immer draußen auf der Straße stehen, ihnen jeden verlangten Artikel herunterzureichen vermögend ist, ohne aufstehen zu dürfen. Diese Läden, die man auch in allen andern Städten des Reiches findet, können ein treffendes Beyspiel von der Trägheit der Mauren geben. Die Juden, deren es sonst hier 3000 Familien gab, wovon jetzt aber kaum noch 200 übrig sind, wohnen in einem besonderen Quartiere, das Millah heißt, mit einer Mauer umgeben ist, und unter der Aufsicht eines vom Kaiser gesetzten Alkaiden steht. Morgens und Abends werden dessen beyde Thore geöffnet und geschlossen. Wenn die Juden in die Mohren-Stadt und in das Schloß wollen, müssen sie immer barfuß gehen.

b) Sus, wo

Agadir, von den Europäern Santa-Crutz genannt, eine kleine Seestadt, auf einem Berge, welche die Portugiesen im J. 1580. verlassen haben. Sie hat einen Hafen, der sehr viele Schiffe aufnehmen kann, und gegen alle Winde sicher ist. Die Verbindung, welche diese Stadt mit den südlichen

Provinzen hat, gibt ihrem Handel mehr Lebhaftigkeit, als andern Orten auf dieser Küste. Tarudant, ehemals eine feste und ansehnliche Stadt, in einer so angenehmen und fruchtbaren Gegend, daß die Mauren es ein irdisches Paradies nennen.

c) Háha, wo

Suira, von den Europäern Mogadore genannt, eine große, regelmäßig und gut gebaute Stadt am Atlantischen Meere. Sie ward im J. 1760. auf Befehl des damaligen Kaisers angelegt und in wenigen Jahren vollendet, indem dieser allen in seinem Reiche ansäßigen Europäischen Kaufleuten befahl, daß sie in Mogadore wohnen sollten, wo er die Abgaben herunterzusetzen und dem Handel alle mögliche Aufmunterung zu geben versprach, späterhin aber nicht Wort hielt. Indessen ist der Handel, der hier bis nach Amerika getrieben wird, nicht unbeträchtlich, und die Faktorey zu Mogadore, welche aus etwa 12 Handlungshäusern von verschiedenen Nationen besteht, genießt durch den Schutz, den ihr der Kaiser angedeihen läßt, vollkommene Sicherheit vor den Mauren, welche wirklich in einer strengen Entfernung gehalten werden. Die Stadt hat einen Hafen, der durch einen Kanal zwischen dem Lande und der eine Meile langen Insel gebildet wird, für Schiffe mittlerer Größe zwar sicher, aber nicht tief genug ist.

d) Abda, wo

Asafi, Stadt mit einem Seehafen, welche vor der Erbauung von Mogadore beträchtlichen Handel trieb.

e) Siédma, wo

Rabat, auch Neu-Salé genannt, eine gut befestigte Stadt; hier ist einiger Handel besonders mit Wolle, Wachs und Häuten, welche Artikel ausgeführt werden, und Schiffbau; auch liegen zur Winter-Zeit einige Kaper-Schiffe in dem Hafen. Es wohnt hier ein französ. Consul. Darbeida oder Anafe besteht aus Ueberbleibseln einer ziemlich großen Stadt, die, wie die Mauren sagen, der Ameisen wegen vor etwa 100 Jahren verlassen worden ist.

Die 4 übrigen Provinzen, nämlich Gézula, Dukála, Tedla und Zerára enthalten nichts merkwürdiges.

II. Fez.

welches in 6 Provinzen eingetheilt wird

a) Témsna, wo

Fez, die reichste und schönste Stadt in der Barbarey, 30 Stunden von der See entfernt, in einem mit Hügeln umgebenen, an Getreide, feinen Obst-Sorten und Zuckerrohr fruchtbaren Thale, das wie ein Trichter gestaltet ist, und hat an dem Fuße der Anhöhen schöne Gärten, die mit Pomeranzen- und andern Fruchtbäumen besetzt sind, und wird von dem kleinen Flusse Racalemoi oder Perlen-Flusse, der in seinem Falle eine große Menge Mühlen treibt, in Alt- und Neu-Fez getheilt. Sie ist die bevölkertste Stadt in der ganzen Barbarey und eine der bevölkertsten in der Welt, wenn Hr. Curtis, der sie im J. 1801. besuchte,

kurz nachdem die Pest über 200,000 Menschen weggerafft hatte, wahr berichtet, daß damals über 800,000 Menschen darin lebten. Von andern Reisebeschreibern wird diese Volkszahl wohl um die Hälfte geringer geschätzt. Sie wurde im J. 793. von Sidi-Edris erbauet. Unter den zahlreichen Moscheen, deren vormals 700 gewesen seyn sollen, ist die, welche Karubin genannt wird und 48,000 Dukaten gekostet haben soll, eines der schönsten Gebäude im ganzen Reiche und vielleicht in Afrika. Fetz ist die wichtigste Handelsstadt im ganzen Lande, von wo aus die Karavanen nach Mekka, Medina und Guinea gehen, und die einheimischen Waaren dahin führen. Da die Stadt im Rufe der Heiligkeit steht, so wird den Fremden nicht der Zugang zu allen Straßen erlaubt. In Neu-Fetz wohnen ausser wenigen Mauren viele Juden. Die Muhamedaner aus Andalusien, Granada und Cordova flohen in den mancherley Revolutionen, durch die Spanien erschüttert wurde, nach Nord-Afrika und namentlich in das itzige Kaiserthum Marokko, lehrten zu Fetz die Ziegen- und Schaf-Felle roth und gelb färben, die man damals Corduane und jetzt Saffiane nennt. Die erste Fabrik der wollenen Mützen, welche die Bewohner des Orients und die Mauren gebrauchen, wurde auch hier angelegt. Man verfertigt überdieß hier Flor, seidene Stoffe, und schöne mit Gold und Silber durchwirkte Gürtel. Die Akademien und Collegien, welche vormals in Fetz blüheten, sind verschwunden, doch findet sich hier noch einiger Geschmack für Wissenschaften, und die reichen Mauren

schicken ihre Kinder in die hiesigen Schulen, um Arabisch zu lernen, und die Religion und die Gesetze zu studieren. — Meckne s oder Mekinez, große aber schlecht-gebaute Stadt von etwa 15,000 Einwohnern, worunter viele Juden sind. Sie hat schön gebaute Moscheen, Ueberreste von dem ehemals berühmten Pallaste Alcassave, ein Arsenal, prächtige Bäder, und viele schöne Gärten. Das Erdbeben vom Nov. 1755. hat dieser Stadt großen Schaden gethan. An der Nordwest-Seite liegt eine andere eben so große Stadt, welche die Stadt der Schwarzen genannt wird, weil die Negern sie bewohnen. — Edris ist der Ort, wo der Stifter von Fetz, gleiches Namens, begraben liegt. Er ist eine Freystätte für alle Verbrecher, und eines von den größten Heiligthümern des Landes.

b) Benihásen, wo

Salé oder Sala, gerade gegen Rabat über, ziemlich große und befestigte Stadt an der Nord-Seite des Flusses Burargag, mit etwa 16,000 Einwohnern, die sich Slávi oder Andalusi nennen, und von den aus Andalusien vertriebenen Mauren abstammen. Sie hat einen großen Hafen, in welchem aber, wegen der vielen Sandbänke längs der ganzen Küste nur kleine Fahrzeuge einlaufen können, nebst verschiedenen Werften, darauf Schiffe können gebauet werden. Der Name Salé ist in der Geschichte berühmt, die Raub-Schiffe, welche in diesem Hafen ausgerüstet wurden, und unter dem Namen der Saléräuber bekannt waren, sind lange

das Schrecken der Handels-Schiffe gewesen. Die Abentheurer, welche in diesen schnellen und gefürchteten Fahrzeugen kreutzten, waren ebenso wegen ihrer Tapferkeit, als wegen ihrer Grausamkeit schrecklich; sie entvölkerten den Ocean, und wagten sich zuweilen mit ihren Verwüstungen selbst bis an die christlichen Küsten. Ihr einiger Zweck war plündern, und nichts konnte sie in der Begierde darnach aufhalten. In ihren Augen hatte Menschen-Leben keinen Werth; und wenn sie es ja zuweilen schonten, so thaten sie es nicht aus Gefühl von Gerechtigkeit oder Mitleid, sondern um es für das allerelendeste Schicksal aufzusparen: für hoffnungslose Sklaverey. Die Einwohner der auf der andern Seite des Flusses liegenden Stadt Rabat nahmen an diesen Seeräubereyen der Saleer Theil. Als diese beyden Städte sich auf diese Art furchtbar machten, zahlten sie dem Kaiser von Marokko nur einen sehr kleinen Tribut, und erkannten ihn allein für ihren Oberherrn, so daß sie beynahe unabhängige Staaten waren. Der vorletzte Kaiser Sidi-Muhamed hat aber noch als Prinz diese Städte unterjocht und zu dem Reiche gezogen. Dadurch ward ihren Seeräubereyen ein tödtlicher Streich versetzt; denn da sie einsahen, wie ungewiß es wäre, ob sie ihre Beute auch nur eine Zeit lang besitzen würden, so gaben sie sich keine große Mühe mehr, dergleichen zu machen; und als endlich der Prinz, der ihnen ihre Privilegien genommen hatte, Kaiser ward, endigte er ihre Räubereyen völlig durch die Erklärung, er sey mit ganz Europa in Frieden. Seit dieser Zeit hat die

Mündung des Flusses sich allmählig so mit dem von der See hineingespühlten Sande angefüllt, daß die Bewohner der Stadt Salé, wenn es auch ihnen möglich wäre, ihre vorige Unabhängigkeit zu erlangen, schon dadurch ausser Stand gesetzt seyn würden, ihre Seeräubereyen wieder so weit wie ehemals zu treiben. — Mehedia, von den Europäern Mamóra genannt, hat ein verfallenes Schloß, wobey die Kaper öfters einlaufen, und verschiedene Kapellen von Maurischen Heiligen. — Elraisch oder Larasch an der Mündung des Flusses Lucces auf einem sanften mit Palm- und andern Bäumen angenehm besetzten Abhange nach dem Meere zu, mit einem Fort und zwey Batterien. An dem Hafen werden Schiffe ausgebessert und verproviantirt; aber es gibt weder Docken, noch die nöthigen Anstalten zum Baue großer Fahrzeuge. Wegen der Tiefe und Sicherheit des Flusses läßt der Kaiser den Winter über seine großen Schiffe in denselben hineinbringen, indem dieß von seinen Häfen der einzige ist, welcher hiezu dienen kann.

c) Chus, wo

Tanger oder Tansgiá, Stadt und Festung, welche bis zum J. 1686. einen Theil von den ausländischen Besitzungen Spaniens ausmachte. Sie liegt an der Straße von Gibraltar. Hier ist die Meerenge am schmälsten, und die Ueberfahrt nach Gibraltar wird von Tanger aus in offenen Böten gewöhnlich in 6 Stunden zurückgelegt. Die Stadt zählt unter ihren Einwohnern viele Juden, welche

hier allein mit den Mauren vermischt leben dürfen. Die Spanier hohlen hier Gartenfrüchte und Geflügel, und die Engländer Erfrischungen für die Besatzung von Gibraltar. Sonntags und Donnerstags wird auf dem gewöhnlichen Marktplatze Getreide, Kohlen, Früchte, Rindvieh, Schafe u. a. Waaren in großer Menge verkauft, und dagegen Spiegel, Glas-Korallen, messingene Ringe ꝛc. ꝛc. (meist von geringer Beschaffenheit) an die Landes-Einwohner eingetauscht. Sämmtliche europäische Consuln, den französischen ausgenommen, haben hier ihren Aufenthalts-Ort. — Ceuta oder Sebta, eine kleine Festung an der Meerenge von Gibraltar, welche seit 1668. den Spaniern gehört. Sie ist von einer dreyfachen Mauer umgeben und durch einen breiten mit Wasser gefüllten Graben vom festen Lande getrennt, so daß dieser Ort gewissermaaßen eine kleine Insel bildet. An der Seite liegt ein kleines Kastell, von dem die Stadt, der Hafen und die umliegende Gegend bestrichen werden kann. Ceuta wurde im vorigen Jahrhundert öfters, und zwar zuletzt im J. 1790. von den Mauren, allein immer vergeblich, belagert. — Alkassar enthält Ueberreste eines Schlosses, und ist dadurch merkwürdig, daß Don Sebastian, König von Portugall, mit dem größten Theile des portugiesischen Adels, und zugleich zwey maurische Könige an Einem Tage im J. 1578. in einem bey dieser Stadt gelieferten Treffen geblieben sind. — Tetuan in einer herrlichen Gegend, 1 Meile von der See, mit 14,000 Einwohnern, welche durch ihren Umgang mit den Europäern ge-

bildeter als andere Mauren sind. Es wird von hier lebhafter Handel nach dem mittelländischen Meere und der Levante getrieben. In dem dortigen Hafen können wegen des Sandes nur Boote einlaufen.

d) Gart, wo

Melilla, eine alte wohl befestigte Stadt am mittelländischen Meere, die von den Karthaginensern erbaut worden seyn soll. Sie wurde von den Gothen erobert, die sie bey dem Einfalle der Araber verließen. Die Mauren räumten sie im Anfange des 15ten Jahrhunderts, worauf sie die Spanier erhielten, welche auch wirklich noch im Besitze derselben sind.

Von der Abkunft, dem Charakter, den Sitten, Gebräuchen u. s. w. der in den Staaten der Barbarey lebenden Maurischen Völker.

Die Mauren oder sogenannten Mohren (nicht von schwarzer Farbe, und wohl von den eigentlichen Negern, im gewöhnlichen Leben bey uns Mohren oder Schwarze genannt, zu unterscheiden) machen den größten Theil der Einwohner in der Barbarey aus. Man begreift aber unter diesem Namen häufig nicht nur die eigentlichen Mauren, sondern auch die Cabylen oder Berebern,

indem diese beyden Völkerschaften dergestalt mit einander vermengt leben, daß sich oft das Individuelle derselben nicht mehr bemerken läßt. Der Name Maure, Mauri, ist sehr alt, und noch ehe die Römer in Afrika bekannt wurden, findet man, daß schon die Einwohner der jetzigen Barbarey zum Theil Mauri genannt worden sind; so wie auch der Name Mauritania vor den Zeiten des ersten punischen Krieges gebräuchlich war. Während der Zeit der römischen Oberherrschaft über diese Länder wurden vorzüglich die Einwohner von Mauritanien Mauri genannt, und selbst während der Oberherrschaft der Vandalen in diesen Gegenden erhielt sich noch ein schwacher Ueberrest der ehemaligen Einwohner von Mauritanien, obgleich sie weiter in's Innere des Landes hineingedrängt wurden. Als bald nachher die Araber von diesen Ländern Besitz nahmen, und so wie ihre neue Religion auch ihre Oberherrschaft verbreiteten, lebte auf's neue der Name Mauren auf, indem die mit einem Theile der alten Einwohner dieser Gegenden verbundenen und jetzt ein Volk ausmachenden Araber, Mauren oder auch Sarazenen genannt wurden. Unterdessen verbreitete sich der Ruhm und das Ansehen dieses Volkes auf eine sehr ausgezeichnete Weise, nicht allein, weil sie das jetzige Portugall und den größten Theil des heutigen Spaniens eroberten, und mehrere blühende Reiche daselbst stifteten, sondern auch vorzüglich, weil sie Künste, Wissenschaften, Industrie und den Handel in Flor brachten, während der übrige Theil von Europa meist in Unwissenheit versunken war.

Jedoch war diese blühende Epoche der Maurischen Nation nur von kurzer Dauer, denn wie gar bald ihre Reiche unter sich uneinig wurden, so bekamen immer mehr und mehr die in Spanien noch übrig gebliebenen Christen die Oberhand, und am Ende gelang es letzteren, nach vielen blutigen Kriegen, die Mauren gänzlich aus Spanien und Portugall zu vertreiben.

Die Cabylen, diese maurischen Bergbewohner sind theils unmittelbare Abkömmlinge der ältesten Bewohner dieser Länder, und werden in dieser Hinsicht oft mit dem Namen der Berebern belegt, theils haben sie sich mit den in vorigen Zeiten eingedrungenen Völkern vermischt, sich dabey aber doch immer mehr oder weniger durch harte Lebensart, Sprache, Freiheitsliebe und rauhe Sitten von den übrigen Einwohnern unterschieden, wie sie solches noch jetzt thun. Sie halten sich in den Gebirgs-Gegenden des Atlas auf, und wohnen theils in Strohhütten, theils in einzeln zerstreut liegenden Häusern, die in ein grosses Viereck gebauet sind, wovon ein jeder Flügel von einer ganzen Familie bewohnt wird. Einige solcher Häuser, die von Steinen, Leimen und Kalk aufgeführt, und Tagimi genannt werden, sind mit einem hohen spitzigen Thurme versehen, andere haben zwey Thürme, von wo aus sie sich vertheidigen. Ausserdem befinden sich noch in den Wänden eine Menge kleiner Löcher, durch welche sie unvermerkt auf alle, die sich feindlich nähern, Feuer geben können. Wenn sie daran zweifeln, daß sie den Angriff werden aushalten

kunen; so rufen sie von den Thürmen ihre Nachbarn zu Hülfe, diese rufen wieder Andern zu, bis auf diese Weise eine Anzahl Menschen zur Vertheidigung herbeygekommen ist. Die Cabylen sind wohlgewachsen, und haben ein von der Sonne verbranntes, roth und oft schwarz-gelbliches, wildes Ansehen, auch schwarzes und dunkelbraunes Haar, welches sie hinten bis auf den Hals herunter wachsen, vornen aber bis hoch auf den Kopf abscheeren lassen. Hemden und Beinkleider tragen sie selten, und ihre Kleidung besteht großentheils aus schmutzigen und zerlumpten Stücken. Obgleich sie mager sind, so besitzen sie doch große Körper-Stärke, die sie zum Kriege und zur Arbeit geschickter macht, als es gewöhnlich die Mauren in der Ebene sind; sie jagen häufig Tieger und Löwen, und die Mütter lassen ihre Kinder eine Tiegerklaue oder ein Stück Löwenhaut auf dem Kopfe tragen, und glauben, daß sie dadurch stark und muthig werden. Sie sind dergestalt abgehärtet, daß sie ohne Nachtheil Kälte und Hitze ertragen, und selbst bey Regenwitterung unter freyem Himmel schlafen. Grobes Brod und Oliven sind ihre gewöhnliche Kost, und reines Wasser beynah ihr einziges Getränke; im Nothfalle behelfen sie sich mit einigen Wurzeln, die sie aus der Erde hervorscharren. Betten und sonstige Bequemlichkeiten haben sie nicht. Die Cabylen haben ihre besondere Sprache, welche, obgleich sie, wie die maurische, ein Dialekt der arabischen ist, von dieser dergestalt abweicht, daß Mauren und Cabylen sich an manchen Orten gar nicht verstehen. Der Name

Goliath, den sie Syhiálud aussprechen, ist bey ihnen allgemein, und die Geschichte von diesem Kämpfer der Philister ihnen so gut bekannt, daß sogar unter Kindern bey'm Zwiste, wenn der Größere etwa den Kleinen herausfordert, dieser antwortet: Wer will sich mit dir schlagen? du bist von dem Geschlechte des Goliath! Die Cabylen, welche die Land-Mauren, mit denen sie vermischt leben, als unrechtmäßige Besitzer ansehen, und von alten Zeiten her einen Haß gegen sie tragen, verheirathen sich nur unter einander, und leben in Stämme und Familien getheilt, gemeiniglich ohne ein gemeinschaftliches Oberhaupt. Gewöhnlich werden die Aeltesten besonders geehret, und nur ihre Geistlichen oder Marabuts haben das allgemeine Zutrauen des Stammes oder der Familie, und unter dem Deckmantel der Religion eine gewisse Superiorität, die hin und wieder erblich geworden ist. Sie werden alsdann nicht selten als das Haupt des Volkes oder des Stammes angesehen, schließen Frieden, schicken im Namen des ganzen Stammes Abgesandte an andere Stämme oder Völker, und werden von denselben als die ersten Geistlichen und Oberhäupter der Nation angesehen. In der Nachbarschaft der Grabstätte eines verstorbenen Marabuts, worüber ein von Steinen oben kuppelförmig zugehendes Gebäude errichtet ist, wohnt gewöhnlich der Marabut des Stammes, der mittelst einer in der Nähe, an einer Stange angebrachten Fahne bey allen etwa eintretenden gefährlichen Umständen zur gemeinschaftlichen Hülfe herbeyruft. Unter diesen

Stämmen der Cabylen gibt es viele, wovon jeder für sich frey und unabhängig lebt, auch ohne die Oberherrschaft der Algierischen Regierung und des Kaisers von Marokko anzuerkennen. Dieses gilt vorzüglich von denjenigen, welche hohe und unzugängliche Bergketten bewohnen. Die Cabylen beschäftigen sich meist mit Viehzucht und Ackerbau; unter den unabhängigen Stämmen sind auch viele, die ziemlich gute Handwerker unter sich haben. Einige derselben wissen sich selbst ihr Schießpulver und ihre Feuergewehre zu verfertigen; letztere, die noch großentheils ohne Schlösser sind, feuern sie mit einem um den Leib habenden, am Ende angezündeten Stricke, der ihnen als Lunte dient, ab. Dieser großen Unbequemlichkeit ungeachtet, treffen sie doch mit vieler Fertigkeit, und wissen im Augenblicke einen vortheilhaften Standpunkt zu finden, um ihr unvollkommenes Gewehr irgendwo auflegen zu können. Anstatt der Kugeln und des Schrotes bedienen sie sich auch der Dattelkerne mit Vortheil. Ob sie gleich alle sehr unwissend, wild, fanatisch und abergläubisch sind, so sind dieß doch unter ihnen diejenigen weniger, welche theils auf den Küsten, theils im Innern des Landes den Städten zunächst wohnen, und dahin ihre Waaren, z. B. Korn, Oehl, Seife und Früchte, nebst Vieh zu Markte bringen; theils sich dahin begeben, um als Taglöhner auf dem Lande zu arbeiten. Diejenigen Cabylen aber, welche mehr isolirt leben, sind gegen Fremde, vorzüglich gegen Christen und Juden, besonders feindselig gesinnt; und sie werden diejeni-

gen Personen, welche sie ungestraft überfallen können, nicht leicht mit dem Leben davon kommen lassen. Christen und Juden zu tödten, sehen sie, nach ihrer fanatischen Denkungsart, für ein verdienstliches Werk an, und darüber sind fast alle einig, daß man den Ungläubigen soviel möglich schaden müsse, in der Ueberzeugung, daß ihnen das Paradies gewiß sey, wenn sie einen Christen erlegen können.

Die eigentlichen Mauren werden wieder in die Land- und Stadt-Mauren unterschieden. Die Land-Mauren, leben, wenn sie sich unter ihren Zelten aufhalten, so einfach als möglich, und sind ein getreues Bild der ältesten Einwohner der Welt; die Erziehung, das gemäßigte Klima und die Strenge der Regierung vermindern die Bedürfnisse dieser Völker, denen ihr Boden, die Wolle und die Milch ihrer Heerden alles liefern, was sie zur Nahrung und Kleidung brauchen. Mann, Weib und Kinder schlafen alle in Einem Zelte, gewöhnlich auf einem schlechten Lager von Schaffellen, zuweilen aber auch auf der blossen Erde. Die Kinder bleiben bey ihren Eltern, bis sie heirathen, wo dann die Verwandten jedes Theils verbunden sind, sie mit einem Zelte, einer steinernen Hand-Mühle zum Zerreiben des Korns, einem Korbe, einer hölzernen Schale und zwey irdenen Schüsseln zu versehen; dieß macht ihren ganzen Hausrath aus. Ausserdem bekommen sie aber nach Verhältniß des Vermögens der Eltern noch eine Aussteuer, die in einer gewissen Anzahl von Kameelen, Pfer-

den, Kühen, Schafen und Ziegen und einer Quantität von Weitzen und Gerste besteht, und diesen Viehstand vermehren sie nach und nach dadurch, daß sie ihn auf dem benachbarten Boden grasen lassen. Sobald das Land um sie her weniger ergiebig wird, und ihr Vieh alle Weide aufgezehrt hat, brechen sie ihre Zelten ab, und ziehen weiter in eine fruchtbarere Gegend, bis auch hier die Noth sie weiter gehen heißt; daher man um dieser unstäten Lebensart willen ihnen auch den Namen wandernde Araber gegeben hat. Die obgedachten Zelten der Mauren sind 20—25 Fuß lang, aber in der Mitte nur 8—10 Fuß hoch, und haben die Figur eines umgekehrten Schiffkieles; sie sind aus Stricken von Ziegen und Kameelhaaren und den Blättern von dem wilden Palmbaume verfertigt, und nehmen daher das Wasser nicht an, geben aber in der Ferne wegen ihrer schwarzen Farbe einen unangenehmen Anblick. Die Anzahl solcher Zelte in einem Lager, welches die Araber Duhars nennen, ist nach Verhältniß der Stämme oder Familien, welche unter denselben wohnen, verschieden. Einige Duhars haben nur 4—5 Zelte, andere beynahe 100. Das Lager bildet entweder einen vollkommenen Zirkel oder ein länglichtes Viereck. Bey Tage läßt man das Vieh im Freyen grasen; aber des Nachts bringt man es sorgfältig innerhalb des Lagers in Sicherheit. In allen Lagern sind die Zelte gegen Norden zugemacht, und gegen Süden ganz offen. Dadurch schützt man sich vor den kalten Nord-Winden, die hier zu Lande im Winter so stark herrschen. Das ganze Lager hat keine andere

Wacht, als eine Menge großer und wilder Hunde, welche zu bellen anfangen, sobald sich ein Fremder nähert. Jeder Duhar hat einen Befehlshaber (Scheik), an welchen sich die Uebrigen wenden, wenn sie glauben, daß ihnen Unrecht geschehen ist, und der das Recht hat, außer der Todes-Strafe jede aufzulegen, die er für gut findet. Ein solcher Scheik steht wieder unter einem Offiziere von höherem Range, welcher mehrere Lager unter seinem Befehl hat, und eine Anzahl Divisionen steht unter der Regierung eines Pascha, der zuweilen 100 Duhars unter sich hat. Die Duhars, die in dem Felde herum zerstreut liegen, und jederzeit an einem Bache oder an einer Quelle aufgeschlagen werden, sind die Wirthshäuser, wo die Reisenden ein Unterkommen finden, und gewöhnlich ist ein Zelt, welches zugleich zu ihrem Gottesdienste dient, zu ihrer Aufnahme bestimmt, und man gibt daselbst denen, die ihr Lager darin nehmen, auf Kosten des ganzen Stammes, eine gute Mahlzeit. Hier kann man sich auch mit Geflügel, Milch, Eyern, und mit allem, was die Pferde brauchen, versorgen. Die Zelte der Reisenden werden, um alle Verwirrung zu vermeiden, bewacht, besonders wenn es Europäer sind, die gewöhnlich für reich gehalten werden. Ueberhaupt ist zur Sicherheit der Landstraßen eine sehr gute Polizey eingeführt, die dem Charakter der Mauren und ihrer Lebensart angemessen ist; die Duhars stehen für einen jeden Diebstahl, der im Angesichte der Zelte und in ihrer Nachbarschaft verübt wird;

sie sind nicht allein genöthiget, alles wieder zu ersetzen, sondern ein solcher Vorfall gibt auch den Regierungen Gelegenheit, sie mit einer Strafe zu belegen. Jedoch sind die Duhars nur verbunden, für diejenigen Diebstähle zu stehen, welche bey Tag verübt werden, solche aber, welche nach Sonnenuntergang und in der Nacht geschehen, fallen ihnen nicht zur Last, weil sie sie nicht sehen und verhindern können. Es folgt hieraus, daß man nie als mit aufgehender Sonne sich auf die Reise begeben darf, und ehe sie untergeht, einkehren muß. Die Gastfreyheit wird unter den Mauren, wenigstens unter denen, welche einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorchen, auf das heiligste beobachtet. Der fremde Muhamedaner, der bey ihnen einspricht, wird mit aller anscheinenden Freundschaft empfangen. Man reicht ihm Speise und gibt ihm ein Zelt, um darin die Nacht zuzubringen; selbst ein erklärter Feind, ist er einmal in einem Duhar aufgenommen, hat nicht leicht eine Verrätherey zu befürchten. Indessen ist jene Gastfreundschaft nicht jene edle und gutmüthige, die bey den ältesten Patriarchen sowohl, als bey den Griechen und Römern, mit einer Art von brüderlicher Zuneigung verknüpft war, und daher die Fremden, aus welchem Lande sie seyn mochten, mit einander verband, so wie es auf der andern Seite für die Menschheit ehrenvoll war, dem Bedürfnisse eines Jeden entgegen zu kommen. So lange der Gast in dem Duhar den Mauren bleibt, hat er nichts zu befürchten; haben sie aber einen Anschlag auf sein Leben gemacht, so

lauern sie ihm ausserhalb desselben auf, und alsdann können sie mit dem kältesten Blute eben denjenigen umbringen, den sie vor wenigen Minuten als Freund und Gast in ihren Zelten beherbergten. Sogar Blutsverwandtschaft macht bey dergleichen Verfahren keinen Unterschied, ein Bruder ermordet den andern ohne Anstand, sobald nur ein Vortheil damit verknüpft ist. Wenn indessen gleich in diesen Ländern die ehemalige Gastfreyheit nicht mehr zu finden ist, so haben sich doch noch alte Denkmäler erhalten, die natürlicherweise das Herz des empfindsamen Reisenden ungemein rühren; es sind dieß gewisse, kleine gemauerte Grotten, in welchen noch die Ueberreste eines Wasserkruges in den Gemäuern selbst sich erhalten haben, und die mehrentheils in solchen wüsten und sandigten Gegenden errichtet sind, wo man in einem sehr weiten Bezirke weder Brunnen noch frische Quellen antrifft. Man sieht, daß diese Krüge Wasserbehälter waren, woraus die abgematteten und lechzenden Reisenden sich unterwegs erquicken konnten.

Den Mauren ist der Genuß des Brodes noch unbekannt; sie zerquetschen ihr Korn vermittelst einer kleinen Handmühle, die aus zwey runden Steinen von 18 Zoll im Durchmesser besteht, und erhalten dadurch eine Art von grober Grütze, welche sie Kuskusu nennen. Wenn sie ihre Mahlzeit bereiten, so fangen sie damit an, diese Grütze in ein flaches durchlöchertes Gefäß zu schütten, welches sie als einen Deckel auf den Fleischtopf stellen. Durch die

feuchten Dünste, die aus dem Fleischtopf in diese Grütze dringen, wird dieselbe erwärmt, und fängt an sich aufzublähen; alsdann wird sie in ein flaches, mit einem Fuße, wie unsere Trinkkelche, versehenes Geschirr geschüttet, und ist zum Genusse völlig bereitet. Dieser Kuskusu dient den Mauren statt des Brodes; wenn sie denselben genießen, so vermischen sie jeden Bissen mit etwas Brühe, Milch, Butter, oder Honig; reichere Leute legen oben darauf gekochtes Fleisch, welches ein jeder mit den Fingern zerreißt, und das in Geflügel, Ziegen-, Ochsen- oder Schöpsenfleisch zu bestehen pflegt. Wenn der Kuskusu auf die vorbeschriebene Art bereitet ist, so nimmt der Herr des Hauses die Schüssel zu sich, und isset zuerst und allein; hat dieser gespeiset, so kommt die Schüssel zu den übrigen männlichen Hausgenossen oder zu den Kindern, welche niemals mit ihrem Vater, nicht einmal in seiner Gegenwart essen dürfen; zuletzt essen die Weiber, und erhalten das, was die Männer oder ihre eigenen Kinder übrig gelassen haben. Die Mauren speisen, indem sie auf die Fersen hocken; sie stellen die Schüssel mit Kuskusu gerade vor sich, und nehmen davon etwas mit den Fingern, und machen daraus in der hohlen Hand kleine Kügelchen, die sie mit vieler Geschicklichkeit in den Mund werfen.

Die Weiber spinnen unter ihren Zelten Wolle, und verfertigen daraus auf Stühlen, die der Länge nach in ihren Zelten hängen, allerhand Zeuge. Jedes Stück dieser Zeuge, das man Haik nennt, und aus bloßer Wolle, oder auch aus Wolle und

Baumwolle besteht, ist 5 Ellen lang und 1½ breit, und wird weder gefärbt noch appretirt. Diesen Haik werfen die Männer, wie einen Mantel, über, wenn sie ausgehen, und überdecken sich mit dessen oberem Theil den Kopf; er wird nicht genähet, und wenn er schmutzig ist, so wird er gewaschen. Die Land-Mauren kleiden sich nur in ihre wollenen Zeuge, und tragen keine Hemden und keine Unterhosen; denn Leinwand ist in diesen Gegenden schon ein Luxus, der nur in den Städten bekannt ist. Die ganze Garderobe eines reichen Land-Mauren besteht in einigen Haiks für den Winter, einem andern für den Sommer, einer rothen Kappe und einem Paar Pantoffeln. Die gemeinen Leute tragen eine Art von langem Rock von Wolle grau oder gestreift, der bis an die Waden geht, mit großen Aermeln und einer Kappe, so daß sie wie Karthenser-Mönche aussehen. Die Kleidung der Weiber ist ebenfalls ein Haik, der auf dem Rücken einen Sack bilden muß, worin sie, selbst bey Verrichtung aller geringen Hausarbeiten, ihre Kinder tragen. Der einzige Luxus, den die Weiber der Land-Mauren treiben, sind Ohrringe, welche die Gestalt eines halben Mondes haben, oder silberne Ringe, Armbänder oder Ringe um die Schenkel; sie tragen diese Kostbarkeiten den ganzen Tag über, weniger aus Eitelkeit, als weil sie den Gebrauch der Schränke nicht kennen; jedes Weib hat auch einige Halsbänder von farbigen Glasperlen. Außer diesen Zierrathen lassen aber die Weiber, aus Putzsucht, auf ihr Gesicht und andere Theile des Körpers Blumen

und andere Zeichnungen, mit Mustern, die mit Nadelnspitzen versehen sind, eingraben, worauf man, wenn die Haut leicht damit geritzt ist, eine blaue Farbe oder zerstoßenes Schießpulver streicht, wovon der Eindruck nie verschwindet.

Täglich, ausgenommen Freytags, welcher Tag zum Gottesdienst bestimmt ist, wird, um den Tausch der wechselseitigen Bedürfnisse zu begünstigen, in den verschiedenen Quartieren einer jeden Provinz ein Markt gehalten; die Mauren aus der Gegend kommen daselbst zusammen, um, Vieh, Getreide, Garten-Gewächse, trockene Früchte, Teppiche, Haiks und alle Produkte des Landes zu kaufen und zu verkaufen. Dieser Markt, welcher im Arabischen Sock genannt wird, hat einige Aehnlichkeit mit unsern Jahrmärkten. Die Beschäftigung der Leute, welche gehen und kommen, gibt einen bessern Begriff von der Lebensart der Mauren als alles, was man davon in den Städten sieht; die Oberbefehlshaber, unter denen die Gegend steht, müssen sich mit Soldaten auf die Märkte verfügen, um daselbst die Ruhe zu erhalten, weil es sehr gewöhnlich ist, daß der Haß, welchen die verschiedenen Stämme gegen einander hegen, hier in öffentliche Thätlichkeiten ausbricht; die Trennung der Socks ist bey diesen Streitigkeiten sehr beunruhigend, weil sie gewöhnlich der Vorbote eines Aufruhrs sind. Rund um diesen Markt stehen gewöhnlich Gauckler, Sänger, Tänzer und Luftspringer, welche die müßigen Zuschauer zu unterhalten suchen; und auf ei-

ner andern Seite stehen die Quacksalber, zu denen man die Kranken vom Lande bringt.

Die Stämme, welche auf dem Lande leben, verbinden sich gewöhnlich unter sich, und selten finden Heirathen zwischen fremden Stämmen statt: indem diese Völker durch fortgepflanzte Vorurtheile in Streit verwickelt sind, die, wenn sie auch einmal schwach unterdrückt werden, doch bey Gelegenheit eines verirrten Kameels, oder bey Benützung einer Waide oder eines Brunnens wieder aufleben. Oefters werden unter diesen Stämmen Heirathen vollzogen, um die Einigkeit wiederherzustellen, aber statt dessen Gelegenheit zu blutigen Auftritten geben. Die Ehe wird bey den Land-Mauren nicht als ein Vertrag angesehen, wozu der Wille beyder Theile erforderlich ist; man kann sie vielmehr als eine Art von Kauf betrachten, der zwischen den Eltern und demjenigen, der ihre Tochter heirathen will, geschlossen wird. Der Bräutigam braucht nicht das Herz oder die Neigung seiner Braut zu gewinnen, aber er findet sich mit einem Paar schöner wohlgemästeter Kühe ein, und der Handel hat seine Richtigkeit; die Eltern behalten die Kühe, und übergeben dafür ihre Tochter. Sie bekümmern sich wenig, ob sie glücklich oder unglücklich wird; wenn sie einmal verkauft ist, so wird ihrer nicht weiter gedacht. Gefällt das Weib dem Manne nicht länger, so kann er sie ihren Eltern zurückschicken, und eine andere, oder auch mehrere zugleich kaufen, je nachdem er bemittelt ist. Gefällt die verstoßene Frau einem Andern, so kann derselbe sie um einen viel geringern

Preis erhalten, weil sie schon einmal verheirathet gewesen. Die Haus-Wirthschaft liegt den Weibern ausschließend ob; sogar die beschwerlichsten und härtesten Arbeiten werden von den Weibern verrichtet, und unterdessen, daß die Männer sich ungestört dem Müßiggange ergeben, müssen die Weiber Holz fällen, und in Ermanglung eines Lastthieres es selbst nach Hause schleppen. Auch der Ackerbau wird größtentheils durch die Weiber verrichtet. Am übelsten ergehet es ihnen, wann die Horden mit ihren Zelten aufbrechen und ihren Wohnplatz verändern. Der Mann setzt sich ganz ruhig zu Pferde, und trägt außer seinen Waffen nicht das Geringste; da hingegen die Frau, mit dem völligen Hausrathe beladen, und öfters sogar mit dem Gezelte selbst, wenn dazu kein eigenes Thier vorhanden ist, neben dem Pferde des Mannes herlaufen muß, und nicht selten, wenn sie nicht schnell genug folget; noch außerdem unter den Schlägen des Mannes erliegt. Auf diese Weise müssen sie Tage lang im brennenden Sande, und oft ohne Essen und Trinken fortwandern. Wenn ihre Arbeiten sie nicht außerhalb dem Duhar beschäftigen, so bleiben sie den ganzen Tag im Gezelte, wo sie von Koth und Ungeziefer fast umkommen; dabey haben sie fast alle die Krätze und einen ganz unerträglichen Geruch. Sie sind fast in beständiger Bewegung, und selbst die Schwangerschaft ist keine Entschuldigung, um ihre Arbeit zu vermindern. Nur während der Niederkunft unterbrechen sie solche; sie entbinden sich alsdann selbst ohne fremde Hülfe auf

der bloßen harten Erde; zwey Tage darauf stehen sie schon wieder auf, und binden ihre Kinder auf den Rücken, denen die bloßen Köpfe hervor stehen, es mag übrigens Kälte oder Hitze, Regen oder Sonnenschein, stürmisches oder stilles Wetter seyn. Die Kinder sind fast ganz der Natur überlassen, werden selten verzärtelt, aber auch niemals geschlagen. Sie laufen, spielen, raufen sich, und vertragen sich wieder. Kaum können sie gehen, so begleiten sie ihren Vater zur Heerde, und scheuen sich nicht den muthigsten Stier in Ordnung zu halten, oder das wildeste ungelehrigste Pferd zu besteigen. Da sie fast beständig unter dem Viehe sind, so leben sie mit ihm in einer gewissen Vertraulichkeit, die ihnen in der Folge wohl zu statten kommt; sie spielen mit dem unschuldigen Schafe, tändeln mit der Ziege, und wissen den Ochsen oder den Stier, der ihnen entwischt, geschickt einzuhohlen. Durch die beständigen Leibesübungen werden sie bey Zeiten stark, schnell und nervicht, und ohne sich zu beklagen, lernen sie sehr früh Hunger und Durst und weite Reisen ertragen. Die Eltern hören die Klagen ihrer Kinder nicht an, und die Thränen sind für sie kein Hülfsmittel, um etwas zu erlangen; auch widerspricht man ihnen nicht, da hingegen auch ihr Trotz nicht befolgt wird. Das Kind lernt früh das, was es braucht, sich selbst verschaffen; reichen die Kräfte noch nicht zu, so muß es seinen Begierden entsagen, und es gewöhnt sich bey Zeiten, nichts zu wollen, als was seine Kräfte, oder sein Alter ihm verstatten; niemals hört man hier ein Kind etwas

fordern. Bey diesem Mangel an Gefälligkeit von Seiten der Eltern gegen die Kinder verlassen aber auch die Kinder, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben und der Sorgfalt der Eltern nicht mehr bedürfen, ihre Eltern, und werden sich oft einander für die ganze übrige Lebenszeit fremd. Ihr gemeinschaftliches Schicksal rührt sie nicht sehr, sie müßten denn durch ein wechselseitiges Interesse verbunden seyn. Die Liebe zu den Eltern und Verwandten ist daher bey den Land-Mauren eine fast unbekannte Neigung; oft ist ein Bruder der ärgste Feind des andern, und die Stimme des Blutes hat hier wenig Gewalt. Eine auffallende Bemerkung ist die, daß der Verstand dieser Kinder, den man doch nicht eigentlich kultivirt, frühzeitiger reift, als bey den Kindern der Europäer, die doch von Jugend auf zu so mancherley Dingen angehalten werden. Ein junger Land-Maure von 12—13 Jahren, der von der Geburt an im Freyen gelebt, mitten im Felde, und unter Heerden und Feld-Arbeiten aufgewachsen, der von Geburt an allen seinem Alter angemessenen Vergnügungen nachgegangen ist, und alle Wohlthaten der Natur aus der ersten Hand genossen, der selbst seinen Verstand mit den Gegenständen seiner Vergnügungen unterhält, und durch keinen Zwang des sogenannten Wohlstandes zurückgehalten wird, spricht mit einem dreisten entscheidenden Tone, und mit geradem festem Blicke. Will er Gehör finden, so muß das, was er hervorbringt, der Mühe werth seyn, sonst läßt man ihn reden, ohne auf ihn zu merken. Fragt er nach etwas, so beantwortet

man ebenfalls nur das, was wichtig scheinet. Aber zeigt er Verstand, und sind seine Reden witzig, so ist er gewiß gehört zu werden; man unterhält sich ernsthaft mit ihm, und kurz, man behandelt ihn als einen Erwachsenen, und dieser Vorzug erweckt bey ihm das Bestreben, sich früh als einen solchen zu zeigen. Auf diese Weise, ohne die geringste Mühe, ohne Lehrer und bloß durch die Natur gebildet, erhält der junge Land-Maure bey Zeiten die seinem Stande und seinen Beschäftigungen angemessenen Begriffe, die Kräfte und den edeln Anstand eines Mannes. Seine Geberden sind nicht affektirt, sondern natürlich und voll Ausdruck, und sein Gang weder zu schnell noch zu langsam, aber fest und anhaltend. Indessen darf man nur in dem noch kindischen Alter bey dem Land-Mauren den noch unverdorbenen Menschen suchen; nach und nach verlieren sich diese einfachen und sanften Sitten, und werden durch die übeln Vorurtheile, durch die grausamen und blutdürstigen Neigungen der Eltern und durch die schändlichsten Ausschweifungen, denen sie sich überlassen, zuletzt gänzlich ausgerottet, und der grausame blutdürstige Maure tritt an die Stelle des Naturmenschen.

Ein neuerer Reisender, Abbé Poiret, war nicht wenig verwundert, in einem Maurischen Duhar eine öffentliche Schule, die noch dazu durch einen blinden Schulmeister gehalten wurde, zu finden. Der Lehrer hatte zwar etwa ein Dutzend Kinder beyderley Geschlechts um sich, die er lesen und schreiben lehrte; von allen diesen Kindern verrieth kein einzi-

ges Eckel oder Langeweile auf seinem Gesichte, was in den Schulen der Europäer so häufig erblickt wird. Ihre Beschäftigung schien nur ein Spiel für sie zu seyn; da sie nur ein einziges Lehrbuch, nehmlich den Koran, den der Schulmeister auswendig wußte, vor sich hatten, so kannte der Blinde seine Schüler, die ihre Lektion hersangen, und zwar ein jeder auf seine eigene Weise; sobald einer einen Fehler begieng, wurde er leicht zurecht gewiesen. Der Ton ihres Gesanges war eben nicht reitzend für meine Ohren, aber ich freute mich, bey einer nomadischen Horde eine so humane Lehrart zu finden. Die größten von diesen Kindern lehrten die jüngeren das schreiben, was der Schulmeister ihnen vorsagte. Anstatt des Papiers hatten die Kinder kleine hölzerne mit einer weißen Farbe überzogene Bretchen, und ihre Feder bestand aus einem ziemlich plumpgeschnittenen Schilfrohre, mit dem sie aber dennoch ziemlich geschwind schrieben. Wenn sie die von dem Schulmeister diktirte Lektion auswendig wußten, so wuschen sie ihre Bretchen, und schrieben eine neue aus dem Koran. Als die Schul-Stunde geendigt war, so umarmte jedes Kind seinen Lehrer, und dankte ihm für den Unterricht; und dieser erwiederte diese herzliche Aeusserung mit vieler Leutseligkeit.

Die Mauren haben die höchste Achtung für die Todten und ihre Grabstätten. So bald ein Maure verschieden ist, wird sein Leichnam sorgfältig gewaschen, und in ein weißes, von schöner Leinwand verfertigtes Tuch gewickelt, welches eigens zu dieser Absicht in Vorrath gehalten wird. Ist der Todte

gereiniget, so wird er auf eine Art von Tragbahre gelegt, und von einem Pferde zu Grabe getragen, begleitet von seinen Freunden und nächsten Verwandten. Unterdessen, daß die Männer das Grab machen, hocken die Weiber um den Todten herum, und machen Fragen an ihn, welche die größte Zärtlichkeit und den größten Schmerz ausdrücken, raufen sich die Haare aus, und zerkratzen sich mit den Nägeln die Adern an den Schläfen, so daß das Blut mit den Thränen vermischt, den höchsten Grad der Verzweiflung ausdrückt. Wenn die Männer das Grab fertig haben, so wird der Leichnam darein auf die Seite, mit gegen Morgen gewandtem Gesichte gelegt. Ueber dem Körper wird alsdann eine Art von Gewölbe aus Baumzweigen verfertigt, damit die Erde den Körper nicht berühre; hierauf wird die Grube voll mit Erde gefüllt, und eine neue Lage Baumzweige und Steine darauf gelegt, um zu verhüten, daß der Körper nicht von den wilden Thieren herausgerissen werde. In der Mitte des Steinhaufens läßt man gewöhnlich einen leeren Raum, worein irdenes Geschirr oder sonstiges Hausgeräth gesetzt wird; doch geschieht dieß nur bey den vornehmsten Familien. Zuletzt wird auf das Grab eine Art von Leichenfahne gesteckt, welche aus einem Stocke besteht, an dessen oberem Ende ein Lappe befestiget wird, der gewöhnlich aus einem der Kleidungsstücke des Verstorbenen genommen ist. Nach geendigter Trauer-Ceremonie kehrt ein jeder zu seiner Hütte zurück, ohne irgend einen Ausdruck von Schmerz oder Bekümmerniß zu

äußern. Die nächsten Verwandten oder auch die Freunde des Verstorbenen besuchen das Grab von Zeit zu Zeit. Sie heben gemeiniglich einige Steine vom Grabe, oder graben den Leichnam zum Theil aus, um sich zu versichern, daß er nicht wiederum lebendig geworden ist. Wenn die Verwesung des Leichnams ihnen das Gegentheil zeigt, dann fangen sie ihr Geheul und ihre Klagen von neuem an. Der Gebrauch, nach dem Tode eines Verwandten den Hinterbliebenen einen Condolenz-Besuch abzustatten, ist bey den Mauren, wie bey uns, angenommen. Sobald Jemand eine Person aus seiner Verwandtschaft verloren hat, so gehen die nächsten Verwandten zu ihm, die Männer zu den Männern, die Weiber zu den Weibern. Bey dem ersten Besuche fängt die ganze Gesellschaft an zu heulen und zu schreyen. Die Stärke des Geheules hängt von der Würde, die der Verstorbene bekleidete, ab. So heulet z. B. der Niedere um einen Höheren aus vollen Leibeskräften; weniger heulen, die sich völlig gleichen. Die Oberhäupter brauchen nur zu seufzen, es müßte denn gleichfalls ein Oberhaupt gestorben seyn. Sobald indessen diese Ceremonie geendiget ist, so überläßt man sich der Freude, es müßte denn ein neuer Besuch hinzukommen, mit welchem die Gesellschaft auf's neue heulen muß.

Unter den Maurischen Land-Leuten findet man wenige Familien, welche bemittelt sind. Vielmehr sind die meisten dürftig, und ihr kärgliches Einkommen ist kaum zur Befriedigung des allernothwendigsten Lebensunterhaltes hinreichend. Hart ruht

auf diesen Unglücklichen die schwere Last des Despotendrucks, und fast allenthalben sind sie der räuberischen Habsucht der öffentlichen Einnehmer ausgesetzt. Die meisten Land-Mauren erscheinen in einem so nachtheiligen Lichte, daß man mitleidsvoll staunend zurückbebt über das Elend, zu welchem die Menschheit herabsinken kann. Unwissend, roh und verwildert, sind ihnen die Freuden und Vortheile des geselligen und bürgerlichen Lebens beynahe ganz unbekannt; die edeln und wohlthätigen Bande der Freundschaft kennen sie nicht, sondern nur jene wilden Leidenschaften, welche Familien trennen, und Unruhe in der bürgerlichen Gesellschaft erregen. Der Neid quält sie beständig, und sie sind sehr geschäftig, sich untereinander böse Streiche zu spielen, sich wechselsweise ihres Vermögens zu berauben, und überhaupt alles, was ihren Begierden nur im geringsten zuwider ist, denselben aufzuopfern. Der Sohn scheuet sich nicht, sich mit dem Blute des Vaters zu beflecken, ein Bruder den andern, oder ein Mann sein Weib umzubringen. Dem niedrigsten Geitze ergeben, kann der Land-Maure durch eine sehr geringe Belohnung gar leicht zu einer Mordthat verleitet werden, und man könnte vielleicht die ganze Barbarey in sehr kurzer Zeit entvölkern, wenn man auf den Kopf jedes Mauren einen Preis setzen wollte. Der Durst nach Reichthümern scheint überdieß bey den Mauren ihre angeborne Grausamkeit zu vermehren. Von der großen Menge Piaster, die jährlich durch die Handlung aus den europäischen Staaten für Korn, Wolle und derglei-

chen in diese Länder kommen, geht gewiß kein einziger wieder zurück; alle bleiben hier, und was das schlimmste ist, der Maure wendet dieses Geld nicht zur Vermehrung seiner Heerden oder auf eine andere zweckmäßige Weise an, sondern der größte Theil desselben wird von ihm vergraben, und zwar aus folgenden Gründen: Läßt ein Maure nur etwas mehr als gewöhnlichen Reichthum erblicken, so ist er versichert, ausgeplündert zu werden, oder er, seine Weiber und Kinder stehen in Gefahr, durch die größten Schmerzen zur Entdeckung ihres vermeintlichen Schatzes gezwungen zu werden; doch dazu versteht sich der Maure auf keine Weise, unter den höchsten Martern scheint er unempfindlich, und höchst selten entdeckt er etwas. Wenn bey ihren bürgerlichen Kriegen sie all' des Ihrigen beraubt werden, alsdann nimmt der Maure gewöhnlich seine Zuflucht zum vergrabenen Gelde, um eine frische Heerde, um neue Zelten zu kaufen, oder Weib und Kind aus der Gefangenschaft zu lösen, im Falle er etwa keine bessere, oder zu einem billigeren Preise finden sollte. Dieser einzigen Ursache wegen ließe sich die Gewohnheit, das Geld zu vergraben, einigermaßen entschuldigen; da außerdem nur der Mann allein davon Kenntniß hat, so geschieht es häufig, daß, wenn er stirbt, auch dieß Geheimniß mit ihm verloren geht. Auf diese Weise besitzt die Barbarey eine sehr große Menge Piaster, die aber auf immer verloren sind; man kann also mit Recht sagen, daß das reichste Bergwerk in diesen Ländern wirklich gemünztes Silber enthalte. Der Geist der Habsucht, welcher die Mauren beseelt,

macht sie kriechend, listig und durchdringender, als man ihrem groben äussern Ansehen nach vermuthen sollte; sie wissen mit großer Verstellung den Charakter der Leute, mit denen sie zu thun haben, auszuforschen, und mit großer Geschicklichkeit den ihrigen zu verbergen. Oft blenden den noch unbekannten Fremden die Schmeicheleyen des Mauren, seine anscheinend-zuvorkommenden Gefälligkeiten und Höflichkeiten, welche er zuweilen gar mit Geschenken begleitet. Allein alles uneigennützigen Anscheins ungeachtet, kann man versichert seyn, daß er dabey gewisse interessirte Absichten hat, und Gegengeschenke erwartet, welche den Werth der seinigen übertreffen. Da, wo man es nicht dienlich findet, die Geschenke der Mauren zurückzugeben, welches als eine beleidigende Handlung angesehen würde, kann man ihrer Zudringlichkeit nur dadurch vorbeugen, daß man genau die Gegengeschenke nach dem Werthe der seinigen abmißt. Ueberhaupt sind ihre oft übertriebenen Schmeicheleyen gefährlicher als die stärksten Drohungen, welche sie doch nie, oder doch äußerst selten, ausführen können.

Die Mauren sind theils aus Temperament, theils durch ihre Erziehung gegen den physischen Schmerz nicht so empfindlich, wie die Europäer. Da sie beynahe nackt gehen und allen Eindrücken der Luft ausgesetzt sind, so erhalten sie dadurch in ihren Fibern eine Härte, die zuletzt in eine gewisse Fühllosigkeit übergeht. So läßt der Kaiser von Marokko zuweilen Dieben eine Hand abhauen, die, wenn

sie wieder losgelassen werden, ihre Hand von der Erde aufheben, und ohne einige Schmerz-Aeusserungen weggehen. Die Exekutionen werden nicht vorbereitet oder vorher angekündiget, sondern geschehen mit dem Messer des ersten besten Mauren, der selbst oft sehr ungeschickt den Willen seines Herrn vollzieht.

Diejenigen Mauren, welche in den Städten wohnen, erscheinen dem sorgfältigen Beobachter in keinem so gehässigen Lichte, als ihre auf dem Lande lebenden und zum Theil gänzlich verwilderten Landsleute. — Die in den Städten sich häufig zeigende Gelegenheit zur Ausbildung, wohin vorzüglich der Umgang und Verkehr mit fremden und einheimischen Nationen gehört, trägt hiezu wohl das Meiste bey. In dieser Klasse der Mauren findet man sowohl einzelne reiche, als mehrere wohlhabende Familien. Ihre Reichthümer bestehen größtentheils in Häusern, welche sie in den Städten besitzen, in umherliegenden Gärten, Landhäusern rc., ja auch zuweilen in baarem Gelde, wenn sie sich mit dem Handel abgeben. Die weniger bemittelten in den Städten sind meistens Handwerker. Unter den angesehenen Mauren findet man einige wenige, welche sich mit Lektüre und Wissenschaften beschäftigen. Diese sind nicht so roh und unwissend wie ihre übrigen Landsleute, wenn sie auch gleich keine so großen Fortschritte machen, als die Europäischen Gelehrten. Die Kleidung der Einwohner der Städte ist von der, welche die Land-Mauren tragen, nur durch mehr Feinheit des Stoffes und darin unterschieden, daß sie ein Hemd und eine Unterhose

von Leinwand tragen. Die Weiber der Stadt-Mauren gehen nie oder doch höchst selten aus, und auch alsdann nur mit einem Schleyer, der ihnen bis an die Knie reicht, und sind der Eifersucht ihrer Männer wegen beynahe zu einer immerwährenden Gefangenschaft verdammt.

In den meisten Städten sehen die Häuser in einiger Entfernung wie die Grabhügel auf einem Gottesacker aus, und auch der Eingang in die besten derselben hat nur ein schlechtes Ansehen; sie sind nur 16 Schuh hoch und haben ganz platte Dächer, welche zum Sommer-Aufenthalt dienen, wo die Frauen der Mauren Abends gewöhnlich sitzen, um frische Luft zu schöpfen. Da die besten Zimmer alle hinten hinaus sind, so ist ein Stall der erste Ort, wohin man bey einem Besuche geführt wird. Will man in das Haus, so muß man entweder hier, oder auf der Straße warten, bis alle Frauenzimmer aus dem Wege gebracht sind. Hierauf tritt man in einen viereckigen Hof, in welchem sich vier schmale, lange Zimmer vermittelst großer Flügelthüren öffnen. Da sie keine Fenster haben, so dienen diese Thüren zugleich zum Einlassen des Lichts. In der Mitte des Hofes ist gewöhnlich ein Springbrunnen; und gehört das Haus einem vermögenden Mauren, so ist der ganze Hof mit blauen und weißen Ziegeln nach Art eines Schachbrets gepflastert. Die Thüren sind gewöhnlich mit Vierecken von mancherley Farben bemahlt, und der obere Theil derselben ist mit artigem Schnitzwerke geziert. In keinem der Zimmer findet man einen Heerd, und alle ihre Speisen wer-

den auf dem Hofraume, in einem irdenen, mit Holzkohlen geheitzten Ofen zubereitet.

Nachrichten von den Türken in Algier und ihren Gebräuchen *).

Die Türken, woraus die Haupt-Kriegsmacht zu Algier bestehet (vergl. 1. Heft, Seite 8.), haben sehr große Freyheiten, und sind gleichsam die Herren des Reichs. Sie erlegen nicht die geringste Abgabe, und können bey begangenen Vergehungen und Verbrechen nicht öffentlich bestraft werden, indem die Regierung fürchtet, daß man dadurch den Mauren Gelegenheit gebe, sie zu verachten. Ein straffälliger Türke wird nur in das Haus des Aga des Kriegsvolkes gebracht, und daselbst, nach dem Befehl des Dey, entweder zu Stockschlägen oder einer Geldstrafe verurtheilt, oder strangulirt.

Kein Maure darf sich mit ihnen in Zank einlassen, und der geringste Türke, der im Solde steht, stößt den allerreichsten Mauren auf die Seite, wenn er ihm nicht ausweichen will. Sie stehen sich unter einander bey, in allem, was sie unternehmen, und sind sehr hochmüthig, trotzig und schwer zu regieren.

Gleichwohl gehorchen sie alle mit der größten Unterthänigkeit dem Dey, in so weit er seine Ober-

*) Aus Le Roy État général et particulier du royaume et de la ville d'Algèr.

Herrschaft durch Güte oder Schärfe behaupten kann; dagegen muß er aber auch aufs genaueste dafür sorgen, daß ihre Bezahlung keinen Tag ausbleibe: denn, wenn diese fehlen sollte, so sind sie nicht zu bändigen, und der Dey ist gemeiniglich das erste Opfer ihrer Rache.

Außer dem Solde, welchen sie erhalten, sind alle unverheyratheten Türken in große und bequeme Häuser einquartirt, die Cacheris heißen, in welchen man schöne Bäder antrifft, worin sie sich waschen, ehe sie ihr Gebet verrichten. In diesen Cacheris haben je drey und drey eine Kammer, und werden von Sklaven bedient, welche der Staat unterhält. Jeder Soldat bekömmt noch täglich zu seinem Solde vier Brode, welches weit mehr ist, als er verzehren kann. Sie haben das Recht beym Fleisch-Einkaufen, daß sie es immer um den dritten Theil wohlfeiler, als die öffentliche Taxe ist, bekommen. Sobald sie sich aber verheyrathet haben, verlieren sie diese Vortheile, und sind alsdann verbunden, sich auf ihre Kosten von ihrem Solde und durch ihre Arbeiten zu unterhalten. Fällt ein Türke in Gefangenschaft, so wird er von der Regierung als todt angesehen, und sie bemächtigt sich alsdann, wenn er keine Frau oder Kinder hat, sogleich seiner beweglichen und unbeweglichen Güter, welche selbst auch in dem Falle, wenn er aus der Gefangenschaft heimkehrte, nicht mehr zurückgegeben werden; vielmehr erhält er alsdann nur noch einen Jahres-Sold, um sich die nöthige Kriegs-Bewaffnung davon anzuschaffen. Dieß ge-

schieht aus dem Grunde, um den Türken die Gefangenschaft oder Sklaverey verhaßter zu machen, als sie ihnen an sich selbst schon ist.

Von einigen in allen türkischen Ländern, besonders in den Seeräuber-Staaten, und namentlich zu Algier üblichen Gebräuchen, verdient folgendes angeführt zu werden:

Es ist Gebrauch, das Brod, das Fleisch und andere nothwendige Lebensmittel auf einen bestimmten Preis, welcher jedoch nach Beschaffenheit der Jahres-Zeit, und andern Umständen wieder abgeändert wird, zu setzen, den Niemand bey schwerer Strafe erhöhen darf, indem diese Taxe sogar für einen Religionspunkt gehalten wird. Kein Türke darf um Geld spielen, es sey was für ein Spiel es wolle, Keiner darf sich unterstehen, den Namen Gottes unnützer Weise auszusprechen. Natürliche Gebrechen sind niemals bey ihnen eine Schande oder ein Vorwurf, vielmehr nennen sich wohl gar einige darnach. Es ist verboten, und einem Türken sehr unanständig, die allergeringste Sache bey einem Gefechte wegzunehmen, und wenn er sich auch nur darnach auf die Erde bücken müßte. Sie vergessen leicht Privat-Zänkereyen, die sie unter sich gehabt haben, und es ist ein Gebot für einen wahren Muselmann, keiner Beleidigung, die ihm heute zugefügt worden ist, sich morgen wieder zu erinnern. Der Soldatenstand wird hier über alles geschätzt. Die Waffen sind auch die vornehmste Beschäftigung der Türken. Gegen alle andern Völker bezeugen die Türken eine große Verachtung, welches daher rühren mag,

weil sie von Jugend auf gewohnt sind, sich als Herren von so vielen Sklaven aus allerhand Nationen anzusehen. Sie sehen es als einen Glaubens-Artikel an, einen jeden bey seiner Religion in grösster Freyheit zu lassen, und je eifriger man darin ist, desto höher wird man in Algier geachtet.

Jeder Soldat, der im Solde steht, wird unter einem Hauptmanne, unter dessen Befehlen er ist, eingeschrieben. Der Sold ist nicht bey allen Soldaten gleich. Anfänglich ist er eben nicht groß, nimmt aber ordentlicherweise alle Jahre mit einer Saime oder 50 Aspern zu, und vermehrt sich auch bey verschiedenen Gelegenheiten, z. B. bey Erwählung eines neuen Dey, bey einem Siege, Frieden und Kriege, bey den Ehrenbezeugungen, die man einem Gesandten des Grossultans erweist, bey einem öffentlichen Freudenfeste, oder wenn sonst einer etwas ruhmwürdiges für sich verrichtet hat. Je älter daher ein Soldat in Diensten wird, um so mehr wächst sein Sold, bis er in 10, höchstens 15 Jahren zu einem beständigen Solde gelangt, der alsdann nicht mehr erhöhet oder verringert wird. Der erste Sold, auf den ein Soldat sogleich geschrieben wird, ist nicht mehr als 8 Saimen, welche ein Pataque Chique, sechs Temin und eine Caroube betragen, oder ungefähr 40 französische Sols, nicht ganz einen Rhein. Gulden, auf zwey Monate *). Die höchste festgesetzte Bezahlung ist 80 Saimen, die ungefähr 6 Piaster betragen, und diese bekommt er alle zwey

*) Dieser Sold ist, seit Le Roy geschrieben, bey verschiedenen Veranlassungen erhöht worden, und beträgt nunmehr als das Doppelte.

Monate. Hiebey ist zu bemerken, daß die Türken ihr Jahr nach des Mondes Lauf rechnen, und daß, ob es schon auch aus zwölf Monaten besteht, zwischen ihrem Jahre und dem unsrigen ein Unterschied von 11 Tagen ist, der daher entsteht, weil wir nach der Sonne rechnen; 36 unserer Monate machen ungefähr 37 ihrer Monden, und 32 Jahre bey uns, sind bey ihnen 33.

Die in Algier gangbaren Geldsorten können in zwey Klassen getheilt werden, in diejenigen, so der Dey schlagen läßt, und in die fremden Münzsorten. Die ersten sind die goldenen Sultanen oder Zechinen, und die Aspern. Die fremden gangbaren Münzen sind die venetianischen Zechinen, und die Marokkanischen, die portugiesischen Goldstücke, die spanischen Pistolen, und die Piaster von jedem Gewichte. Der Werth von diesen angeführten Münzen ist in Algier niemals festgesetzt. Sie gelten mehr oder weniger, so wie es die Regierung für gut findet, und die Fremden rechnen den Werth derselben nach dem gewöhnlichen Preise der Materien und dem innerlichen Gehalte, so wie er in den vornehmsten europäischen Handelsstädten bestimmt ist. Daher kann man niemals eine richtige Ausrechnung machen, was die Münzen zu Algier in Vergleichung mit andern Ländern gelten. Hier ist keine andere Geldsorte unveränderlich, als die Pataque-Chique, oder Pataque d'Aspre, welche aber eine eingebildete oder Rechnungs-Münze ist. Auf einen dieser Pataque-Chique werden gemeiniglich 232 Aspern gerechnet, welches den dritten Theil eines Piasters ausmacht,

der ordentlicherweise das Gewicht von drittehalb spanischen Pistolen hat.

Es ist für einen Soldaten eine große Beschimpfung und Bestrafung, wenn ihm seine Löhnung, deßwegen, weil er seine Pflicht nicht beobachtet hat, verringert wird. Auch trägt sich dieses selten zu. Alle Beamte der Regierung, vom höchsten bis zum niedrigsten, haben nicht mehr Besoldung als ein Soldat; aber jedes Amt, das sie verwalten, ist mit gewissen Einkünften verknüpft, als: von ankommenden und abgehenden Waaren, oder von Einlösung und Verkaufung der Sklaven. Es sind auch noch andere Abgaben in Algier, welche die Fremden an sie erlegen müssen, wenn sie sich im Königreiche niederlassen wollen; denn will man die geringste Sache erhalten und ausgerichtet haben, so muß man allen Offizieren, die etwas dazu beytragen können, Geschenke machen, und ohne diese erreicht man niemals seine Absicht. Nur der Aga des Kriegsvolks ist hievon ausgenommen, und hat 2000 Pataque-Chique, wozu ihm der Staat noch Brod, Fleisch, Reis, Hausgeräthe, und überhaupt alles das gibt, was er in seinem Hause braucht. Jedem Soldaten ist erlaubt zu handeln, oder sonst ein Gewerbe zu Wasser oder zu Lande zu treiben. Er kann auch das Seinige, was er erworben hat, in Ruhe verzehren, und seine Handthierung ungestört treiben, jedoch muß er, im Fall eines Kriegs, oder wenn es sonst der Staat verlangt, augenblicklich zu Kriegs-Diensten bereit seyn.

Die Kriegs-Heere oder Feld-Lager der Türken bestehen aus kleinen und großen Haufen Soldaten, die durch Zelte abgetheilt sind, denn die Türken zählen keine Eskadrons oder Bataillons. Die Zelte sind rund, und unter jedem können füglich 30 Mann wohnen. Die Pferde sind hinter dem Zelte an eine Stange angebunden, und die Geschirre werden mit ins Zelt genommen. Jedes Zelt hat an Offizieren einen Boulou-Bachy, einen Auda-Bachy und einen Vikilardgy. Der letztere von diesen hat die Aufsicht über das Zelt, über die Lebensmittel, über das Geräthe der Offiziere, und über 17 Soldaten, so daß ein Zelt mit den Offizieren 20 streitbare Männer enthält. Hiezu kommen noch einige bewaffnete Mauren, die zum Dienste des Zeltes und zur Leitung der Thiere, die das Heer-Geräthe tragen, bestimmt sind; denn kein Soldat trägt jemals etwas anders als seine Flinte und seinen Säbel. Der Staat schafft die Lebensmittel und sechs Pferde oder Maulesel zu jedem Zelte an, um die Lebensmittel, Zelte, Kriegsmunition, das Geräthe und die Kranken zu tragen. Das Heer-Geräthe geht gemeiniglich voraus, so daß die Soldaten da, wo sie hinkommen, nichts anders zu besorgen haben, als daß sie sich nur niedersetzen und essen, denn bey ihrer Ankunft finden sie gemeiniglich ihr Essen bereitet, wovon sie allezeit etwas bis auf den folgenden Tag übrig lassen. Es gehen auch immer Pferde in ihrem Gefolge mit, auf den Fall, wenn einige krank werden, oder zur Umwechslung der Lastthiere, die unterweges sterben, lahm werden,

oder sonst nicht fortkommen können. Soll zu Algier ein Lager veranstaltet werden, so ernennet der Dey einen Aga und einen Chiaja oder Gehülfen des Aga, die aus den Aga-Bachys erwählt werden, und die Justiz im Lager verwalten müssen, was sowohl Civil- als Criminalsachen anlangt; denn kein Hauptmann kann für sich einen Soldaten bestrafen, alle Klagen müssen bey dem Aga angebracht werden, der dann darin spricht, wie er es für gut findet. Der Dey ernennet auch hiezu zwey Chiaus, die die Befehle des Aga und Chiaja ausrichten müssen. Die Soldaten gehen nach ihrer Reihe und Ordnung ins Lager, ohne daß einer dem andern, wo ihn nicht die Reihe trifft, vorgehen darf. Sie gehen alle zu Fuße, sowohl die Offiziere als die Soldaten, außer dem Dey, dem Aga und dem Chiaja. Die Reiterey ist eben so abgetheilt, wie die Fußvölker, nemlich durch Zelte von 17 Reitern oder Spahis, mit eben so viel Offizieren und Zugpferden; doch haben sie noch einige Mauren mehr, zur Fütterung und Verpflegung der Pferde, bey sich.

Im Frühling jedes Jahres ziehen drey fliegende Lager oder kleine Armeen aus Algier, nehmlich die von Morgen, die von Abend, und die mittägige. Jede von ihnen bildet ein besonderes Lager, und der Bey, der jedes anführen soll, findet sich schon mit seinem Kriegsvolke im Felde. Jeder Bey gebietet über sein Lager ganz uneingeschränkt, außer was die Ausübung der Gerechtigkeit betrifft, die nur dem Aga allein vorbehalten ist, und dieser ruft nur

bey wichtigen Vorfällen den Divan zusammen, der denn aus dem Aga, Chiaja, und allen Boulou-Bachys (Obersten) besteht. Jeder gibt seine Stimme nach seinem Rang und Alter.

Da der größte Theil des Landes von den Mauren, wenn sie die Ankunft der Armee merken, wegen der dabey vorfallenden Excesse und Erpressungen, verlassen wird, so läßt der Bey, der für die Lebensmittel sorgen muß, oder der, welcher in seiner Abwesenheit die Truppen anführt, gemeiniglich Zwieback, Oehl, Ochsen und Schafe in seinem Gefolge mit sich führen. Man hat die Gewohnheit, alles dieß von den Einwohnern zu fordern, wenn es nöthig ist, bis auf den Zwieback, den die Truppen bey sich auf den Kameelen führen, wozu sie sich jedoch vorher das Getraide von den Mauren haben liefern lassen. Ueberdieß müssen die Mauren auch die nöthigen Kameele, Maulthiere und Pferde herbeyschaffen.

Diese Feldzüge werden deßwegen unternommen, um die Einwohner im Gehorsam zu erhalten, und von ihnen den schuldigen Tribut und die Abgaben einzufordern, welche diejenigen, die sich weigern, solche zu entrichten, doppelt bezahlen müssen; so dann um derjenigen Provinzen willen, die noch nicht gänzlich unter der algierischen Herrschaft stehen, und sich weigern, Schätzung zu geben; deßgleichen, um der Regierung neue (und zwar besonders Nomaden-) Stämme zu unterwerfen und sie zinsbar zu machen. Dieses letztere hängt hauptsächlich von der Geschicklichkeit und Tapfer-

keit des Bey ab, der seine Völker oft sehr weit in die Wüste von Biledulgerid führt, zufolge der Nachrichten, die er von einem Stamme haben kann, zu welchem der Zugang nicht unmöglich ist. Denn da in Biledulgerid viele größtentheils unfruchtbare Gegenden sind, in denen Stämme herumziehen, wozu man wegen Mangel an Wasser, und weil sie große Wüsteneyen vor sich liegen haben, nicht gut kommen kann, die mithin auch keinen Tribut bezahlen; so kommt es auf die List und Schnelligkeit eines Bey an, solche Stämme zu überfallen, sich derselben zu bemächtigen, ohne daß er mit seinen Truppen viel dabey zu wagen braucht, die einen sichern Weg vor sich sehen müssen, um wieder zurück zu kommen.

Diese Beys unternehmen nicht leicht Züge, in welchen sie nicht dergleichen Stämme antreffen sollten. Die Mauren und andere Landes-Einwohner leben beständig unter sich in Streit, und so müssen sie, da nicht die geringste Einigkeit unter ihnen ist, immer unter dem türkischen Joche seufzen. Ist die Armee in einem ihr unterwürfigen Lande im Marsch, so ist niemals eine vorgeschriebene Ordnung unter ihnen, sondern es hängt diese lediglich von dem Willen des Anführers ab. Der Bey theilt gemeiniglich sein Kriegs-Volk, sowohl zu Fuße als zu Pferd, nebst ihren Zelten in angemessene Haufen ab, gibt jedem derselben einen Aga zum Anführer, und in Ermangelung desselben, bestellt er den ältesten Boulou-Bachy als Ober-Befehlshaber. Jeder Haufe hat seinen Roßschweif, und

marschirt nach Belieben. Geht der Zug in ein feindliches Land, so zieht ein großer Haufe Fuß-Volk voran, welches an den Flügeln, ein wenig rückwärts, zwey andere Haufen, und das Heer-Geräthe in der Mitte (zu dessen Bedeckung ebenfalls eine gewisse Anzahl Reiterey an beyden Flügeln beordert ist), und einen kleinen Haufen hinter sich hat, der ihm zum Rückhalt dient. Nimmt das Treffen seinen Anfang, so läßt man einige Mannschaft zur Bewahrung des Heer-Geräthes zurück, und die übrigen drängen auf den Feind los. Voran geht ein großer Haufe Fuß-Volk, der zwey große Reiterey-Haufen auf seinen Flügeln hat, die noch von zwey andern, die etwas zurück sind, unterstützt werden. In der Mitte folgt das ganze Kriegs-Heer, welches gleichsam die zweyte Linie ausmacht. Hinter dieser setzt sich, im Falle der Noth, sowohl das Fuß-Volk als auch die Reiterey des Vortrabs oder der ersten Linie; denn die zweyte Linie unterstützt die erste unaufhörlich, wo es nöthig ist, so lange es ihnen möglich ist zu widerstehen. Die maurischen Hülfs-Völker stehen während des Treffens an den Flügeln rottenweise, um auf Befehl des Ober-Befehlshabers (gewöhnlich ein Bey) und nach Gelegenheit die Feinde anzufallen. Es ist eine sehr weise Kriegs-Regel bey den Türken, während des Treffens gar nicht zu plündern. Dieß ist ihnen bey schwerer Strafe verboten, und sie sind hierin so strenge, daß sie denjenigen, der sich untersteht zu plündern, für den allerverachtetsten und schändlichsten Men-

schen halten. Sie überlassen solches jederzeit den Mauren und Knechten.

Ihre See-Macht stellt wenig vor. Ein jedes Fahrzeug erhält, sobald es ausgerüstet wird, seinen Kriegs- oder See-Capitain, meistens einen erfahrenen, besonders aber tapfern See-Mann, der beständig die Aufsicht darüber hat, und sich sonst in andere Staats-Geschäfte nicht mischen darf. Andere beständige See-Offiziere haben die Türken zu Algier nicht. Es ist gewiß bewunderungswürdig, daß in einem Lande, wo so wenig Holz ist, und wo weder die zum Schiffbau nöthigen Materialien sind, als Tauwerke, Segeltücher, Schiffpech, Anker und andere zu Unterhaltung einer See-Macht unumgänglich erforderliche Gegenstände, dennoch eine so beträchtliche Menge Schiffe sich findet. Wenn die Algierer Schiffe bauen, so sind sie schon zufrieden, wenn sie nur den Rumpf des Schiffes von neuem Holze machen können. Alles Holz zu den innern Theilen lassen sie aus Bugia (Boujeiah) kommen, und zu demjenigen, was über dem Wasser schwebt, nehmen sie die Stücke von zerscheiterten Schiffen, die sie sehr sorgfältig nebst dem alten Eisenwerk aufbewahren, und nachher sehr gut zu gebrauchen wissen. Hiedurch ersparen sie viel neues Holz und Eisen, und gelangen auf diese Weise zu dennoch neuen, dauerhaften Schiffen.

Das einzige Schiff, welches der Admiral kommandirt, außer den zur Vertheidigung des Hafens zu Algier bestimmten Kanonen-Booten, gehört dem Staat, der es auch auf eben die Art ausrüstet, wie

alle andern Freybeuter ihre eigenen Schiffe. Es hat sein eigenes See-Zeug-Haus, das mit allem Nöthigen versehen ist. Jedermann zu Algier hat die Freyheit, nach erhaltener Regierungs-Erlaubniß (die zugleich bestimmt, gegen welche Feinde gekreutzt werden darf, eine Bestimmung, nach der sich der Kapitain bey Todes-Strafe richten muß) ein Schiff auszurüsten, wenn es ihm gefällt, und dahin zu segeln, wo er es am besten hält; aber alle Schiffe sind verbunden, dem Staate zu dienen, sobald er es nöthig hat, es sey nun zur Ueberschiffung der Soldaten, oder zur Herbeyschaffung der Lebensmittel, oder woran sonst Algier etwa Mangel haben möchte; ingleichen zum Kreutzen, oder zum Dienste des Groß-Sultans, und dieses allemal, sobald es der Dey befiehlt, und zwar auf eigene Kosten der Schiffs-Eigenthümer. Wenn ein Kaper-Schiff zu Grunde geht, oder weggenommen wird, so sind die Eigenthümer schuldig, auch wider ihren Willen, ein neues von eben der Größe und Stärke zu bauen, oder zu kaufen, denn der Staat gibt nicht zu, daß seine Macht geschwächt werde, und hierauf wird allemal so genau gesehen, daß die Kaper-Eigenthümer vorher eine gewisse Summe Geldes bey der Regierung zum Unterpfand niederlegen, oder zum wenigsten hinlängliche Sicherheit stellen müssen.

Der Staat in Algier empfängt von der Beute, die zur See gemacht wird, den achten Theil; sowohl was die Gefangenen und Sklaven, von welchen der Dey die Macht hat, als auch die Kaufmanns-

Güter und Schiffe anlangt*), das übrige theilt die Kaper-Mannschaft nach gewissen Bestimmungen unter sich. Die algierischen Kaper-Schiffe gehören oft ganz allein den See-Kapitains, die sie führen, oder wenigstens haben sie einen Theil der Kosten zur Ausrüstung beygetragen. Außer den größern Kaper-Schiffen, Fregatten, Korvetten und andern Segel-Fahrzeugen, werden in der Regel alle Jahre im Sommer von Privat-Personen mehrere kleine mit Rudern ausgerüstet. Von diesen kommt gemeiniglich nur die Hälfte wieder, die übrigen sind entweder weggenommen oder gescheitert, welches aber die Algierer doch nicht abschreckt, wieder neue auszusenden. Nur allein das Admiral-Schiff des Beylick, oder des Staats, hat auf seiner vornehmsten Batterie Kanonen von schwerem Kaliber. Der größte Theil der andern Schiffe hat gewöhnlich nur Zwölfpfünder auf der ersten Batterie, und sie versehen sich damit mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Kalibers, von welchem sie das Geschütz auf den erbeuteten Schiffen finden. Sie führen also Geschütze, ohne sich eben nach der Größe oder Stärke ihrer Fahrzeuge zu richten. Eben so wenig beob-

*) Bekanntlich ist durch den neuesten Englischen Friedens-Vertrag vom 31sten Aug. 1816. die Sklaverey der auf der See gefangenen Christen in Algier aufgehoben; wahrscheinlich müssen jedoch ferner die christlichen Gefangenen dieselben Dienste leisten, welche die Sklaven bisher gethan, und so dürfte es wohl auch hier in der Hauptsache beym Alten bleiben, so lange nicht allgemeine große Maaßregeln zur Ausrottung der Seeräuber-Staaten genommen werden.

achten sie das rechte Verhältniß in Ansehung der Anker, des großen und kleinen Tauwerks, der Stangen und aller andern gewöhnlichen Schiffs-Geräthe. Erbeuten sie Schiffe, die ihnen tauglich scheinen, so bedienen sie sich derselben zu ihren Kapereyen. Ihre Schiffe sind übrigens meistens sehr gute Segler, und enthalten nichts überflüssiges, sondern nur das höchst nothwendige. (Man sehe über diesen Gegenstand das weitere in Heft I. S. 101. ff.)

Von dem Dey zu Algier und den vornehmsten Staats-Dienern und Offizieren.

Die Regierungs-Gewalt befindet sich zu Algier in den Händen eines einzigen Mannes, welches der Dey ist. Dieser entscheidet ganz uneingeschränkt alle bürgerlichen und peinlichen Sachen, und beruft den Divan (Staats-Rath) zusammen, wenn es ihm gefällt.

In neuern Zeiten ist die Würde des ehemal. türkischen Pascha, der von Konstantinopel aus geschickt wurde, dessen Ansehen aber zuletzt auf ein Nichts herabsank, in Algier mit der Würde des Dey vereinigt worden, der sich deßwegen in seinen Ausfertigungen auch Dey und Pascha nennt.

Der Dey ist der Oberste des Landes, der keine höhere Macht in seinen Provinzen über sich erkennt; er regiert überhaupt das ganze Königreich, und

straft und belohnt nach seinem Gefallen; er ordnet die Feldlager, die Ausrüstungen zur See, und die Besatzungen in den Städten an. Er bestellt alle Aemter, vergibt alle Ehrenstellen und Bedienungen, und legt Niemanden von seinen Handlungen Rechenschaft ab. Dessen ungeachtet hat er sich doch aber sehr vorzusehen, und seine Macht immer in den gehörigen Schranken auszuüben, wenn er verhüten will, daß nicht Empörungen wider ihn angesponnen werden sollen, wozu das Kriegs-Volk sehr geneigt ist.

Der Dey wird durch eine allgemeine Wahl der Soldaten, die sich, sobald diese Stelle erledigt ist, im Regierungs-Pallaste zu diesem Ende versammeln, gewählt. Sobald er gewählt ist, wird er mit einem Kaftan (Art Mantel von Gold-Brokade) bekleidet, und an den Platz des vorigen Dey gesetzt, wo ihm der oberste Kady oder Richter seine Pflichten laut vorlieset. Hierauf schwören sie ihm alle Treue und Unterthänigkeit, und nach einer oder zwey Stunden ist die ganze Feyerlichkeit geendigt. Die gewöhnliche Verrichtung des Dey besteht in folgendem: Mit Anbruch des Tages verfügt er sich vor die Thüre am Eingange seines großen Hofes, setzt sich auf eine daselbst befindliche steinerne Bank, worauf ein Teppich liegt, der mit einer Löwenhaut bedeckt ist, und raucht aus einer langen Pfeife Taback. Ungefähr bis um 10 Uhr bleibt er dort, und alsdann geht er ganz allein in seine Zimmer, wo er betet und speist. Nach der Tafel verfügt er sich wieder auf seinen Platz, und bleibt etwa bis 4 Uhr da. Alsdann küssen ihm die vornehmsten Offiziere und Staats-Bedienten die Hand,

und begeben sich dann auch nach Hause. Er geht wieder in sein Zimmer, betet, und hört dem Lärm der Trommelschläger und Sackpfeiffer zu, die ein ganz ausserordentliches Getöse machen, speiset wieder, unterredet sich zuweilen mit seinen Offiziers und Fremden, und legt sich bey guter Zeit schlafen.

So lange er vor seiner Thür am Eingange seines großen Hofes sitzt, hat er beständig zu seiner rechten Hand die vier Staats-Secretairs (Minister), wie auch viele von den vornehmsten Offizieren sitzen, ingleichen den Bachaoux, verschiedene Chaoux und den Truchement oder ersten Dollmetscher des Palastes. Hier entscheidet er alle Angelegenheiten, nur diejenigen nicht, die die Religion betreffen, und allein dem ersten Priester, der zugleich Richter ist, vorbehalten sind. Jeder kann ihm hier seine Noth klagen, und die Sache wird sogleich ohne Kosten und fernere Appellation entschieden.

Selten geschiehet die Wahl eines Dey ohne Aufruhr und Blutvergießen. Denn, da alle Türken in Algier ohne Unterschied zu dieser hohen Würde können erwählt werden, so finden sich immer Ehrgeizige darunter, die verschiedene Partheyen machen, woraus denn Verschwörungen entstehen, um denjenigen unter mancherley Vorwand zu tödten, der diese Würde bekleidet.

Kann eine von diesen Partheyen die Sache bis dahin geheim halten, bis alle darin verwickelten Türken bey einander sind, und können sie in den Palast kommen, wenn der Dey auf seinem Platze sitzt, so tödten sie ihn gemeiniglich durch Schießgewehr oder durch Messerstiche, setzen alsdann das

Haupt ihrer Verschwörung auf seine Stelle, und rufen laut: Glück dem — — welchen Gott berufen hat, zu regieren; ohne daß die vornehmsten Bedienten des Divans oder Staats-Raths sich unterstehen, etwas dagegen zu sprechen. Im Gegentheil pflegen sie bey dergleichen Fällen hinzugehen, dem neu erwählten Dey die Hand zu küssen, und das übrige dem Kriegs-Volk zu überlassen; denn ein jeder fürchtet sich, bey solchen mißlichen Umständen sein Leben zu verlieren, wie es denn auch nichts ungewöhnliches ist, daß, wenn ein türkischer Ober-Offizier (was häufig der Fall ist) durch dergleichen Ränke zum Dey erwählt ist, er sogleich alle vornehmen Bedienten der Regierung stranguliren läßt, um seinen Anhängern ihre Bedienungen geben zu können.

Dey Aly-Pascha, der im J. 1718. starb, und durch die grausame Hinrichtung des Dey Ibrahim zur Regierung gekommen war, ließ im ersten Monat seiner Regierung mehr als 1700 Menschen theils erwürgen, theils ersäufen oder sonst hinrichten. Der Dey ist also, im Grund betrachtet, ein Sklave aller Sklaven. Er muß beständig in Furcht leben, und sich täglich bemühen, etwaige Verschwörungen gegen sich zu entdecken.

Stirbt ein Dey eines natürlichen Todes, welches jedoch selten geschiehet, so suchen die ersten Staats-Beamten während der Krankheit einen unter sich aus, der ihm folgen soll, jedoch sehr im Geheim. Stirbt nun der Kranke, so ist in dem Augenblick, da er den Geist aufgibt, derjenige, welchen sie vorher ausgesucht haben, wieder an seiner Stelle, er

wird auf seinen Stuhl gesetzt, und von seinen Anhängern mit einem Kaftan bekleidet. Nachher kommen alle Offiziere nebst dem Kriegs-Volke, küssen ihm die Hand, und erkennen ihn, wenn er ihnen ansteht, für ihr Haupt. Auf diese Art gelangte Mehemet Dey, der dem Aly folgte, zu dieser Würde. Doch bindet man sich nicht immer daran. Oftmals, wenn ein Dey kaum erwählt worden ist, und Besitz von dieser Würde genommen hat, so wird er schon wieder von einer ehrgeitzigen oder mißvergnügten Parthey ermordet, und derjenige, der seine Würde angenommen hat, wird abermals von einer andern Parthey hingerichtet; so, daß man schon in einem Tage sechs getödtete Dey's und sieben erwählte gesehen hat.

Wenn der Dey natürlichen Todes stirbt, so verehrt man ihn als einen Heiligen, ohne seiner Gemahlin und seinen Kindern das geringste Leid zuzufügen. Ist er aber ermordet, so wird seiner Gemahlin beynahe alles genommen, und seinen Kindern nicht mehr, als was einem gemeinen Soldaten zukommt, gereicht, ohne daß letztere jemals zu einer ansehnlichen Bedienung gelangen können. Der Dey geht beynahe niemals aus seinem Palaste, außer bey einigen öffentlichen Prunkzügen.

Außer dem Divan sind in Algier noch folgende Bedienten der Regierung zu bemerken:

Der Aga der Soldaten. Dieser ist der älteste Offizier im Solde. Hat er lange gedient, so wird ihm diese Ehrenstelle gegeben. Ein jeder gelangt dazu, wenn ihn die Reihe trifft. Hat einer diese Stelle zwey Monate gehabt, so überläßt er sie

einem andern, und verzehrt alsdann seine Einkünfte in der Stille. Während dieser zwey Monate bringt man ihm alle Abend die Stadtthor-Schlüssel, alles geschieht in seinem Namen, und nur allein in seinem Hause können die Türken gestraft werden, die Strafe bestehe nun in Gefängniß, oder in Stockschlägen, alles aber geschieht auf Befehl des Dey.

Der Aga wohnt in einem besonders für ihn bestimmten Hause, wo er auf Kosten des Staats mit seinen Bedienten oder Sklaven unterhalten wird. Als Aga hat er 2000 Pataquen Besoldung, und kann weder Frau noch Kinder bey sich haben, darf auch nicht aus seinem Hause gehen, außer wenn er sich in den Divan begeben, oder bey der Bezahlung der Soldaten, die in seinem Namen geschieht, zugegen seyn will. In einem solchen Fall sitzt er immer zu Pferde, und zwey Chaoux oder Gefreyte, schreien vor ihm her: „der Aga kommt," damit ihm das Volk Platz macht. Nach geendigten zwey Monaten tritt er in seinen gewöhnlichen Sold, und behält solchen bis an seinen Tod.

Der Chiaja ist der Stellvertreter des Aga, und folgt diesem, wenn er sein Amt zwey Monate lang verwaltet hat. Jeder Offizier kann eben so zu dieser Würde, wie zu der Würde des Aga gelangen, wenn ihn die Ordnung dem Alter nach trifft. Sobald der Dey an seine Pforte tritt, stellt sich der Chiaja dem königlichen Palaste gegenüber, wo er verschiedene kleine Streitigkeiten, es mögen nun bürgerliche oder peinliche Sachen seyn, die ihm der Dey überträgt, ohne Unkosten und fernere Appellation entscheidet. An dem Orte, wo er sitzt, ver-

sammeln sich die Aga-Bachys, von deren Ältesten ihm einer nach dem andern, je nachdem sie länger Sold genossen, folgen. Das Amt des Chiaja währt zwey Monate, nachher wird er zum Aga des Kriegs-Volks gemacht, und der älteste Aga-Bachy bekommt seine Stelle.

Die Mezulagas. Diese sind die vier ältesten im Kriegs-Volke. Sie thun gar keine Dienste, können sich hinbegeben, wohin sie wollen, und erhalten alle zwey Monate ihre Besoldung. Sie dürfen sich in nichts mischen, sondern müssen ganz stille leben. Dem großen Staats-Rath oder Divan wohnen sie zwar bey, aber haben keine Stimme darin, es sey denn, daß der Dey ihr Gutachten forderte.

Die Bey's sind die Generale der Armee und die Statthalter in den Provinzen. Sie werden von dem Dey ernennt, und dieser läßt ihnen die Statthalterschaft, so lange es ihm beliebt. Im Königreiche Algier sind, wie schon erwähnt, drey Bey's: der Bey von Morgen, der seine Residenz zu Konstantine hat; der von Abend zu Tremisan, und der gegen Mittag, der unter Zelten wohnt, und in dessen ganzer Statthalterschaft keine gebauete Wohnung ist. Sie regieren uneingeschränkt im Lager und in den Ländern, worüber sie zu gebieten haben. Alle Einkünfte, die der Staat aus den Städten, Dörfern und überhaupt aus den Provinzen zieht, müssen an sie bezahlt werden. Alle Jahre liefern sie dem Dey die gehobenen Gelder ein, und legen ihre Rechnung ab. Außerhalb Algier haben sie die höchste Gewalt, jedoch folgen sie demungeachtet

den Befehlen des Dey. In Algier haben sie nicht die geringste Macht; man empfängt sie nur mit einigem Gepränge, und der Dey beschenkt sie bey ihrer Ankunft mit einem Kaftan.

Die Aga-Bachys sind die ältesten Boulou-Bachys, die mit der Zeit, wenn die Reihe an sie kommt, Chiaja und Aga des Kriegs-Volks werden. Der Dey schickt sie oft mit seinen Befehlen ins Land, und braucht sie auch zu Gesandtschaften. Es ist auch von ihnen wechselsweise jedesmal einer gegenwärtig, wenn Kauffartey-Schiffe vor ihrer Abfahrt aus Algier untersucht werden.

Die Boulou-Bachys sind die Obersten oder Hauptleute des Fuß-Volks, von denen die ältesten in großem Ansehen stehen. Sie gelangen nach der Ordnung ihrer Kriegs-Dienste zur Würde des Aga-Bachy, nachdem sie ein Jahr in kleinen Städten Befehlshaber gewesen sind, wo Besatzung liegt, und wo sie, eben so wie der Dey zu Algier, die Gerechtigkeit gehandhabt, und die Befehle des Dey vollzogen haben. Sie unterscheiden sich von den andern Staats-Bedienten durch den Turban und ein rothes Kreuz, so ihnen hinten auf dem Rücken hängt.

Die Auda-Bachy's sind die Subaltern-Offiziers des Fuß-Volks. Sie steigen nach ihrem Alter zu der Würde des Boulou-Bachy und zu andern noch größern Würden. Man hat kein Beyspiel, daß ihnen Jemand vorgezogen worden sey, und wenn solches einmal geschähe, so würde es gewiß der Militz die gerechteste Gelegenheit zu einer Empörung wider den Dey geben, und dieser stände alsdann in Gefahr, das Leben dabey zu verlieren.

sammeln sich die Aga-Bachys, von deren ältesten ihm einer nach dem andern, je nachdem sie länger Sold genossen, folgen. Das Amt des Chiaja währt zwey Monate, nachher wird er zum Aga des Kriegs-Volks gemacht, und der älteste Aga-Bachy bekommt seine Stelle.

Die Mezulagas. Diese sind die vier ältesten im Kriegs-Volke. Sie thun gar keine Dienste, können sich hinbegeben, wohin sie wollen, und erhalten alle zwey Monate ihre Besoldung. Sie dürfen sich in nichts mischen, sondern müssen ganz stille leben. Dem großen Staats-Rath oder Divan wohnen sie zwar bey, aber haben keine Stimme darin, es sey denn, daß der Dey ihr Gutachten forderte.

Die Bey's sind die Generale der Armee und die Statthalter in den Provinzen. Sie werden von dem Dey ernennt, und dieser läßt ihnen die Statthalterschaft, so lange es ihm beliebt. Im Königreiche Algier sind, wie schon erwähnt, drey Bey's; der Bey von Morgen, der seine Residenz zu Konstantine hat; der von Abend zu Tremisan, und der gegen Mittag, der unter Zelten wohnt, und in dessen ganzer Statthalterschaft keine gebauete Wohnung ist. Sie regieren uneingeschränkt im Lager und in den Ländern, worüber sie zu gebieten haben. Alle Einkünfte, die der Staat aus den Städten, Dörfern und überhaupt aus den Provinzen zieht, müssen an sie bezahlt werden. Alle Jahre liefern sie dem Dey die gehobenen Gelder ein, und legen ihre Rechnung ab. Ausserhalb Algier haben sie die höchste Gewalt, jedoch folgen sie demungeachtet

den Befehlen des Dey. In Algier haben sie nicht die geringste Macht; man empfängt sie nur mit einigem Gepränge, und der Dey beschenkt sie bey ihrer Ankunft mit einem Kaftan.

Die Aga-Bachys sind die ältesten Boulou-Bachys, die mit der Zeit, wenn die Reihe an sie kommt, Chiaja und Aga des Kriegs-Volks werden. Der Dey schickt sie oft mit seinen Befehlen ins Land, und braucht sie auch zu Gesandtschaften. Es ist auch von ihnen wechselsweise jedesmal einer gegenwärtig, wenn Kauffartey-Schiffe vor ihrer Abfahrt aus Algier untersucht werden.

Die Boulou-Bachys sind die Obersten oder Hauptleute des Fuß-Volks, von denen die ältesten in großem Ansehen stehen. Sie gelangen nach der Ordnung ihrer Kriegs-Dienste zur Würde des Aga-Bachy, nachdem sie ein Jahr in kleinen Städten Befehlshaber gewesen sind, wo Besatzung liegt, und wo sie, eben so wie der Dey zu Algier, die Gerechtigkeit gehandhabt, und die Befehle des Dey vollzogen haben. Sie unterscheiden sich von den andern Staats-Bedienten durch den Turban und ein rothes Kreuz, so ihnen hinten auf dem Rücken hängt.

Die Auda-Bachy's sind die Subaltern-Offiziers des Fuß-Volks. Sie steigen nach ihrem Alter zu der Würde des Boulou-Bachy und zu andern noch größern Würden. Man hat kein Beyspiel, daß ihnen Jemand vorgezogen worden sey, und wenn solches einmal geschähe, so würde es gewiß der Militz die gerechteste Gelegenheit zu einer Empörung wider den Dey geben, und dieser stände alsdann in Gefahr, das Leben dabey zu verlieren.

Die Segars oder Segaidy sind eine gewisse Anzahl Türken, die alle Spieße tragen. In jedem Lager ist einer von ihren Befehlshabern, der 100 Mann von ihnen befehligt, die das nöthige Wasser herbeyschaffen müssen.

Die Chaoux sind die Gardisten des Dey. Sie machen ein respektables Corps aus, das aus ganz ausgesuchten Leuten, die für die stärksten und tapfersten des Staates gehalten werden, besteht. Ihren Anführer nennt man Bachaoux. Es sind schon viele Bachaoux zu Dey's erwählt worden. Aber was das sonderbarste ist, diese Türken dürfen kein Messer tragen, da sie doch zufolge der Befehle, die sie vom Dey erhalten, die mächtigsten Anführer gefangen nehmen, ohne daß man ein Exempel weiß, daß einer von diesen sich unterstanden hätte, ihnen Widerstand zu leisten, obgleich alle diejenigen, die sie gefangen nehmen, gewiß den Tod zu erwarten haben. Sie sind grün gekleidet, und tragen eine rothe Schürze um den Leib. Sie haben auch einen besondern Turban, und sind diejenigen, die die Befehle des Dey gegen die Türken vollstrecken; es ist einem türkischen Chaoux unanständig, Hand an einen Mauren oder Christen zu legen.

Es gibt auch eilf maurische Chaoux, welche von einem Bachaoux, der auch ein Maure ist, befehligt werden, und die eben die Gewalt über Mauren, Juden und Christen haben, und die Befehle des Dey an ihnen vollziehen müssen. Aber es ist ihnen nicht erlaubt, einen Befehl an einen Türken zu bringen. Die zwey Bachaoux sind täglich beym Dey, um seine Befehle zu empfangen, und diesel-

den sofort durch ihre Chaour vollstrecken zu lassen, sie sind daher beständig im Palaste.

Der Rais der Seemacht ist der Hafen-Kapitain. Er wird nicht nach dem Alter dazu gewählt, sondern der Dey besetzt diese Stelle nach seinem Gutdünken. Der Rais der Seemacht hat viele Gehülfen im Hafen, und stattet dem Dey von allem, was vorgeht, Bericht ab. Er meldet auch, was für Schiffe angekommen sind, oder was sie sonst neues mitgebracht haben, und hat sein besonderes Gericht mit völliger Gewalt im Hafen. Er straft ferner nach eigenem Gutdünken, pflegt aber doch bey wichtigen Fällen den Admiral und alle Rais zusammen zu berufen, deren Gutachten zu verlangen, und alsdann die Sache in ihrer Gegenwart zu entscheiden. Er führt das Wachtschiff, welches alle Sommer vor Einbruch der Nacht ausläuft, um zu recognosciren, und welches den Tag über die ankommenden Schiffe in Augenschein nimmt. Auch liegt es dem Rais ob, alle christlichen Schiffe zu durchsuchen, wenn sie aus dem Hafen gehen wollen.

Der Admiral ist nicht immer der älteste See-Offizier, sondern der, dem der Dey das Kommando über das Schiff, das der Republik zugehört, geben will. Er hat den Vorzug vor allen andern See-Kapitains, und kommandirt zur See. Zu Lande aber stehen sie nicht unter ihm, und er hat keine Gewalt über sie. Demungeachtet, wenn der Dey weiß, daß er ein geschickter und verdienter Mann ist, so schickt er ihm oft die Streitigkeiten über Seesachen und was sonst dahin gehört, zu entscheiden. Die See-Kapi-

taine und Kaufleute pflegen sich auch in ihren Streitigkeiten gern an ihn zu wenden.

Der Vice-Admiral ist der älteste von den Rais, und hat keinen andern Vorzug, als den ihm sein Alter gibt.

Die Rais sind die See-Kapitaine. Ein jeder ist der Eigenthümer und Herr über sein Schiff und dessen Ausrüstung, es gehöre nun ihm allein, oder er stehe mit andern in Gesellschaft. Sie haben keine andere Gewalt und Ansehen, als diejenige, die sie durch ihre Dienste erwerben.

Die Unter-Rais sind die Subaltern-Offiziere. Sie werden von den Rais erwählt, und wenn sie auf dem Meere sind, so haben sie den vierten Theil der Beute.

Die Konstabler sind diejenigen, die über das Geschütz auf den Schiffen gesetzt sind. Auf jedem Raubschiff ist einer, der vom Schiffs-Kapitain des Schiffs dazu bestellt wird, in dessen Abwesenheit er auch das Schiff kommandirt. Er erhält einen ziemlich beträchtlichen Theil von den gemachten Prisen. Wenn die Artillerie-Offiziere Mittel haben, die Ausrüstung eines Schiffs selbst zu unternehmen, so ist es ihnen ein leichtes, See-Kapitaine zu werden, eben so, wie andere Offiziere.

Von dem Staats-Schatze in Algier *).

Nach der in Algier herrschenden Meinung von der innern Festigkeit und dem Wohlstande eines Staates, gehört ein beträchtlicher Staats-Schatz zu den wesentlichsten Erfordernissen. Aus diesem Grunde sucht auch der jedesmalige Regent, durch Vermehrung und Anhäufung desselben, sich die allgemeine Liebe und Hochachtung zu erwerben. Die Vergrößerung desselben wird auch für so verdienstlicher angesehen, da derselbe wirklich und im strengsten Sinne dem Staate, oder dem Beylick, wie man zu sagen pflegt, nicht aber dem jedesmaligen Regenten zugehört.

Den angenommenen Staats-Principien zufolge, darf der große Schatz nur in dem einzigen Falle, wenn der Staat sich in der äußersten Noth oder in der auffallendsten Gefahr befindet, angegriffen werden. Außerdem wird alles, was hineingelegt wird, als ein unverletzlich aufzubewahrendes Heiligthum angesehen. Um diesen Zweck zu erreichen, und dabey doch zugleich die nöthigen Ausgaben des Staats bestreiten zu können, mußte eine andere Kasse, welche unter dem Namen des kleinen Schatzes bekannt ist, errichtet werden. In diesen werden die gewöhnlichen und jährlichen Einkünfte aufbewahrt, und aus demselben werden die gewöhnlichen Staats-Ausgaben bestritten. Wenn sich im kleinen Schatze, oder eigentlicher zu reden, in der

*) Auszug aus Rehbinders Nachrichten und Bemerkungen ꝛc. 3ter Theil. S. 76 — 82.

taine und Kaufleute pflegen sich auch in ihren Streitigkeiten gern an ihn zu wenden.

Der Vice-Admiral ist der älteste von den Rais, und hat keinen andern Vorzug, als den ihm sein Alter gibt.

Die Rais sind die See-Kapitaine. Ein jeder ist der Eigenthümer und Herr über sein Schiff und dessen Ausrüstung, es gehöre nun ihm allein, oder er stehe mit andern in Gesellschaft. Sie haben keine andere Gewalt und Ansehen, als diejenige, die sie durch ihre Dienste erwerben.

Die Unter-Rais sind die Subaltern-Offiziere. Sie werden von den Rais erwählt, und wenn sie auf dem Meere sind, so haben sie den vierten Theil der Beute.

Die Konstabler sind diejenigen, die über das Geschütz auf den Schiffen gesetzt sind. Auf jedem Raubschiff ist einer, der vom Schiffs-Kapitain des Schiffs dazu bestellt wird, in dessen Abwesenheit er auch das Schiff kommandirt. Er erhält einen ziemlich beträchtlichen Theil von den gemachten Prisen. Wenn die Artillerie-Offiziere Mittel haben, die Ausrüstung eines Schiffs selbst zu unternehmen, so ist es ihnen ein leichtes, See-Kapitaine zu werden, eben so, wie andere Offiziere.

Von dem Staats-Schatze in Algier *).

Nach der in Algier herrschenden Meinung von der innern Festigkeit und dem Wohlstande eines Staates, gehört ein beträchtlicher Staats-Schatz zu den wesentlichsten Erfordernissen. Aus diesem Grunde sucht auch der jedesmalige Regent, durch Vermehrung und Anhäufung desselben, sich die allgemeine Liebe und Hochachtung zu erwerben. Die Vergrößerung desselben wird auch für so verdienstlicher angesehen, da derselbe wirklich und im strengsten Sinne dem Staate, oder dem Beylick, wie man zu sagen pflegt, nicht aber dem jedesmaligen Regenten zugehört.

Den angenommenen Staats-Principien zufolge, darf der große Schatz nur in dem einzigen Falle, wenn der Staat sich in der äußersten Noth oder in der auffallendsten Gefahr befindet, angegriffen werden. Außerdem wird alles, was hineingelegt wird, als ein unverletzlich aufzubewahrendes Heiligthum angesehen. Um diesen Zweck zu erreichen, und dabey doch zugleich die nöthigen Ausgaben des Staats bestreiten zu können, mußte eine andere Kasse, welche unter dem Namen des kleinen Schatzes bekannt ist, errichtet werden. In diesen werden die gewöhnlichen und jährlichen Einkünfte aufbewahrt, und aus demselben werden die gewöhnlichen Staats-Ausgaben bestritten. Wenn sich im kleinen Schatze, oder eigentlicher zu reden, in der

*) Auszug aus Rehbinders Nachrichten und Bemerkungen rc. 3ter Theil. S. 76 — 80.

Staats-Kasse das Geld, nach den bestrittenen Abgaben, zu stark anhäuft, so wird eine den jedesmaligen Umständen angemessene Summe herausgenommen und in den großen Schatz eingelegt. Der große wie der kleine Schatz wird im Erdgeschoße vom Palast des Dey's aufbewahret, ohne daß über den Betrag des vorräthigen Geldes im großen Schatze (wenigstens nicht, so lange der jedesmalige Dey regiert,) eine genaue Specifikation verfertiget wird. Man schätzt diesen Schatz, der in baarem Gelde (besonders spanischen Piastern und venetianischen Zechinen oder Dukaten), Goldbarren, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten besteht, sehr verschieden. Einige geben ihn zu 90 bis 100 Millionen Rhein. Gulden und mehr, wohl aber zu hoch, an, wahrscheinlich beträgt er nur etwa die Hälfte, immer aber ist er sehr ansehnlich, und es ist gewiß, daß seit dem Jahre 1757, wo die Stadt Tunis durch die Algierer erobert, geplündert und nach den glaubwürdigsten Angaben zuerst dieser Schatz angelegt wurde, mithin nun volle 60 Jahre hindurch, in der Regel jedes Jahr bedeutende Summen dazu gekommen sind. Das Geld wird in hölzernen Kisten aufbewahrt, und die Schlüssel zu den Zimmern, wo diese stehen, befinden sich in der Wohnung des Dey's. Nur, wenn eine neue Summe hineingelegt wird, werden die Zimmer, und zwar in Gegenwart des ersten Ministers (Hadsnagi) und einiger andern angesehenen Staats-Beamten, geöffnet. Die Wache vor der Schatzkammer besteht einzig und allein aus Türken, denn nur ihnen wird dieser wichtige Posten anvertraut.

Nachrichten über die Wüste Sahara und ihre Bewohner.

Diese größte aller Wüsten des Erdbodens, welche zu dem Lybien der Alten gehört, liegt zwischen 0° 9' — 50° L. 15 — 31° Br. und gränzt mit der Barbarey, Biledulgerid, Fezzan, Egypten, Nubien, Nigritien, Senegambien und dem Atlantischen Meere, wo sich die Vorgebirge Bojadar und Blanc befinden, zusammen. Ihre Länge von diesem Meere bis Egypten beträgt ungefähr 600 deutsche Meilen, und die kleinste Breite (zwischen Fezzan und Burnu) zehn Tagereisen. In Westen ist sie breiter. Den Flächeninhalt berechnet man zu mehr als 60,000 geographischen oder deutschen Quadrat-Meilen. Sie ist meistentheils eben, dürrr, sandig, mit weißen Kieselsteinen bedeckt, brennend heiß, wasserarm, ohne Schatten, hier von aller Vegetation entblößt, nackt und kahl, dort mit einer wohlriechenden Pflanze (dem Thymian ähnlich) und mit Gesträuch bedeckt. Der Horizont ist fast immer mit einem röthlichen Dunste umzogen, als wenn es ringsherum brennte und dieß der Widerschein wäre. Der Wind, dessen Annäherung man glücklicher Weise schon einige Tage vorher an gewissen Merkmalen in der Luft erkennen kann, thürmt den Sand zu Bergen hinan, und setzt die Menschen in Gefahr, unter demselben begraben zu werden. Wird eine Karavane auf diese Art überfallen, so ist sie ohne Rettung verloren. Kaum drey mäßige Flüsse, unter welchen der Wad-el-Masseran d. i. der

vertrocknete Strom der merkwürdigste ist, und durch welchen die Karavanen, welche aus Nord-Afrika nach dem Negerlande ziehen, 7 Tagereisen lang durchwaten müssen, kommen vom Atlas herunter, und verlieren sich in dem Sand. Auf der westlichen Küste hingegen ergießen sich die Flüsse St. Cyprian, St. Johann, Antonius und der Goldfluß in das atlantische Meer. Brunnen sind so selten, daß man eine ganze Woche reisen kann, ohne einen einzigen zu finden, und dann ist sein Wasser salzig, bitter, unrein, stinkend: doch muß sich der Reisende glücklich schätzen, sich an solchem Wasser laben zu können, oder vor Durst verschmachten. Aber nicht aller Orten ist die Wüste so schauerlich. Wo Wasser fließt, zeigen sich auch Pflanzen, Gesträuche und Palmen, vornehmlich Datteln: ja man könnte einige quellenreiche Gegenden, welche Oasen heißen und deren etwa 3 gezählt werden, sogar fruchtbar nennen, nur werden sie wegen des häufigen Flugsandes wenig oder gar nicht angebaut. Der Regen fällt nur im August, September und Oktober; hält er bis zum Januar an, so grünen und blühen viele Gegenden, es bilden sich Seen, und die Einwohner fangen das Wasser, womit sie sehr haushälterisch umgehen, in Gruben auf. Aber oft bleibt der Regen zwey bis drey Jahre aus; daher sind der grünen Plätze nur wenige, oft 100 Stunden von einander entfernt, und gleichen Inseln in einem Sandmeere. Ereignet es sich, daß die Quellen auf den Oasen vertrocknen, so ist alsdann für die unterwegs befindlichen Karavanen ein schrecklicher Tod

unvermeidlich. So kam im Jahr 1805 eine ganze Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kameelen, die von Tombuktu nach Tafilet reiste, um's Leben. Ein ungeheurer Steinhaufen zeigt noch die Stelle an, wo diese Karavane verschmachtete. Die großen Karavanen, welche aus der westlichen Barbarey durch Sahara nach Tombuktu in Nigritien gehen, und gemeiniglich die Regenzeit abwarten, richten sich, um den Weg zu finden, nach dem Kompasse, nach dem Stande der Gestirne, nach der Lage der Hügel, und nach dem Zuge der Geyer und Raben, denn diese fliegen nach bewohnten Gegenden. In einem Tage geht die Karavane, die Ruhezeit abgerechnet, höchstens 8 Stunden, und macht in einer Stunde 3 englische Meilen (wovon 70 auf 15 geographische gehen). Wo sie Verkehr findet, oder sich mit Lebensmitteln versieht, bleibt sie einige Tage, und vergönnt den Kameelen Ruhe. Die Treiber derselben nähren sich unterwegs von Datteln, Mais und Gerstenmehl, mit Oehl zubereitet, und von Kameelmilch. Die Herren halten sich an getrocknetes Kameel- und Hammelfleisch und an Kaffee. Wasser schöpft man in ledernen Eimern aus dem Ziehbrunnen, und hebt es in gut vertheerten Ziegenschläuchen auf, worin es die Hitze oft genug verdunstet. Weiber, Kinder und schwache Personen bringt man auf eine ziemlich bequeme Weise fort, indem 6 bis 8 Kameele neben einander zusammengebunden, queer über ihre Rücken Zeltstangen gelegt, und diese mit Teppichen bedeckt werden, auf welche man wieder Kornsäcke, und

darauf abermals Teppiche legt. So bekommen jene Personen einen recht guten Platz zum Sitzen.

Da wo es Nahrung gibt, halten sich Löwen, Panther und andere reissende Thiere, auch Affen, Gazellen, wilde Schweine, Strauße, Antelopen, Eidechsen, Schlangen, zum Theil von ungeheurer Größe, auch Vögel verschiedener Art, desgleichen Bienen, und längs der Küste fliegende Fische auf; und wo Menschen umherziehen, findet man Kameele, Schafe, Ochsen und Kühe, auch Ziegen in Heerden, aber nur selten Pferde, denn die Sahara kann ihrer nicht viel ernähren, und die gewaltige Hitze macht ihrem Leben bald ein Ende; man muß ihretwegen Wasser suchen, und findet man keines, so tränkt man sie mit Kameelmilch. Heuschrecken, welche öfters in ungeheuern die Luft verdunkelnden Schwärmen einherziehen und großen Schaden anrichten, Scorpionen und Läuse sind eine häufige Landplage.

Kaum sollte man glauben, daß eine solche Wüste von Menschen bewohnt würde. Doch ziehen hier Mauren oder Araber, die ein verdorbenes Arabisch reden, in Stämmen, Horden und Familien umher. Fast alle diese Stämme sind von dem marokkanischen Kaiser völlig unabhängig, ob dieser sich gleich die Oberherrschaft über sie anmaßt, so daß seine Macht eigentlich nur dem Namen nach besteht. Die beyden vornehmsten Nationen in dieser Wüste sind die kriegerischen Trasarts westlich, und die gesitteten Bracknarts östlich. Die Wadelins sind die wildesten unter allen. Die Selemi bereichern sich durch den Handel mit Tombuktu. Die Wadni

können, wie einige Reise-Beschreiber behaupten, 60,000 Mann aufbringen, und sind dem Neger-Könige von Gualata zinsbar. Die Dehemru stehen in großem Ansehen, halten viel Vieh und die meisten Pferde. Die Küstenbewohner sind armselige Menschen.

Handelsprodukte sind: Goldstaub, Steinsalz, welches in großer Menge in's innere Afrika gebracht wird, Honig, Wachs, Straußfedern, Thierhäute, Manna und Gummi; letzteres wird von einer Art Akacienbäumen gewonnen, deren in Sahara drey große Wälder sind, und ist, so wie das in Senegambien gesammelte, im Handel unter dem Namen Gummi-Senegal bekannt. Auch mit Sklaven wird Handel getrieben.

Nach den neuesten Geographen wird Sahara in sechs Haupt-Wüsten oder Distrikte eingetheilt:

1) Zanhaga (Sanhadscha) an der Westküste, welche sehr reich an Gummi-Wäldern ist, mit den Caps Bojader, Blanc (weissem Vorgebirge); und Nun, und mit den Orten: Nun an der Gränze von Marokko, Tessot am Wendekreise, Guadan oder Hoden und Tegesa mit Steinsalz-Gruben. Die französische Niederlassung Port d'Addy (Portandyk), neuerlich Hikura genannt, und das in der Nähe befindliche den Franzosen gehörige Fort Arguin, an der 30 Meilen langen Bay zu Nanires, das Kerne der Alten. In diesem Distrikte ist der nördliche Anfang des Sklavenhandels auf dieser Küste, auch ziehen die Karavanen, welche aus Fetz nach Tombuktu gehen, durch denselben.

2) Zuensiga, in deren Umfange die Wüste Goeten liegt, wo man in neun Tagereisen keinen Tropfen Wasser findet.

3) Lemptha mit den Orten Tegerti und Tibedu, durch welche die tripolitanischen Karavanen ihren Weg nehmen.

4) Berdoa mit den Orten Zala, Tamalma und Kuku an einem Steppenflusse, durch welchen Theil Karavanen von Fezzan nach Burnu gehen.

5) Ghir mit dem Orte gleiches Namens.

6) Terga, wo sich ziemliche Wassersammlungen und Viehweiden befinden, auch viel Steinsalz vorhanden ist.

Sahara bis an den Niger enthält verschiedene Völker, welche von den Arabern, Mauren und Portugiesen abstammen, die sich hieher flüchteten, als die Familie der Sherif's sich der drey Königreiche in der Barbarey bemächtigte. Alle diese Völker heißen mit einem allgemeinen Namen Narts. Die Völker, welche Sahara bewohnen, haben ihre Unter-Abtheilungen, und sind unter dem Namen Mugaren (Mudschearen), Trafarts und Brakuarts bekannt.

Die Benennung Mugaren ist ein Schimpfname bey den benachbarten Völkern; ohne Zweifel, weil diejenigen, welche ihn bekommen haben, ärmer und weniger geübt in Führung der Waffen sind, als ihre Nachbaren. Letztere alle sind nehmlich Krieger und Hirten, und die ersteren sehen sich

den Streifereyen dieser Barbaren ausgesetzt, besonders wenn das Wasser anwächst, wo sie ihr Land verlassen und sich auf die angränzenden Berge begeben müssen.

Ihre Religion ist nicht die reine Muhamedanische, sondern vielmehr eine Reihe verschiedener grober Irthümer; und man kann mit Recht sagen, daß die natürliche Religion bey ihnen mehr als sonst wo herrscht. Sie beten dreymal des Tages, zuweilen noch öfter, und richten dabey immer ihr Gesicht gegen Morgen. Oeffentlichen Gottesdienst halten sie nur dann, wenn bey der Horde ein Muhamedanischer Priester (Talbe) ist. Dieser singt mit lauter Stimme das Gebet ab, welches der öffentliche Ausrufer auf den Moskeen anstimmt; und hierin besteht der vorzüglichste Theil ihrer religiösen Verehrung. Ob sie gleich eine andere Religion, als die Araber, ihre Nachbarn, haben, so verfolgen sie doch Niemanden wegen der seinigen. Vielleicht könnte man daraus schließen, daß dieses Volk ganz ohne Religion sey. Die einzige, welche sie nicht dulden, ist die Jüdische. Leute von dieser Sekte sieht man unter ihnen nicht. Hätte ein Jude das Unglück, in ihr Land zu gerathen, so würde man ihn unfehlbar lebendig verbrennen. Man kennt diese Leute sehr leicht an ihrer Kleidung, die sehr verschieden von der Maurischen ist.

Eines ihrer vorzüglichsten Gesetze ist die Gastfreundschaft, welche sie in ihrem ganzen Umfange ausüben. So wie ein Fremder vor ihre Zelte kommt, so sagt die erste Person, welche ihn gewahr wird, ihm denjenigen, der ihn aufnehmen soll. Ist der

Herr nicht zu Hause, so geht die Frau mit den Sklaven ihm entgegen; sie lassen ihn zwanzig Schritte von sich entfernt stehen, und bringen ihm dort Milch zu seiner Erquickung hin. Dann laden sie seine Kameele ab. Man setzt seine Sachen dicht neben ihm in Sicherheit, gibt ihm eine Matte zum Bette, und eine Decke, deren man sich oft selbst beraubt. Seine Waffen werden in ein Zelt, nahe bey dem Zelte des Herrn, gebracht, um sie vor dem Thaue zu schützen. Am Abend bringt man ihm Speise, welche man für ihn in der Hütte zubereitet hat; fehlt es daran, was sehr oft der Fall ist, so geht man zu seinem Nachbar. Niemals leidet der Fremde Mangel; denn jedermann entzieht sich seine Bequemlichkeiten, um die Bedürfnisse des Fremden zu befriedigen. Es ist zwar richtig, daß der Anführer gewöhnlicher Weise alles hergibt; aber die andern tragen doch zu dieser Ausgabe mit bey, indem sie ihm wöchentlich, als eine Art Abgabe, zwey Pfund Gerstenmehl reichen. Hiedurch wird er vollkommen für das, was er den Fremden gibt, entschädigt. Da gewöhnlich derjenige, welcher das meiste Vieh besitzt, das Oberhaupt ist, so hat er immer zum Getränk Milch genug; leidet er aber Mangel, so helfen ihm die Bewohner der umliegenden Zelte.

Die Priester durchziehen das Land, und unterrichten die Kinder. Die Erziehung ist nicht gewaltsam, denn man kennt hier die Gewohnheit nicht, die Natur zu zwingen. Die Kinder versammeln sich des Morgens an den Orten, wo der Unterricht ertheilt wird, von selbst. Es ist ein Augen-

blick der Erholung für sie. Sie haben ein kleines Bret, auf welches der Priester Arabische Buchstaben und einige Sprüche aus dem Koran schreibt. Die ältesten und geübtesten erhalten ihren Unterricht unmittelbar von den Priestern, und theilen ihn nachher ihren Mitschülern mit, und auf diese Art lehren sie einer den andern lesen. Man bestraft sie niemals, und es würde ein Verbrechen seyn, ein Kind zu schlagen, welches, ihrer Meinung nach, das Gute vom Bösen noch nicht unterscheiden kann. Diese Nachgiebigkeit gegen die Kinder, und die völlige Freyheit, die man ihnen läßt, zu thun was sie wollen, erstreckt sich auch auf die, welche so unglücklich sind, von der Natur versäumt worden zu seyn, als Blödsinnige, Stumme und Taube. Man betrachtet sie als Wesen, die schon durch ihre Lage zu unglücklich sind, als daß man sie noch zu Sklaven fremder Willkühr machen dürfte. Diese Gewohnheit ist bey den Muhamedanern allgemein, und gründet sich auf ihre Gesetze. Der einzige Unterschied bey der Erziehung zwischen den Mugaren und civilisirten Völkern besteht nur darin, daß die Kinder in einem gewissen Alter der Züchtigung unterworfen werden können. In der Sahara findet diese niemals Statt. Das Beyspiel und die sich selbst überlassene Natur bilden alle Meinungen des Volkes, welches die Wüste bewohnt. Wenn das Kind bey den Uebungen Langeweile findet, so verläßt es sie, und beschäftigt sich mit dem Hüthen der väterlichen Heerden; daher können nur wenige lesen. Die, welche das Studium des Koran's fortsetzen, werden Priester, nachdem sie

in der Prüfung bestanden sind. Sie haben keine Heerden nöthig, da sie von jedem aufgenommen und geachtet werden, und überall Unterhalt finden. Gewöhnlich müssen die Kinder im siebenten Jahre die schmerzhafte Operation der Beschneidung ausstehen. Zu eben der Zeit scheert man ihnen den Kopf, worauf man nur vier kleine Büschel Haare stehen läßt, von denen man einen nach dem andern, bey jeder merkwürdigen Handlung, welche das Kind verrichtet, abschneidet. Tödtet es in einem Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren ein wildes Schwein, oder ein anderes reissendes Thier, welches die Heerde gefährdet, so schneidet man einen solchen Büschel ab. Rettet es beym Durchgange durch einen Fluß ein Kameel, welches durch den Strom fortgerissen seyn würde, so schneidet man einen zweiten Büschel ab; tödtet es einen Löwen, oder einen Tiger, oder einen Feind bey einem Ueberfalle oder Angriffe, so betrachtet man es als Mann. Man scheert ihm den Kopf ganz kahl, und alsdann ist es sein eigener Herr. Dieses Abschneiden geschieht durch das Oberhaupt der Horde in Gegenwart der Familie. Selten erreichen die Kinder das zwanzigste Jahr, ohne daß sie den Ehrgeiz fühlen, Männer zu werden. Sie schämen sich jederzeit, als Kinder betrachtet zu seyn, und setzen sich den größten Gefahren aus, damit sie die Ehre erlangen, ganz geschoren zu werden.

Die Achtung des Volkes für die Greise ist eben so groß, als die, welche es für die Priester hat. Man verehrt alle gleich, sie mögen zu einer Horde gehören, zu welcher sie wollen, sie mögen reich oder

arm seyn. Die Achtung, deren sie genießen, geht so weit, daß, wenn Streitigkeiten entstehen, die Partheyen ihre Zwistigkeiten dem Ausspruche der Greise unterwerfen. Der Anführer der Horde ist zwar jederzeit durch sein Amt Richter; allein, weil er oft noch jung und selbst der Urheber der Zwistigkeiten ist, so entscheiden in solchen Fällen die Aeltesten oder Greise. Von ihrem Ausspruche kann man nicht appelliren, und der Verurtheilte muß sich auf der Stelle der verurtheilten Strafe unterwerfen. Sie entscheiden indeß nur kleinere Prozesse; denn müßte eine von beyden Partheyen zum Tod verurtheilt werden, so würden sie es sich nicht erlauben, das Endurtheil zu sprechen. In diesem Falle versammeln sich die Oberhäupter der verschiedenen Horden, ziehen die Greise mit zu Rathe, sprechen das Urtheil, und die Exekution folgt auf der Stelle. Uebrigens sind dergleichen Prozesse selten; denn der Diebstahl wird nur durch Wiedererstattung bestraft, und oft sogar übersehen. Wenn ein Mugare jemand aus seiner Familie bestiehlt, und ertappt wird, so bekommt er Stockschläge, und wird zu Wiedererstattung des Entwendeten angehalten. Bemerkt man ihn aber nicht, so erhält er keine Strafe, selbst dann nicht, wenn man ihm den Diebstahl beweisen könnte. Bey Tage zu stehlen, ist ein Verbrechen; bey Nacht ist es erlaubt. Daher die große Sorgfalt, mit welcher Weiber und Kinder Alles, was geraubt werden könnte, in das Zelt bringen. Wenn ein Nachbar oder Freund einen andern besucht, so umringen ihn alle, und beobachten seine Bewegungen. Da es so schwer hält zu

in der Prüfung bestanden sind. Sie [illegible]
Heerden nöthig, da sie von jedem auf [illegible] ns-
geachtet werden, und überall Unter [illegible] ein
wöhnlich müssen die Kinder im [illegible] abten
schmerzhafte Operation der Be [illegible] Rache
Zu eben der Zeit scheert man [illegible] nn er
auf man nur vier kleine [illegible] ödtet hat.
von denen man einen no [illegible] e seinen Tod
merkwürdigen Handlun [illegible] n, nicht, ihn an-
tet, abschneidet. [illegible], sich gütlich mit den
dreyzehn bis vierz [illegible] und gemeiniglich hat er
oder ein anderes [illegible] Ausspruch zu seinem Vor-
gefährdet, so [illegible] flieht er in das Zelt eines an-
ab. Rettet er [illegible] nes, so verfolgt man ihn; aber er
ein Kameel [illegible] Falle auf seinen Wirth, als auf
seyn würd [illegible] idiger, rechnen, und hiedurch leicht der
ab; töd [illegible] Beleidigten entfliehen.
einen [illegible] diese Völker an Milchspeisen und Getraide,
betre [illegible] sie von ihren Nachbarn erhalten, gewöhnt
der [illegible] so beschäftigen sie sich gänzlich mit ihren Heer-
n [illegible] und bauen das Land nicht, ob man gleich in
[illegible] Wüste vortreffliche Ebenen findet, welche, wenn
bestellt wären, das Nöthige wohl hervorbringen
würden; aber sie leben so mäßig, und sind so träge,
daß sie nur auf die Gegenwart denken; sie bereiten
daher nie im Voraus mehr Speise, als gerade
eine Mahlzeit erfordert. Erst, wenn sie hungert,
suchen sie Speise anzuschaffen. Oft leiden sie Man-
gel, und dann müssen sie sich mit Milch begnügen,
woran es glücklicher Weise nie fehlt.

Während die Frauen in den Zelten mit Arbeiten
oder Zeitvertreiben beschäftigt sind, führen die Kin-

vom Unterrichte zurückkommen, und die Heerden auf die Waide. Ge- dieß um 9 oder 10 Uhr des -end kehren sie zurück. Die sie fortgehen, daß sie etwas Weiber würden Schläge -n nicht etwas aufbewahr- -u nüchtern fort; doch sie fin- -and auch seyn mag, immer Trüf- -othe Beeren, Wurzeln und wilde Kräu- -che sie ohne allen Widerwillen essen.

-Die Männer gehen auf die öffentlichen Märkte, um das anzuschaffen, was für ihre Haushaltungen nöthig ist. Sie gehen auch auf die Jagd. Besonders lieben sie die Straußen-Jagd, weil sie ihnen am meisten einbringt. Man bedient sich der Pferde dazu; auch können nur Reiter daran Theil nehmen. Sie versammeln sich zu zehn, zwölf, mehr oder weniger an der Zahl, und stellen sich dann gegen den Wind, jeder ungefähr eine Viertelstunde von dem andern entfernt. Wenn sie einen Strauß erblicken, ziehen sie sich etwas enger zusammen. Der Strauß, welcher seine Flügel nicht gegen den Wind gebrauchen kann, kehrt sogleich zurück, und vermeidet glücklich den ersten Reiter; kommt er nun durch seine Geschwindigkeit auch bey'm zweyten und dritten glücklich vorbey, so wird es ihm doch schwer, den andern auszuweichen. Man bedient sich eines Wurfspießes von zwey Fuß Länge, um ihn niederzuwerfen. Diesen wirft man ihm an den Hals, und dann eilt Alles herbey, um ihn zu tödten, theilt den Raub, und geht nach Hause, wo sich

fehlen, und übrigens auch nur wenig zu nehmen ist, so können selbst die, welche auf Diebstahl ausgehen, selten ihr Vorhaben ausführen. Wenn ein Privatmann Jemand tödtet, und die Verwandten des Erschlagenen ihn verfolgen, um die Blut-Rache auszuüben: so entzieht er sich derselben, wenn er in das Zelt dessen fliehet, den er getödtet hat. Dann getrauen sich selbst die, welche seinen Tod mit der größten Begierde wünschen, nicht, ihn anzugreifen. So behält er Zeit, sich gütlich mit den Verwandten abzufinden, und gemeiniglich hat er Mittel, den richterlichen Ausspruch zu seinem Vortheile zu wenden. Flieht er in das Zelt eines andern Privat-Mannes, so verfolgt man ihn; aber er kann in diesem Falle auf seinen Wirth, als auf seinen Vertheidiger, rechnen, und hiedurch leicht der Rache des Beleidigten entfliehen.

Da diese Völker an Milchspeisen und Getraide, welches sie von ihren Nachbarn erhalten, gewöhnt sind, so beschäftigen sie sich gänzlich mit ihren Heerden, und bauen das Land nicht, ob man gleich in der Wüste vortreffliche Ebenen findet, welche, wenn sie bestellt wären, das Nöthige wohl hervorbringen würden; aber sie leben so mäßig, und sind so träge, daß sie nur auf die Gegenwart denken; sie bereiten daher nie im Voraus mehr Speise, als gerade eine Mahlzeit erfordert. Erst, wenn sie hungert, suchen sie Speise anzuschaffen. Oft leiden sie Mangel, und dann müssen sie sich mit Milch begnügen, woran es glücklicher Weise nie fehlt.

Während die Frauen in den Zelten mit Arbeiten oder Zeitvertreiben beschäftigt sind, führen die Kin-

her, wenn sie vom Unterrichte zurückkommen, und die Negersklaven die Heerden auf die Waide. Gemeiniglich geschieht dieß um 9 oder 10 Uhr des Morgens und am Abend kehren sie zurück. Die Kinder sorgen dafür, ehe sie fortgehen, daß sie etwas zu genießen bekommen. Die Weiber würden Schläge leiden müssen, wenn sie ihnen nicht etwas aufbewahrten. Die Neger müssen nüchtern fort; doch sie finden, so wüst das Land auch seyn mag, immer Trüfeln, kleine rothe Beeren, Wurzeln und wilde Kräuter, welche sie ohne allen Widerwillen essen.

Die Männer gehen auf die öffentlichen Märkte, um das anzuschaffen, was für ihre Haushaltungen nöthig ist. Sie gehen auch auf die Jagd. Besonders lieben sie die Straußen-Jagd, weil sie ihnen am meisten einbringt. Man bedient sich der Pferde dazu; auch können nur Reiter daran Theil nehmen. Sie versammeln sich zu zehn, zwölf, mehr oder weniger an der Zahl, und stellen sich dann gegen den Wind, jeder ungefähr eine Viertelstunde von dem andern entfernt. Wenn sie einen Strauß erblicken, ziehen sie sich etwas enger zusammen. Der Strauß, welcher seine Flügel nicht gegen den Wind gebrauchen kann, kehrt sogleich zurück, und vermeidet glücklich den ersten Reiter; kommt er nun durch seine Geschwindigkeit auch bey'm zweyten und dritten glücklich vorbey, so wird es ihm doch schwer, den andern auszuweichen. Man bedient sich eines Wurfspießes von zwey Fuß Länge, um ihn niederzuwerfen. Diesen wirft man ihm an den Hals, und dann eilt Alles herbey, um ihn zu tödten, theilt den Raub, und geht nach Hause, wo sich

ein jeder mit seiner Familie an der Beute der Jagd gütlich thut. Die Federn werden mit Sorgfalt aufbewahrt, da man sie auf den Märkten oder an den Ufern des Senegals mit Vortheil verkaufen kann. Niemals entsteht Streit über die Theilung. Haben sie im Kriege, auf der Jagd, oder beym Handel Beute gemacht, etwas gewonnen oder sich zusammen, um einen Vortheil zu erlangen, verbunden, so machen sie so viele Theile, als Theilnehmer an der Beute sind. Dann legt jeder etwas ihm zugehöriges in einen Korb, z. B. eine Pfeife, ein kleines Messer u. s. w. Dieß mischen sie unter einander, und der erste, den sie gewahr werden, zieht dann ein Stück nach dem andern aus dem Korbe heraus, und legt es auf einen Theil der Beute. Dann nimmt jeder die Portion, auf welcher sich sein hingeworfenes Stück befindet. Diese einfache Art zu theilen, verhindert alle Streitigkeiten.

Ihre Kleidung ist sehr einfach. Viele haben beynahe gar keine; da sie in einem heißen Lande leben, so bedürfen sie auch ihrer fast nicht. Gewöhnlich tragen sie nur ein Hemde aus einem indischen baumwollenen Zeuge von dunkelblauer Farbe. Können sie dieß Zeug nicht bekommen, so gebrauchen sie Wolle. Außerdem haben sie eine Kleidung (haie), welche in einer Decke von Wolle besteht, die vier und eine halbe bis fünf Ellen lang, und an fünf Viertel breit ist; ferner einen sehr groben aus Ziegenhaaren verfertigten Mantel. Sie bedienen sich desselben nur auf dem Felde, um sich vor Regen und Thau zu schützen. — Den Kopf hüllen sie in ein Stück Leinwand oder anderes Zeug, in Form

eines Turbans. Weil sie keine Manufakturen kennen, so verschaffen sie sich ihren Bedarf von dergleichen durch eine Karavane aus Biledulgerid, oder von den Trasarts, einem Volke ihres Stammes, welches die nördlichen Ufer des Niger bewohnt. Sie tauschen diese Waaren gegen Vieh, Kameelhaare, Straußfedern u. s. w. ein. Diejenigen unter ihnen, welche nur das Nothwendigste zu ihrem Unterhalte haben, entbehren dieser Dinge. Sie ersetzen sie durch Ziegenhäute, welche sie an einander nähen, und welche ihnen eben so gut zum Schutze gegen die Witterung dienen. Immer tragen sie an der Seite einen kleinen ledernen Sack, worin sie ihr Geld, ihren Schwamm, ihre Pfeife, ihren Stahl und Taback führen. Sie haben vortreffliche Dolche; der Griff ist schwarz; mit Elfenbein ausgelegt, die Scheide auf der einen Seite Kupfer, und auf der andern Silber, alles sehr nett gearbeitet. Die Reiter tragen Säbel, wenn sie sich einen verschaffen können; die spanischen ziehen sie allen andern vor. Ihre Flinten sind hübsch gearbeitet, und werden sehr reinlich gehalten. Die Kolben sind klein und überall mit Elfenbein ausgelegt; der Lauf ist mit Platten von Kupfer oder Silber, nach dem Vermögen des Besitzers, verziert. Ihre Dolche haben die Gestalt eines flandrischen Messers, und die Scheide ist von Kupfer. Auch bewaffnen sie sich mit einem Stocke, an dessen Ende sie eine Spitze von Eisen anbringen. Diese Art Waffen ist eine der tödtlichsten. Andere haben einen Wurfspieß in Form einer Hellebarde. Der vorzüglichste Reichthum eines Privat-Mannes bestehet in einer schönen Flinte und einem hübschen

Dolche. Sie ziehen diese Stücke einer guten Kleidung vor, und es sind die vorzüglichsten Geräthe einer guten Haushaltung. Ihre Flinten werden jederzeit in lederne, besonders dazu verfertigte Säcke, eingeschlossen, um sie gegen Rost zu verwahren, und im Stande zu halten.

Da sie sämmtlich Hirten und Nomaden sind, so kennen sie keine andere Kunst, als Zelte machen. Es gibt unter ihnen herumziehende Handwerker, welche ihrer eingeschränkten Industrie zu Hülfe kommen. Dieß sind Schmiede, Schlosser oder Goldschmiede; sie kommen aus Biledulgerid, und ziehen durch Sahara, so weit es bewohnt ist. Sie finden immer zu thun; man versorgt sie während ihres Aufenthalts mit Speise, und bezahlt sie für ihre Arbeiten. Sie verfertigen den Schmuck der Frauen, als Ohrenringe, Armgehänge und Armspangen; sie bessern die Schüsseln aus, indem sie Bänder anlegen, und setzen die Waffen wieder in gehörigen Stand. Man bezahlt sie gewöhnlich mit Kameel- oder Ziegenhaaren, oder auch mit Geld. Silber ist bey diesen Völkern nicht im Umlauf, und daher braucht man es auch nur zum Schmuck der Frauen. Jede Familie hat ihr Oberhaupt, welches gewöhnlich der Aelteste ist. Die Familien sind mehr oder weniger zahlreich. Es gibt einige, welche 120 bis 150 Haushaltungen enthalten. Dann theilen sie sich, und bilden zwey verschiedene Horden. Der Oberste, welcher den Namen Rei führt, hat über die Horden und das Lager die Aufsicht, und schlichtet mit Zuziehung der Greise die vorfallenden Streitigkeiten.

Wenn die ganze Familie sich nicht an einem Orte lagern kann, so bestimmt das Oberhaupt verschiedene Stellen zum Aufschlagen der Zelte, und die Familien trennen sich. Die nächsten Anverwandten sind gewöhnlich beysammen, und die Aeltesten werden die Oberhäupter dieser kleinen Abtheilungen. Zuweilen findet man nur zehn bis zwölf Zelte bey einander, zuweilen stehen gar nur drey und drey an einem Orte. Doch dieß sieht man nur in dem Theile der Wüste, wo sich lauter Flugsand befindet. Der erste Anführer wählt den besten Ort zum Lager; und wenn die Gegend nicht mehr hinreichende Waide und Nahrung des Viehes hat, so sieht er sich nach einem andern Orte um. Sein Zelt ist immer in der Mitte der andern, und gewöhnlich größer und höher. Wenn die Zelte auch abgesondert stehen, so befindet sich das seinige doch im Mittelpunkte. Beim Wegziehen verrichten die Weiber alle Arbeiten allein. Sie brechen am Morgen die Zelte ab, und laden sie auf die Kameele; und dieß ist um so nothwendiger, weil, um Ordnung und Sicherheit bey ihrem Eigenthume zu erhalten, während die Negersklaven mit den Heerden auf den Waiden sind, die Männer sich auf dem Felde zerstreuen, um den Zug zu sichern. Einige gehen voraus, um zu kundschaften; andere begleiten die Heerden und das Gepäck; andere schließen den Zug, und wenn ein Schaf, eine Ziege oder ein Kameel sich verläuft, so holen sie es wieder ein, und führen es nach den Zelten zurück, wo es seinem Herrn wieder gegeben wird. Man bricht gewöhnlich jährlich nur drey- oder viermal auf. Zuweilen ist der Ort, wo man sich lagern will,

Dolche. Sie ziehen diese Stücke einer guten Kleidung vor, und es sind die vorzüglichsten Geräthe einer guten Haushaltung. Ihre Flinten werden jederzeit in lederne, besonders dazu verfertigte Säcke, eingeschlossen, um sie gegen Rost zu verwahren, und im Stande zu halten.

Da sie sämmtlich Hirten und Nomaden sind, so kennen sie keine andere Kunst, als Zelte machen. Es gibt unter ihnen herumziehende Handwerker, welche ihrer eingeschränkten Industrie zu Hülfe kommen. Dieß sind Schmiede, Schlosser oder Goldschmiede; sie kommen aus Biledulgerid, und ziehen durch Sahara, so weit es bewohnt ist. Sie finden immer zu thun; man versorgt sie während ihres Aufenthalts mit Speise, und bezahlt sie für ihre Arbeiten. Sie verfertigen den Schmuck der Frauen, als Ohrenringe, Armgehänge und Armspangen; sie bessern die Schüsseln aus, indem sie Bänder anlegen, und setzen die Waffen wieder in gehörigen Stand. Man bezahlt sie gewöhnlich mit Kameel- oder Ziegenhaaren, oder auch mit Geld. Silber ist bey diesen Völkern nicht im Umlauf, und daher braucht man es auch nur zum Schmuck der Frauen. Jede Familie hat ihr Oberhaupt, welches gewöhnlich der Aelteste ist. Die Familien sind mehr oder weniger zahlreich. Es gibt einige, welche 120 bis 150 Haushaltungen enthalten. Dann theilen sie sich, und bilden zwey verschiedene Horden. Der Oberste, welcher den Namen Rei führt, hat über die Horden und das Lager die Aufsicht, und schlichtet mit Zuziehung der Greise die vorfallenden Streitigkeiten.

Wenn die ganze Familie sich nicht an einem Orte lagern kann, so bestimmt das Oberhaupt verschiedene Stellen zum Aufschlagen der Zelte, und die Familien trennen sich. Die nächsten Anverwandten sind gewöhnlich beysammen, und die Aeltesten werden die Oberhäupter dieser kleinen Abtheilungen. Zuweilen findet man nur zehn bis zwölf Zelte bey einander, zuweilen stehen gar nur drey und drey an einem Orte. Doch dieß sieht man nur in dem Theile der Wüste, wo sich lauter Flugsand befindet. Der erste Anführer wählt den besten Ort zum Lager; und wenn die Gegend nicht mehr hinreichende Waide und Nahrung des Viehes hat, so sieht er sich nach einem andern Orte um. Sein Zelt ist immer in der Mitte der andern, und gewöhnlich größer und höher. Wenn die Zelte auch abgesondert stehen, so befindet sich das seinige doch im Mittelpunkte. Beim Wegziehen verrichten die Weiber alle Arbeiten allein. Sie brechen am Morgen die Zelte ab, und laden sie auf die Kameele; und dieß ist um so nothwendiger, weil, um Ordnung und Sicherheit bey ihrem Eigenthume zu erhalten, während die Negersklaven mit den Heerden auf den Waiden sind, die Männer sich auf dem Felde zerstreuen, um den Zug zu sichern. Einige gehen voraus, um zu kundschaften; andere begleiten die Heerden und das Gepäck; andere schließen den Zug, und wenn ein Schaf, eine Ziege oder ein Kameel sich verläuft, so holen sie es wieder ein, und führen es nach den Zelten zurück, wo es seinem Herrn wieder gegeben wird. Man bricht gewöhnlich jährlich nur drey- oder viermal auf. Zuweilen ist der Ort, wo man sich lagern will,

nicht gehörig bekannt; weil sich einige Zeit vorher andere Familien daselbst gelagert hatten, so reichen die Waiden nicht zu, und man ist genöthigt, sie von neuem wegzugeben und ein besseres Feld zu suchen. Eben dieses Herumziehen ist auch in der Jahreszeit nöthig, wo der Wassermangel anfängt. Es gibt überhaupt in Sahara fast gar keine Quellen. Die Einwohner machen daher mit vieler Sorgfalt große Löcher auf den Seiten und auf den Gränzen ihrer Wohnplätze, um das Wasser zu sammeln, welches drey Monate lang im Jahre in großer Menge durch den Regen herabfällt. Dieses Wasser, so verdorben es auch besonders zuletzt ist, dient dennoch Menschen und Thieren zum Getränk. Es gibt weder Ochsen noch Kühe in diesem Theile der Wüste. Der Wassermangel ist ohne Zweifel die Ursache hievon; denn die Waiden sind ziemlich gut. Ihre Heerden bestehen aus Schafen, Ziegen und Kameelen, Thiere, welche den Durst leicht ertragen. Pferde sind, wie oben gesagt, selten, und nur diejenigen, welche die größten Heerden besitzen, haben dergleichen. Der Urin der Kameele wird auch gegen den Durst gebraucht. Man mischt ihn mit Milch; und ungeachtet dieß Getränk sehr übelschmeckend ist, so bedient man sich dessen doch in Nothfällen.

Die Vielweiberey ist zwar erlaubt; doch findet man selten einen Mann, der mehr als Eine Frau hätte. Der Mann hat zwar die Freyheit, sein Weib nach Willkühr zu verstoßen, welches jederzeit geschieht, wenn sie ihm keinen Knaben gebährt; dagegen kann das Weib sich auch einen andern Mann wählen

und mit ihm leben. Wenn ein Weib so glücklich ist, einen oder mehrere Knaben zu gebären, so wird sie von ihrem Manne über alle Maaßen geehrt und geachtet. Sie hat dann ein unumschränktes Ansehen im Zelte; und wenn sie Arbeit verrichtet, so thut sie es freywillig. Neger-Sklavinnen versehen ihre Arbeit, so daß sie nur zu schwatzen, zu schlafen oder zu tanzen braucht, wie sie will. Wird sie von einer ihrer Verwandtinnen besucht, so nimmt sie dieselbe wohl auf; und die größte Ehre, welche sie ihr erweist, bestehet darin, daß sie ihr das ganze Hauswesen zur Besorgung überläßt. Die Besuchende besorgt die Haushaltung, bereitet die Speisen, buttert, und beschäftigt sich unaufhörlich, unterdeß die Hausfrau müßig sitzt, und sie mit verschiedenen die Familie oder die ganze Horde betreffenden Dingen unterhält. Den Grad der Freundschaft, mit welcher die Verwandte aufgenommen wird, erkennt man aus der Menge der Geschäfte, welche man ihr zur Besorgung aufgegeben hat. Sie bereitet gewöhnlich noch einmal so viel Speise wie sonst, und dann ladet der Araber jederzeit mehrere seiner Nachbarn ein, um an diesem Feste Theil zu nehmen. Wenn die Fremde auch sehr gut aufgenommen worden, selbst, wenn sie die Schwester des Arabers ist, so speist sie doch nicht mit ihm, sondern mit den Frauen, nachdem der Mann und überhaupt die männlichen Personen der Familie gegessen haben. Die Frau bringt ihrem Mann keine Mitgabe zu. Er wählt sich das Mädchen, welches ihm am meisten gefällt, und fordert sie ohne weitere Formalitäten von ihrem Vater. Dieser schlägt ihm seine Tochter nie

mals ab, außer wenn der Freyer sich gegen die Sitten der Nation verstoßen hat. Die Braut wird durch ihre Verwandten zu dem Zelte ihres künftigen Mannes geführt. Die Hochzeit besteht in einem großen Mahle. Der Vater erhält allemal von seinem Eidam Geschenke. Ist dieser arm, der Vater aber reich, so bekommt der neue Gatte von der Familie seiner Frau alle nur mögliche Unterstützung; ist der Fall aber umgekehrt, so ernährt er seinen Schwiegervater, läßt ihn indeß übrigens, wie vor seiner Heyrath, nach seiner Willkühr leben. Wenn es einer Frau bey ihrem Manne nicht gefällt, so kann sie ihn ohne weitere Umstände verlassen und wieder zu ihren Verwandten zurückkehren; sie ist nun frey, und kann sich an einen andern nach ihrer Willkühr verheyrathen. Dieß Alles ist ihr indeß in dem Fall nicht erlaubt, wenn sie ein Kind hat, besonders wenn dieß ein Knabe ist. Ein Aufenthalt bey ihren Verwandten von mehr als acht Tagen könnte mit dem Tode bestraft werden. Wenn ein Mann seine Frau schlägt, so ist es das sicherste Zeichen, daß er sie liebt und achtet, und sich nie von ihr trennen will. Macht er ihr im Gegentheil bloß Vorwürfe, so hält sich die Frau für verachtet, und geht sogleich zu ihren Verwandten. Daher ist es Sitte, daß die Weiber bey den kleinsten Streitigkeiten Stockschläge bekommen. Geschieht dieß, so ist es das sicherste Zeichen einer glücklichen Ehe. Die Weiber ziehen diese Behandlung der Anklage bey ihren Verwandten vor; denn wenn sie einmal verheyrathet sind, so wollen sie unabhängig von diesen leben, und ertragen lieber eine Züchtigung,

als daß sie sich den Demüthigungen und der Verachtung aussetzen, welche sie erdulden müßten, wenn ihre Männer sie bey ihren Familien verklagen. Das gewöhnliche Geschenk, welches der Mann der Frau macht, besteht in einer guten Kleidung, in Halsbändern von Bernstein, in Ohrenringen, Anhängseln und silbernen Armspangen. Hiezu fügt er, besonders wenn er reich ist, einen kleinen Kasten mit Schachteln, Spiegeln, Kämmen, Scheeren und andern Kleinigkeiten, welche bey diesen Völkern in großem Werthe stehen. Die Weiber haben die Gewohnheit, sich die Haare zu flechten, und dadurch eine Art Krone auf dem Kopfe zu bilden. Sie schmieren eine Salbe aus Butter, mit einem rothen Pulver vermischt, in die Haare, um sich vor Ungeziefer zu schützen. Da Männer und Weiber gewöhnlich nur ein Gewand von Wolle tragen und auch nur Eins besitzen, welches sie bey dem Wassermangel nicht waschen können, so darf man sich nicht wundern, daß sie jederzeit mit Ungeziefer bedeckt sind. Um sich gegen dasselbe dennoch so viel wie möglich zu schützen, bestreichen sie den ganzen Körper sorgfältig mit Butter oder dem ranzigsten Fette, welches sie bekommen können. Dieß verursacht einen fast unerträglichen Geruch, besonders bey den Negerinnen, welche schon von Natur übel riechen. Nur durch langen Umgang mit ihnen kann man diesen Geruch ertragen lernen.

Die Arzneykunst kennen diese Völker beynahe gar nicht. Die Priester sind die einzigen, welche etwas von den Geheimnissen dieser großen Kunst inne haben. Dennoch leben die Menschen dort

lange, und sind fast jederzeit gesund. Ihre Universalmittel gegen innerliche Krankheiten sind Diät und Ruhe. Bemerkt man eine Entzündung, so reicht man dem Kranken viele erfrischende Sachen. Wenn er Appetit zum Essen hat, so spart man die Speisen nicht, weil man weiß, daß er nichts, als was er verdauen kann, zu sich nehmen wird. Das Kopfweh, welches die Sonnenstrahlen oft verursachen, heilen sie dadurch, daß sie den Kopf aus allen Kräften drücken, und daß sie an der Stirne über der Nase Blut abzapfen. Bey Wunden bedienen sie sich des Feuers. Hat Jemand einen Dolchstich erhalten, so heilt man ihn dadurch, daß man die Wunde ausbrennt. Ist Jemand von einem giftigen Thiere gebissen, so findet dasselbe Mittel Statt. Zu diesem Endzwecke machen sie Messerklingen glühend, und stecken sie in die Wunde. Die verbrannte Stelle heilt leicht durch Theer und Schildkrötenfett, woraus sie eine Salbe verfertigen, mit welcher sie den kranken Theil beschmieren. Dann schlagen sie gewisse Kräuter darum, und heilen die Wunde auf diese Art in kurzer Zeit. Augen-Krankheiten, welche durch den Thau verursacht werden, werden eben so schnell geheilt. Sie legen auf das kranke Auge pulverisirte Schlangenhaut und eine Binde von eben der Substanz. Deßwegen sammeln sie auch die Häute, welche die Schlangen bey jedem Mondwechsel ablegen, mit großer Sorgfalt.

Wenn ein Hausvater stirbt, mag es an einer Krankheit oder einem andern Zufall geschehen, so bemächtigt sich dasjenige Kind, welchem sein Tod zuerst bekannt wird, alles dessen, was es in dem

Zelte seines Vaters findet. Davon wird nichts zur Theilung eingeliefert, sondern das Kind behält Alles als sein Eigenthum, und die andern Geschwister, welche entfernt sind, oder diesen Todesfall zu spät erfahren haben, bekommen nur vom Viehe und den Sklaven ihren Antheil. Die Mutter und die Töchter, wenn sie noch nicht verheyrathet sind, begeben sich zu dem Aeltesten. Hat der Verstorbene sehr junge Kinder hinterlassen, so nimmt der nächste Anverwandte Alles in Besitz, und ernährt die ganze Familie. Er muß den Knaben über die Güter, welche er vorgefunden hat, Rechnung ablegen. Die Frau heyrathet gewöhnlich nicht wieder, und beweist dadurch die Liebe zu ihrem verstorbenen Manne. Sie gehen in ihren Meinungen von den andern Muhamedanern ab, hoffen ein ewiges Leben, und glauben, daß die, welche sich mit ihren Männern nicht vertragen, von der ewigen Glückseligkeit ausgeschlossen sind, und ewig Sklaven derselben bleiben.

Fast alle Bewohner dieser Wüste besitzen gefangene Neger, welche sie zur Hütung ihrer Heerden gebrauchen. Obgleich diese Neger nicht weit von ihrem Vaterland entfernt sind, so entfliehen sie doch selten, weil ihre Sklaverey nicht drückend ist; denn sie erhalten eben die Kleidung und Speise, wie ihre Herren. Sie werden nie den Gefahren des Kriegs ausgesetzt, und können sich sogar verheyrathen. Ihre Weiber aber sind nicht so glücklich; denn sie müssen das ganze Hauswesen besorgen, und werden von den arabischen Frauen und den Arabern selbst sehr hart behandelt. Haben sie Kin-

der, so sind diese Sklaven wie sie, und werden zu allen Arbeiten gebraucht. In ihrer Kindheit gehen die jungen Neger eben so, wie die jungen Araber, in die öffentliche Schule, und nehmen an allen ihren Vergnügungen Theil. Doch werden sie nicht so wie jene behandelt; denn bey dem kleinsten Fehler straft man sie mit Strenge. Dieses Volk, welches eine blinde Nachgiebigkeit gegen seine eigenen Kinder hat, weil es bey ihnen nicht die gehörige Beurtheilungs-Kraft voraussetzt, zeigt sich gegen die Kinder der Neger nicht so nachgiebig, und mißhandelt sie vielleicht mit beyspielloser Grausamkeit. Wenn eine Negerin einem Mugaren einen Knaben gebiert, so sieht man das Kind als zu der mugarischen Nation gehörig an. Die Frau wird dann auch besser gehalten, ob sie gleich noch immer Sklavin bleibt; aber das Kind ist Bürger, und wird als ein mugarisches Kind erzogen.

Scheitert ein französisches oder englisches Schiff an den Küsten, so wird die ganze Equipage zu Gefangenen oder vielmehr Sklaven gemacht. Die Mauren rauben Alles, und meinen, es sey ein Gut, welches ihnen Gott schicke. Diese Meinung findet sich bey allen Muhamedanern. Nur Franzosen und Engländer werden zu Gefangenen gemacht; Leute von andern Nationen aber meist ohne Barmherzigkeit niedergehauen. Jene Nationen kennen sie durch ihren Handel am Senegal, in Portanik und in den Staaten des Kaisers von Marokko. Die andern Christen verwechseln sie mit den Spaniern, gegen die sie einen unversöhnlichen aber auch gerechten Haß haben; denn die Einwohner der kanarischen

Inseln landen von Zeit zu Zeit auf diesen Küsten, und führen alle Mauren weg, welche sie antreffen. Die, welche entwischen, erinnern sich dieser Entführungen, und rächen sich bey vorkommender Gelegenheit.

Ein Christensklave wird nicht einmal zu Arbeiten gebraucht, besonders, wenn man sich von seiner Auslösung Vortheil verspricht; denn alsdann schont man seiner. Man reicht ihm seine Speise besonders, welche von der gemeinschaftlichen genommen wird. Weder die Weiber, noch die Neger-Sklaven berühren sie; beyde nehmen sogar Anstand, die armselige Schüssel anzufassen, welche man ihm gegeben hat. Findet sich unter der Equipage ein Kind, so wird es eben so gehalten und angesehen, wie ein Kind von der Nation. Man legt ihm keine Arbeit auf, und es hat völlige Freyheit. Schlüge es Jemand, selbst wenn es sein Herr wäre, so würde er hart gestraft.

Fortgesetzte Geschichte der merkwürdigsten Unternehmungen gegen die Seeräuber-Staaten.

Nach dem unglücklichen Ausgange der grossen Expedition unter Kaiser Karl V. gegen Algier, welche man allgemein als unfehlbar betrachtet hatte, gelüstete es eben Spanien sobald nicht mehr, wieder eine neue zu unternehmen. Aber dennoch hatte

dieses Reich verschiedene feste Plätze auf der afrikanischen Küste, worunter Bugia und Oran, im Gebiete von Algier, und die Festung Goletta, der Schlüssel und Hafen von Tunis, die wichtigsten waren. Ja dieser ganze letzte Staat war von ihm abhängig, da es einen maurischen Fürsten vor seiner Wahl als Regenten eingesetzt hatte.

Kaum hatten die Türken allmählig in Algier ihre Herrschaft fester begründet, und die benachbarten kleinen arabischen und maurischen Fürsten, obgleich mehrere der letztern kräftig von den Spaniern unterstützt wurden, unterwürfig gemacht, so entwarfen sie auch den Plan, die Spanier gänzlich aus Afrika zu vertreiben, und sie erhielten zur Ausführung desselben von Konstantinopel aus eine nicht unbedeutende Unterstützung an Kriegsschiffen und Land-Truppen. Die feste Stadt Bugia wurde bald erobert, aber die bereits angefangene Belagerung von Oran mußte unverrichteter Dinge aufgehoben werden, weil die türkischen Unterstützungs-Truppen von Konstantinopel plötzlich eine andere Bestimmung erhielten. Wenige Jahre darauf (1558) unternahm der Gouverneur von Oran, Don Martin de Cordova (Graf von Alcaudete), mit etwa 15000 Mann einen Zug ins algierische Gebiet, war aber so unglücklich, daß er in einem Treffen bey Mazagran selbst gefangen und der größte Theil seiner Truppen entweder getödtet oder zu Sklaven gemacht wurde. Im Jahr 1563 wurde abermals Oran und vorzüglich das dabey liegende sehr feste Fort Masalquivir von dem türkischen Pascha von Algier, mit mehr als 25000 Mann Türken und

Mauren belagert, aber endlich nach den verzweifeltsten Angriffen (die Belagerer hatten nicht weniger als eilfmal gestürmt) und der tapfersten Gegenwehr durch eine spanische Flotte, unter dem Admiral Mendoza, entsetzt. Diese lange und hartnäckige Belagerung kostete einem großen Theile der angreifenden Türken und Mauren das Leben; und überdieß fiel ein Theil der zur Belagerung mitwirkenden algierischen Kriegsschiffe in die Hände der spanischen Flotte. — Bald darauf wurde auch die starke damals für beynahe unüberwindlich gehaltene Festung Penon de Velez durch die auf der spanischen Flotte eingeschifften Landungs-Truppen nach einer leichten Gegenwehr erobert und behauptet.

Die Spanier waren während aller dieser Vorfälle im Besitze von Goletta bey Tunis geblieben, und hatten ihren Einfluß auf dieses Königreich behauptet. Aber der Regent desselben war durch seine Abhängigkeit von Spanien seinen Unterthanen verächtlich geworden, und der größte Theil der ihm früher unterworfenen inländischen und arabischen Fürsten hatte sich nach und nach unabhängig zu machen gewußt. Die Türken in Algier benützten diese Stimmung und Schwäche, unternahmen im Jahr 1569. einen Zug mit kaum 12000 Mann nach Tunis, und bemächtigten sich fast ohne alle Gegenwehr des größten Theils des Landes und der Stadt Tunis selbst, in welcher sie eine Besatzung zurückließen, sich aber der Festung Goletta dennoch nicht bemächtigen konnten, sondern dieselbe nur eingeschlossen hielten.

Nach der berühmten Seeschlacht und dem Sieg bey Lepanto (J. 1572.), landete der Ober-Befehlshaber der großen vereinigten christlichen Flotte, Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Kaiser Karl V., mit einer bedeutenden Anzahl von Truppen (20,000) bey Tunis, entsetzte Goletta, verjagte die türkische Besatzung aus Tunis, und bemächtigte sich des ganzen Königreichs. Hier hoffte dieser junge muthige Krieger sich festsetzen, und mit Hülfe der gesammten Christenheit ein neues Christen Reich in Afrika stiften zu können. Aber er wurde (besonders wegen des in den Niederlanden ausgebrochenen Aufstandes) von Spanien nicht gehörig unterstützt, und schon im Jahre 1574. erschienen 300 türkische Kriegs-Schiffe mit 40,000 Mann der besten türkischen Truppen vor Tunis, bemächtigten sich nach einer hartnäckigen Gegenwehr zuerst dieser Stadt, und nachher auch mit stürmender Hand der Festung Goletta, und machte dadurch der spanischen Herrschaft im Königreiche Tunis für immer ein Ende. Ein solches Resultat erzeugte die schon damals auf einen hohen Grad gestiegene Uneinigkeit der christlichen Mächte, und weder die Tapferkeit noch die Geschicklichkeit des Don Juan vermochten das traurige Geschick zu ändern, und der großen Uebermacht des Feindes zu widerstehen, vielmehr gieng dabey der größte Theil der hier gewesenen christlichen Truppen zu Grunde.

Die zu jener Zeit immer noch steigende Macht des großen türkischen Reichs hatte die Herrschaft der Türken in Tripolis, Tunis und Algier gegründet; oft gefährdet, war sie durch die wichtigen Unterstützungen

von Konstantinopel aus erhalten oder wiederhergestellt worden. Ganz natürlich bestand nun auch die Ober-Herrschaft der hohen Pforte nicht, wie es itzt der Fall ist, bloß dem Namen nach, sondern in der Wirklichkeit. Die Seeräuber-Staaten waren damals und beynahe ein ganzes Jahrhundert hindurch eigentliche Provinzen des türk. Kaiser-Reichs. Die Statthalter oder Pascha's wurden in Konstantinopel ernannt und nach Belieben verändert. War ihnen gleich, wie es die türkischen Regierungs-Grundsätze mit sich bringen, eine große Gewalt übertragen, so mußten sie doch immer und überall Gehorsam leisten. Christliche Renegaten, in jener Zeit in großem Ansehen bey den Türken, erhielten häufig diese Paschaliks, und ihnen hauptsächlich verdankt die Seemacht dieser kleinen Staaten den Ruhm, den sie nach ihrem Entstehen über ein volles Jahrhundert behauptet hat.

So lange die von Konstantinopel aus geschickten Pascha's Männer von großen persönlichen Eigenschaften waren, und nicht, wie später, ihr Bestreben bloß dahin richteten, für ihre Gönner am Hofe und sich selbst Geld zu erpressen, so lange war auch die Ober-Herrschaft der Pforte über diese Seeräuberstaaten fest gegründet, und sie durften bloß gegen diejenigen christlichen Staaten mit ihren Kapern kreutzen, welche mit dem Großsultan selbst im Kriege begriffen waren, oder mit ihm wenigstens keine Traktate abgeschlossen hatten; aber bald lockte die reiche Beute zu Umgehung oder Uebertretung dieser Befehle, die Sache wurde in Konstantinopel, wenn Klagen einliefen, durch reiche Geschenke ab-

gemacht, und die Angelegenheiten dieser Art wurden dann um so geringfügiger behandelt, da ja nur die Ungläubigen (wie die Muhamedaner alle Christen heißen) dadurch litten, und die hohe Pforte selbst, bey ihrer Uebermacht in jener Zeit, keine Unannehmlichkeiten deßwegen zu befürchten hatte. Uebrigens wurde die Seeräuberey lange Zeit in diesen Staaten bloß im mittelländischen Meere getrieben, und erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts weiß man, daß ihre Schiffe durch die Meerenge von Gibraltar in das atlantische Meer gegangen sind.

Die gefährlichsten und thätigsten Gegner dieser afrikanischen Seeräuber, waren indessen die Malthes er Ritter, die überhaupt gegen die türkischen und muhamedanischen Schiffe sich das gleiche erlaubten, was diese gegen die christlichen; aber ihre Macht war verhältnißmäßig viel zu gering, als daß sie dem Uebel hätten kräftig begegnen, oder ihm nur Schranken setzen können. Daher die großen türkischen Unternehmungen gegen Maltha, bey welchen auch die Seeräuber-Staaten thätig mitgewirkt haben, deren nähere Beschreibung übrigens unserm Zwecke fremd ist. Was übrigens wesentlich beytrug, die Seeräuberey in den Staaten der Barbarey einheimisch zu machen, das ist der Religions-Fanatismus und die erschrecklichen Verfolgungen, denen wiederholt die Mauren (Moriscos) in Spanien und Portugal ausgesetzt waren; ein großer Theil dieser Unglücklichen hatte sich nach Nord-Afrika geflüchtet, und einen tödtlichen National-Haß gegen ihre blutdürstigen Verfolger mitgenommen, der sich

auf alle Art zu rächen suchte, und noch jetzt nach Jahrhunderten fortdauert.

Die häufigen Landungen, die aus dieser Veranlassung besonders durch die algierischen Seeräuber in der spanischen Küste erfolgten, denen mit aller Wachsamkeit nicht vorgebeugt werden konnte, und bey denen die Seeräuber öfters die Bewohner ganzer Dörfer als Sklaven wegschleppten, veranlaßte Spanien abermals zu Unternehmungen gegen Algier. Sie suchten dasselbe in den Jahren 1601. und 1603. unter Anführung des genuesischen Admirals Andreas Doria von der Seeseite her zu überrumpeln, aber beidemal vereitelten Wind und Wetter dieß Unternehmen. Ungemein verstärkte sich durch die völlige Vertreibung der Moriscos (im J. 1609. und 1610.) aus Spanien, die Macht und besonders die Marine der Seeräuber-Staaten, selbst der Marokkaner, die sich durch jene Flüchtlinge veranlaßt, von jetzt an vorzüglich in Salee ꝛc. stark auf die See-Räuberey legten, und auch das atlantische Meer unsicher machten. Seit dieser Zeit fieng besonders die Seemacht der Algierer an eine Höhe zu erreichen, die sie vorher nie gehabt hatte. Ihre Seeleute konnten sich damals mit den besten europäischen Matrosen nicht nur in jeder Hinsicht messen, sondern sie übertrafen sie noch in vielen guten Eigenschaften. Die Zahl ihrer Schiffe war einzelnen christlichen Seemächten gleich.

Je mehr sie ihre Stärke in dieser Hinsicht zu fühlen anfingen, je glücklicher die meisten ihrer Seezüge abliefen, und je größer dadurch der Reichthum und Wohlstand vieler Familien und des

Staats im Allgemeinen wurde, desto unternehmender wurden sie; und weil der türkische Pascha, obschon selbst durch den Antheil an der Beute gereizt und dadurch häufig bestochen, dennoch nicht immer das erlauben wollte, was ihnen zuträglich schien, so beschränkten die Reichen und Vornehmen durch den Divan allmählig mehr sein Ansehen, und wußten es durch Bestechungen in Konstantinopel dahin zu bringen, daß die Minister und der Hof alles billigten und selbst dazu beytrugen, die Herrschaft der Pforte in diesen Gegenden allmählig immer weiter zu untergraben. — Bald boten den vielen afrikanischen Kapern die spanischen, portugiesischen und italienischen Kauffartey-Schiffe, die überdieß, um schnell bey'm Anblicke eines Seeräubers in Sicherheit kommen zu können, sich immer in der Nähe der Küste hielten — nicht mehr Beute genug dar, und diese machten nun eine Zeitlang auf alle christlichen Kauffahrer, ohne Unterschied der Nation, Jagd, besonders auf die Engländer und Holländer, deren Handel um jene Zeit anfieng im mittelländischen Meere sehr bedeutend zu werden, ja selbst auf die Franzosen, ungeachtet der französische Hof nicht nur die freundschaftlichsten Verhältnisse mit dem Großsultan unterhielt, sondern selbst schon ein förmliches Bündniß mit den Türken geschlossen hatte. Im Jahr 1617. wurde daher zum erstenmal eine ziemlich beträchtliche französische Flotte ausgerüstet, um die afrikanischen Seeräuber, die sich selbst auf den Küsten der Provence Landungen und Räubereyen erlaubt hatten, zu Paaren zu treiben, und wirklich erhielt ihr Befehlshaber, Admiral Beau-

lien mehrere Vortheile über sie zur See, so daß sie sich bald zu einem Vergleiche bequemten. Im Jahr 1621. erschien die erste englische Flotte unter dem Vice-Admiral Mansel, auf der Rheede von Algier, in der Absicht, um die im Hafen liegenden Korsaren-Schiffe durch Brander zu vernichten, aber die Algierer waren auf ihrer Huth, Wind und Wetter ungünstig, und der Admiral mußte unverrichteter Dinge wieder absegeln.

So sehr war damals die Seemacht der Barbaresken angewachsen, daß die Algierer und Tuneser allein jährlich 80 bis 90 größtentheils große Kaper-Schiffe auf Beute aussandten, welche innerhalb 13 Monaten (vom Jahr 1620 — 1621.) allein den Holländern 115 Kauffarthey-Schiffe wegnahmen, deren Werth man auf 300 Tonnen Goldes, eine für jene Zeiten ungeheure Summe Geldes, schätzte. Bald schickten nun die Holländer, da alle Vorstellungen in Konstantinopel und die dort erlangten Befehle diesen Räubereyen kein Ende machten, eine bedeutende Anzahl Kriegsschiffe in die mittelländische See, und diese waren auch so glücklich, nach blutigem Kampfe mehrere der gefürchtetsten Raubschiffe zu erobern, deren Mannschaft, um Schrecken unter den Seeräubern zu erregen, meist sammt und sonders niedergemacht oder über Bord geworfen wurde. Und wirklich bewirkte auch diese kräftige Handlungsweise den Holländern bald einen Frieden, der aber von keiner langen Dauer war, weil es die Seeräuber stets nach den reichen holländischen Schiffen lüstete, und sie nun nicht mehr die gefürchteten nie-

derländischen Kriegsschiffe im mittelländischen Meere erblickten.

Um das Jahr 1630. wußte der Divan in Algier einen Vertrag mit den türkischen Ministern zu erschleichen und förmlich in Konstantinopel abzuschließen, wodurch die Macht des jedesmaligen türkischen Pascha beynahe auf ein Nichts eingeschränkt, und der Grund zur Unabhängigkeit dieser Regierung gelegt wurde, und eben dasselbe gelang auch später in günstigen Zeiten den Divans in Tunis und Tripolis *). Von dieser Zeit findet man in Algier Dey's und in Tunis und Tripolis Bey's, von denen jedoch der erste eine geraume Zeit hindurch sehr wenig galt, da der Divan oder die vornehmsten Staats-Bedienten und Offiziers, zu jener Zeit größtentheils aus angesehenen europäischen Renegaten bestehend, beynahe alle Gewalt in Händen hatten, und auf diese Art eine völlig aristokratische Republik bildeten. Die von Konstantinopel aus erlassenen Befehle wurden von nun an nur in so weit vollzogen, als sie den Häuptern der Regierung gut und ihrem Vortheil angemessen dünkten, indessen suchten diese dennoch jederzeit das gute Vornehmen mit dem Großsultan als ihrem Haupt-Stützpunkte, auf alle Art und Weise zu unterhalten. Bedurfte man des Beystands der Pforte, so wurden keine Höflichkeits- und Unterwürfigkeits-Bezeugungen gespart, sonst aber die Anmaßungen der Pforte oft sogar trotzig

*) In Tripolis ist das Ansehen der Pforte noch am meisten erhalten worden, und es residirt daselbst ein türkischer Pascha, der an der Regierung Antheil hat. In Hinsicht der Seeräuberey befolgt übrigens auch dieser Staat ganz die Grundsätze von Tunis und Algier.

zurückgewiesen, ohne es jedoch aufs äusserste kommen zu lassen.

In Ansehung der europäischen Staaten befolgten von nun an die Seeräuber-Staaten ihre eigene Politik; bald machten sie Frieden, bald erneuerten sie die Feindseligkeiten, je nachdem sie bey'm Krieg oder Frieden am meisten zu gewinnen glaubten. In Konstantinopel erkühnten sie sich, bey den häufigen Klagen gegen ihre Seeräubereyen, die Behauptung aufzustellen, der Großherr dürfe, als das Haupt der muhamedanischen Kirche, mit den christlichen Staaten nicht in Frieden leben, wenn sie nicht nach den Vorschriften des Koran's ihm einen Tribut entrichteten. Und selbst in diesem Falle behaupteten sie, hätten auch sie das Recht, von denselben einen solchen zu verlangen. Das Geld und die Kostbarkeiten, womit sie diese Behauptungen unterstützten, machten, daß man ihr Verfahren zwar nicht förmlich billigte, ihnen aber doch dabey, theils weil man es nicht hindern konnte, theils nicht hindern wollte, durch die Finger sah.

Als die Pforte sich späterhin öfter in Fälle sah, der Freundschaft christlicher Mächte zu bedürfen, und sie fortdauernd durch Klagen über die Barbaresken und ihre Räubereyen bestürmt wurde, erfand man in Konstantinopel das Auskunftsmittel, die sogenannten Türken-Pässe als Sicherungsmittel freyer Schiffahrt für die befreundeten Mächte ausfertigen zu lassen. Jedes christliche Kauffarthey-Schiff, das in's mittelländische Meer kommt, muß mit einem solchen Türken-Passe (in türkischer oder arabischer Sprache ausgefertigt) versehen seyn,

wenn es sich nicht der Gefahr aussetzen will, von den Kapern der Barbaresken aufgebracht zu werden. — Aber sie haben von alten Zeiten her diese jedem Kauffahrer im mittelländischen Meere auf alle Fälle nöthigen Pässe nur in so fern respektirt, als sie mit der christlichen Macht, der das Schiff angehört, sich selbst nicht im vorgeblichen Kriegs-Zustande befinden, und als diese den tractatmäßigen Tribut regelmäßig entrichtet. Die unregelmäßige Abtragung dieses oder der dafür bestimmten sogenannten Geschenke und die Unzufriedenheit mit dem Werthe der letztern, hat ihnen von jeher Gelegenheit oder den Vorwand gegeben, die Tractate zu brechen. Beynahe unzählig ist daher die Anzahl der sogenannten Friedens-Verträge, die von den Barbaresken seit ein paar Jahrhunderten mit den verschiedenen christlichen Staaten geschlossen, und bey den geringsten Veranlassungen wieder gebrochen worden sind; denn ihr System bringt es mit sich, immer mit einer Anzahl der letztern und so viel wie möglich den schwächsten, von denen sie keine Strafe zu befürchten haben, im Kriege zu leben, doch aber mit solchen, von denen eine möglichst reiche Beute zu machen ist; daher der beynahe immerwährende Kriegs-Zustand mit den verschiedenen italienischen See-Staaten, Spanien, Portugal und den deutschen Hansee-Städten; jedoch schreibt sich dieser Stand der Dinge in Betreff Spaniens und Portugals zugleich auch, wie oben erwähnt, von dem alten National-Hasse der Mauren gegen die Spanier her.

Doch wir kommen nach diesen besondern Bemerkungen zur Geschichte zurück.

Im Jahr 1628. wurden 16 algierische Galeeren-Schiffe von den Venetianern in einem türkischen See-Hafen verbrannt, wozu diese durch einen Tractat mit der Pforte berechtigt waren, weil die Algierer sich durchaus nicht bequemen wollten, mit der Republik Venedig ebenfalls Frieden zu halten. Aber dennoch machte dieser Vorfall in Konstantinopel so großes Aufsehen, daß es den Venetianern viele Mühe und große Geldsummen kostete, um den Frieden mit der Pforte zu erhalten. Troß dieses bedeutenden Verlustes wurde fortwährend die Marine der Barbaresken und besonders der Algierer immer furchtbarer, sie machten beynahe ohne Unterschied auf alle christlichen Schiffe Jagd, landeten häufig auf den italienischen, dalmatischen, spanischen und selbst französischen Küsten, und schleppten eine Menge Beute, und Einwohner als Sklaven weg. Im Jahr 1631. landete sogar ein Algierer Korsar in Irland, und was noch merkwürdiger ist, im Jahr 1638. auf der Insel Island, und führte eine Menge Sklaven fort; ja afrikanische Raubschiffe kamen um diese Zeit nicht nur in die Nordsee, sondern selbst bis in das baltische Meer. Die Anführer derselben waren beynahe insgesammt Renegaten, deren man damals allein im Reiche von Algier an 4000 zählte, und die mit den so hoch begünstigten Türken völlig gleiche Rechte genossen. Im Jahr 1634. wurden im Staate von Algier zusammen nicht weniger als 122 Raubschiffe (viele davon mit 48 — 52 Kanonen besetzt, in jener Zeit die größten gewöhnlichen Kriegsschiffe) ausgerüstet, (die größte Anzahl, welche man kennt), und es be-

fanden sich in demselben wenigstens 25,000 christliche Sklaven daselbst. Dieß gibt einen hinlänglichen Begriff von der Ausdehnung der Seeräuberey, wie sie damals von den Barbaresken getrieben wurde. Große Reichthümer kamen dadurch in jene Städte, wo man sich mit diesem Gewerbe beschäftigte, besonders aber nach Algier und Tunis. Am meisten litt um jene Zeit die immer mehr aufblühende englische und holländische Schiffahrt von der wachsenden Macht und dem Uebermuthe der Seeräuber. Beyde Nationen hatten aus Handels-Eifersucht eben einen blutigen See-Krieg geführt. Unmittelbar nach dem Frieden (J. 1655.) segelte daher der englische Admiral Blake mit einer Flotte von 55 Kriegsschiffen ins mittelländische Meer, griff unter den Mauern von Goletta mit dem entschiedensten Erfolge die tunesische Flotte an, verbrannte 9 der größten Raubschiffe, beschoß die Stadt Tunis selbst, und nöthigte die Tuneser und Algierer, alle englischen Sklaven frey zu geben.

In gleicher Absicht gieng eine holländische Kriegsflotte unter dem berühmten Ruyter ins mittelländische Meer. Sein Plan, Brander in den Hafen von Algier zu bringen und die darin liegenden Korsaren zu verbrennen, gelang nicht, aber dennoch eroberte er nach der tapfersten Gegenwehr eine Anzahl der größten Raubschiffe, und der Schrecken bemächtigte sich der Korsaren um so mehr, da die Holländer beynahe alle Seeräuber, die ihnen in die Hände fielen, ohne Barmherzigkeit niedermachten. So lange daher diese Flotten sich in der Nähe befanden, wagten sich nur wenige Korsaren

mehr aus ihren Häfen, aber kaum waren die englischen und holländischen Kriegsschiffe nach Hause gekehrt, so fielen sie wieder eben so eifrig, wie vorher, über die christlichen Kauffahrer her, und bemächtigten sich derselben. In den Jahren 1659 und 1661. wurden daher auf's Neue bedeutende holländische und englische Flotten ins mittelländische Meer abgeschickt, die von allen Seiten auf die ausgelaufenen Korsaren Jagd machten, viele derselben eroberten und verbrannten, und die Seeräuber-Staaten dergestalt in Furcht setzten, daß sie sich bald darauf zum Frieden, zuerst mit England und dann mit Holland (1662.), verstanden. Aber schon nach einigen Monaten wurde der Vertrag mit der letztern Macht von den Algierern wieder gebrochen, und nun machten die Niederländer den Entwurf zu einer großen Verbindung zwischen den damaligen europäischen Haupt-See-Mächten, Spanien, Frankreich, England und Holland, um gemeinschaftlich die Seeräuber-Staaten zu bekriegen, ihre Schiffe gänzlich aus dem Meere zu verjagen, und ihren Räuberenen für immer ein Ende zu machen. Eifersucht und Neid von Seiten der drey ersten Mächte verhinderten die Ausführung dieses schönen und großen Plans, der für alle Seemächte eben so ehrenvoll als nützlich gewesen wäre. Der holländische Admiral Ruyter versuchte nun für die Niederlande allein in Algier zu unterhandeln, aber trotz dem, daß die Algierer in ernsthafte Streitigkeiten mit Frankreich und England verwickelt waren, verwarfen sie die ihnen gemachten Friedens-Bedingungen. Die wichtigste derselben war, daß die Holländer

die Anerkennung des Grundsatzes verlangten: „Frey Schiff macht frey Gut,“ und daß diesem zufolge keines ihrer Schiffe mehr von den Seeräubern untersucht werden dürfe. Darein wollten diese durchaus nicht willigen, und es blieb Ruytern nichts übrig, als die Unterhandlungen abzubrechen und die Feindseligkeiten wieder anzufangen.

Im Jahr 1663. schickte Frankreich eine Kriegsflotte unter dem Duc de Beaufort mit einigen tausend Mann Land-Truppen gegen die Algierer ab, die dem französischen Handel seit einiger Zeit bedeutenden Schaden zugefügt hatten. Diese Truppen bemächtigten sich auch der Stadt Gigery, wurden aber, noch ehe sie sich festsetzen konnten, von den Algierern angegriffen, und der größte Theil von ihnen zu Sklaven gemacht. Der französische Admiral hatte den Algierern indessen zur See einen nicht unbedeutenden Schaden gethan, und wiederholt ganzen Eskadern von ihnen zur See blutige Treffen zu ihrem größten Nachtheile geliefert.

In einem (J. 1664.) mit England geschlossenen ehemaligen Friedens-Vertrage räumten die Algierer den Engländern zuerst das noch kurz vorher den Holländern so sehr bestrittene Recht ein, daß kein englisches Schiff mehr von ihnen visitirt werden dürfe. Zu dieser Zeit fieng die Seemacht der meisten europäischen Mächte an, der der Barbaresken sehr überlegen zu werden. Die Engländer und Holländer hatten durch verschiedene Signale zuerst eine neue See-Taktik eingeführt, die von den andern europäischen Nationen bald nachgeahmt wurde. Aber die Seeleute der afrikanischen Raub-Staaten hatten die

dazu nöthigen Vorkenntnisse nicht. Sie konnten sich daher von nun an nur gegen einzelne europäische Kriegsschiffe, nie aber gegen ganze Flotten schlagen, selbst wenn sie ihnen an Zahl und Stärke der Schiffe gleich oder überlegen gewesen wären. Sie wußten dieß auch sehr gut, und bequemten sich, durch den englischen Admiral Allen im Jahr 1668. (der Traktat von 1664. war schon wieder bey ihnen in Vergessenheit gekommen) sich einen Frieden vorschreiben zu lassen, und doch konnten sie den 12 englischen Kriegsschiffen deren 30, fast alle von gleicher Stärke, entgegensetzen. — Schon im nächsten Jahre sagten sich ihre Korsaren von diesem neuen erzwungenen Frieden los, und bemächtigten sich auf die schändlichste Art und Weise englischer Kauffahrer. Aber nun kamen in den beyden folgenden Jahren (1670. und 1671.) zahlreiche holländische und englische Geschwader in das mittelländische Meer, und unterstützten sich wechselseitig. Einmal vernichtete der holländische Vice-Admiral van Gent sechs der stärksten Algierer Korsaren; ein andermal zündete der englische Admiral Spranh eine ganze Seeräuber-Eskadre durch Brander im Hafen von Bugia, wohin sie sich geflüchtet hatte, an. Ausserdem wurden von diesen Kriegsschiffen viele einzelne Korsaren erobert oder vernichtet, so daß von dieser Zeit an die Seemacht der Barbaresken, und namentlich die der Algierer, nie wieder den Grad der Höhe erreichen konnte, welchen sie früher in diesem Jahrhunderte gehabt hatte. Das Gefühl der Ueberlegenheit ihrer Feinde zur See und die Furcht vor ihnen, brachte die letztern endlich dahin, zuerst 1679. mit den Holländern und dann

1682. mit den Engländern neue Friedens-Verträge abzuschließen; die der letztern waren noch vortheilhafter als die der erstern, und was das merkwürdigste ist, der letztere blieb mit ganz kleinen Unterbrechungen und geringen Veränderungen von nun an über ein Jahrhundert in Kraft zum vollen Beweise, daß man sich nur durch die kräftigste Handlungsweise bey solchen Barbaren die gehörige Ehrerbietung verschaffen und gegen ihre Habsucht Sicherheit finden kann.

Schon seit einiger Zeit war auch die französische Schiffahrt vielfältig von den Barbaresken [illegible]t worden, und namentlich hatten die Tripolitaner sich mancher französischen Kauffahrer bemächtigt. Frankreich schickte daher von seiner seit kurzem sehr verstärkten Marine eine Eskadre, unter dem Befehle des berühmten du Quesne, gegen sie ab. Der Admiral säuberte auf seinem Kreuzzuge das Meer von den afrikanischen Seeräubern, von denen er mehrere nahm oder versenkte; und da sich eine Anzahl Korsaren von Tripoli vor ihm in die griechischen Archipel und dort in den Hafen von Chio flüchteten, stand er keinen Augenblick an, selbst diesen türkischen Hafen anzugreifen, und darin die Korsarenschiffe zu vernichten. So übel dieß auch anfangs die Pforte aufnahm, so kam doch bald darauf durch ihre Vermittlung ein Vertrag zwischen Frankreich und der Regierung von Tripolis zu Stande.

Die Algierer, mit den schrecklichsten ihrer Feinde, den Holländern und Engländern, nun im Frieden, machten itzt, um ihre Korsaren in Thätigkeit zu erhalten, mit desto größerm Eifer auf die französ-

schen Schiffe Jagd, und erbeuteten mehrere reichbeladene französ. Kauffahrer. Du Quesne erhielt daher im Sommer des J. 1682. abermals Befehl, gegen Algier auszulaufen, und um diese Stadt desto gewisser zu züchtigen, wurde beschlossen, der Flotte einige von den erst kürzlich in Frankreich erfundenen sogenannten Bombardier-Gallioten beyzugeben, und Algier damit von der Seeseite zu bombardiren. Es war der erste Versuch dieser Art, den man machte. Der Erfolg übertraf die Erwartung. Der Schade, der durch die in die Stadt geworfenen Bomben angerichtet wurde, war groß, und noch größer der Schrecken und die Verwirrung. Ohne Zweifel würde ein für Frankreich sehr vortheilhafter Frieden unter diesen Umständen zu Stande gekommen seyn, hätte sich nicht plötzlich ein Sturm erhoben, und die französ. Flotte genöthigt, sich schnell zu entfernen und einen französ. Hafen zu suchen. Zorn und Rachsucht traten itzt bey den Algierern an die Stelle des Schreckens. Was von Korsarenschiffen segelfertig war, erhielt Befehl, sogleich auszulaufen, und diese bemächtigten sich nicht nur vieler in voller Sicherheit sich wähnenden französischen Schiffe, sondern machten auch auf den französischen Küsten der Provence und von Languedok Landungen, führten dabey die ihnen in die Hände fallenden Einwohner als Sklaven weg, und verbreiteten weit und breit Furcht und Schrecken. Höchst erbittert hierüber, schickte der französische Hof schon im Frühjahre des Jahres 1583. eine noch zahlreichere Flotte, die aus 36 bis 40 größern und kleinern Kriegsschiffen bestand, gegen Algier ab. Du Quesne war wieder

der oberste Anführer. Sobald der Admiral vor der Stadt angekommen war, griff er mit seinen Linienschiffen die Hafen- und andere untere Batterien an, und nachdem er sie beynahe ganz zerstört und das feindliche Feuer fast völlig zum Schweigen gebracht hatte, ließ er die Stadt durch seine Bombardier-Galliotten auf's heftigste beschießen. Groß war der Schade und die Verwüstung, den die Bomben in Algier verrichteten. Von allen Seiten rief das Volk nach Frieden. Ein Unterhändler wurde abgesandt; der französische Admiral verlangte, ehe er sich auf irgend etwas einlassen wollte, die Freylassung der in der Stadt befindlichen französ. Sklaven ohne alles Lösegeld. Gegen 700 derselben wurden ihm zugeschickt. Nun forderte er die Auslieferung von zwey der angesehensten und bey den Christen berüchtigtesten algierischen Seemänner, unentgeltliche Befreyung aller im Königreiche von Algier befindlichen Christen-Sklaven ohne Unterschied der Nation, und endlich vollkommene Entschädigung aller französischen Unterthanen für die ihnen seit drey Jahren weggenommenen Schiffe. Diese harten Bedingungen machten alle Einwohner in Algier auf's höchste unzufrieden, während aber diejenigen, welche ihre Beute auf diese Art wieder herausgeben sollten. Ein allgemeines Geschrey dagegen entstand in dem Divan, als diesem der zum Frieden geneigte Dey diese Forderung vorlegte. Er selbst wurde das Opfer dieser Unzufriedenheit und wurde ermordet. Ebenderselbe algierische Admiral, den du Quesne als Geisel verlangt hatte, wurde nun zum Dey ausgerufen, und brach sogleich alle Friedens-Unterhandlungen ab. Die

Stadt wurde itzt auf's Neue bombardirt, und ein Theil der Korsaren im Hafen verbrannt. Weil kein hinlänglicher Widerstand mehr geleistet werden konnte, so war die Zerstörung ungeheuer. Ein großer Theil, besonders der untern Stadt, wurde in einen Schutthaufen verwandelt; schrecklich war der Anblick der mit jedem Augenblicke sich mehrenden Verwundeten und Sterbenden auf der Straße. Aber weit entfernt, daß dieses fürchterliche Schauspiel den neuen Dey und seine Anhänger gerührt hätte, so vermehrte es vielmehr nur die Wuth derselben gegen die Franzosen. Er ließ alle diejenigen von ihnen, welche sich hier — auf den Schutz der Verträge bauend — niedergelassen hatten, niedermachen, und trieb die Unmenschlichkeit so weit, daß er den französ. Consul, einen ehrwürdigen Geistlichen, der von dem vorigen Dey zu den Friedens-Unterhandlungen gebraucht worden war, lebend vor die Mündung eines Mörsers binden, und ihn so in Stücken gegen die französische Flotte abschießen ließ. Die Beschießung der Stadt wurde nun so lange fortgesetzt, als der Munitions-Vorrath auf der Flotte zureichte; erst im September entfernte sich diese unter der Drohung, im nächsten Jahre wieder zu kommen. Itzt erst lernten die Algierer den ganzen Umfang der Verwüstung und ihres Elends kennen. Der Dey mußte der allgemeinen Stimmung nachgeben, die abgebrochenen Friedens-Unterhandlungen erneuern, und den größten Theil der von französ. Seite gemachten Forderungen zugestehen. Alle Christen-Sklaven mußten, bey dem im Jahre 1684. abgeschlossenen Friedens-Tractat, freygegeben, und dabey noch eine beträcht-

liche Summe Geld bezahlt werden. Was diesen Frieden noch besonders merkwürdig macht, ist, daß eine eigene feyerliche Gesandtschaft von Algier an den Hof des stolzen Ludwigs XIV. abgehen, und diesen selbst demüthig um den Frieden bitten mußte. Dieß ist das einzige Beyspiel einer förmlichen algierischen Gesandtschaft an einen europäischen Hof.

Wir haben diese französ. Expedition gegen Algier deßwegen so ausführlich erzählt, weil sie nicht nur an und für sich eine der merkwürdigsten ist, sondern weil auch die englische Expedition vom J. 1816. und der Angriff der englischen Flotte so viele Aehnlichkeit mit ihr hat.

Im Jahr 1685. erneuerte sich in Tripoli beynahe dieselbe Scene, welche sich zwey Jahre früher mit Algier zugetragen hatte. Die tripolitanischen Korsaren hatten sich, trotz des Tractats von 1681., abermals französ. Schiffe bemächtigt. Eine französ. Flotte, unter dem Vice-Admiral d'Etrees, erschien nun vor der Stadt, und legte einen beträchtlichen Theil derselben durch hineingeworfene Bomben in Asche. Der Bey mußte um Frieden bitten, und derselbe wurde ihm nur gegen Freylassung der Christen-Sklaven, Herausgabe mehrerer gekaperter französ. Schiffe, und Erlegung von einer halben Million Livres, gewährt. Von dieser Zeit an finden wir bey den afrikanischen Seeräuber-Staaten einen großen Respekt gegen England und Frankreich, und ein fortdauerndes Bestreben ihrer Regierungen mit diesen beyden großen Mächten, jedoch ohne ihre Seeräubereyen und ihre Grundsätze aufzugeben, in keinen Streit zu gerathen. Von itzt wurden die

Tractate mit denselben pünktlicher gehalten, und nur selten gab es kleine Unterbrechungen und Streitigkeiten, die jedoch in der Regel immer schnell wieder beygelegt wurden; aber gegen die Holländer kreuzten die Algierer schon wieder im Jahr 1686. und thaten ihrem Handel um so mehr Abbruch, da den Korsaren und ihren Prisen sogar durch eine offenbare Begünstigung der englischen Regierung eine Zeitlang die englischen Häfen geöffnet waren, und sie dadurch veranlaßt wurden, sich selbst in dem Kanal und an den holländischen Küsten sehen zu lassen, und dort ihr Unwesen zu treiben. Im Jahr 1712. wurde zwar ein neuer Tractat geschlossen, der aber nur drey Jahre dauerte, und erst im Jahr 1726. konnte ein fester Friede von den Holländern mit großen jährlichen Opfern zu Stande gebracht werden, nachdem sie noch einmal, jedoch abermals vergeblich, den Versuch gemacht hatten, ein allgemeines Bündniß gegen die Seeräuber zu Stande zu bringen. Dagegen waren diese fortdauernd in der Regel im Kriege mit Spanien, den schwachen italienischen Staaten, und abwechselnd gleichsam der Reihe nach mit einer oder der andern kleinern europäischen Seemacht, wie Dänemark, Schweden ꝛc.

Im Jahr 1689. machten die Algierer einen Versuch, sich der ihnen stets als ein Dorn in ihren Augen erscheinenden Festung Oran zu bemächtigen, die damals in einem sehr schlechten Zustande und mit einer sehr geringen Besatzung versehen war, aber gerade noch zu rechter Zeit erhielt die Besatzung Unterstützung aus Spanien, und zwang nun, durch einen unvermutheten raschen Ausfall, die Afrikaner

zur schleunigen Aufhebung der Belagerung; bald nachher (J. 1708.), während des spanischen Erbfolge-Kriegs, bemächtigten sie sich dennoch dieses wichtigen Platzes. Vier und zwanzig Jahre waren die Algierer im ruhigen Besitze desselben, als die spanische Regierung beschloß, sich der Festung wieder zu bemächtigen. Die Zurüstungen wurden so geheim gehalten und so emsig betrieben, daß auf einmal die ganze große Expedition von mehrern hundert Transport-Schiffen, durch zwölf Linienschiffe begleitet, vor Oran erschien, und 25,000 Mann landeten, ehe die Besatzung auch nur die nöthigsten Vertheidigungs-Anstalten getroffen hatte. Die schwache Garnison entfloh in der Nacht aus der noch nicht von allen Seiten eingeschlossenen Festung; dasselbe that der größte Theil der muhamedanischen Einwohnen, und die spanische Armee konnte ohne allen Verlust im Triumph in die verlassene Stadt und die dabey befindliche kleine, aber ausnehmend starke Festung Masalquivir einziehen. Die wiederholten Anstrengungen der Algierer, sich der Festung Oran auf's Neue mit Gewalt oder List zu bemächtigen, waren insgesammt vergebens, bis endlich im Jahr 1790. die Stadt und die Festungswerke durch ein fürchterliches Erdbeben, das einem beträchtlichen Theile der Besatzung und der Einwohner das Leben kostete, verwüstet, die gleich darauf gemachten Angriffe der Mauren zwar abgetrieben, endlich aber doch (Febr. 1792.) mit Ausnahme von Masalquivir an die Algierer abgetreten wurde.

Im Verlaufe des siebenzehnten Jahrhunderts kam die Seemacht der Barbaresken allmählig in Abnahme,

theils durch die Ueberlegenheit der christlichen Kriegsschiffe, theils durch die vielen Kriege, die sie im Verlaufe desselben selbst unter sich führten, theils auch durch die Verträge, die sie mit den meisten christlichen Regierungen schlossen. So erhielten sie jährliche und zwar nicht unbeträchtlich sichere Einkünfte, und die kleinern seefahrenden Nationen zogen es vor, lieber jährlich etwas zu bezahlen, als mit großen Kosten eine Zahl von Kriegsschiffen zur Deckung ihrer Kauffahrer, die sie doch nicht immer schützen konnten, im Mittelmeere zu unterhalten. Was noch insbesondere beytrug, die Abnahme der Korsaren-Marine zu bewirken, war, daß das große Ansehen des Divan's in Algier, wie in Tunis und Tripoli immer mehr schwand, und einer despotischen Gewalt des jedesmaligen Dey's oder Beys Platz machte; und endlich, daß die Renegaten, deren Ansehen bisher immer so groß gewesen war, dasselbe durch das ungeregelte und schlechte Betragen der meisten unter ihnen nach und nach völlig einbüßten. Jedoch geschah es zu keiner Zeit, daß sie mit allen christlichen Staaten, selbst wenn sie sich zu einem Tribut verstanden hätten, zugleich Frieden hielten; in der Regel waren sie im Kriegszustande gegen die kleinern italienischen Staaten, namentlich gegen die Genueser, den Kirchen-Staat, das Großherzogthum Florenz, Lukka; die meiste Zeit über gegen Sardinien, Spanien und Portugal, immer aber mit den Maltheserrn, die selbst nie einen Waffenstand mit ihnen machten, sondern sie ihrem Gelübde gemäß unaufhörlich bekriegten, die christliche besonders aber italienische Schiffahrt beschützten, ihnen oft

durch Eroberung oder Vernichtung von Korsaren (wie sie denn im Jahr 1720. sich sogar des algierischen Admiral-Schiffs bemächtigten), Schaden zufügten, und sich bey ihnen besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in sehr große Achtung setzten. Zuweilen war noch die Anzahl der Korsaren, welche auf Raub ausliefen, bedeutend genug, besonders wenn hie und da eine reiche Beute den Muth ihrer Eigenthümer aufs Neue belebt hatte, zuweilen nahm der Eifer wieder um vieles ab, wenn eine Zeitlang das Gegentheil statt fand. Die vormalige Thätigkeit der Maltheser zur Beschützung der christlichen Schiffahrt fieng in der zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts ebenfalls an, sich sehr zu vermindern, ob sie gleich alle Jahre ihre gewöhnlichen Kreuzzüge zur See wie bisher machten. Indessen benützten die Regenten dieser nord-afrikanischen Staaten jede Gelegenheit, um den Tribut der europäischen Mächte höher zu treiben, und waren nur zu oft darin glücklich. War eine oder die andere in der Erfüllung ihrer Zusagen nachlässig, so bemächtigten sie sich ohne weiteres der Kauffahrtey-Schiffe derselben, und es kostete dann wieder viele Mühe und Geld, um einen neuen Vertrag zu Stande zu bringen.

In der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wagte sich äusserst selten; nicht ein tripolitaner, tuneser oder algierer Korsar über die Meerenge von Gibraltar hinaus, und sie beschränkten ihre Räubereyen auf das Mittelmeer, wo es ihnen nie ganz an Beute fehlte.

Im J. 1774. erklärte der Kaiser von Marokko unversehens den Krieg an Spanien, und suchte sich der auf seinem Gebiete liegenden Spanischen Festung Melilla zu bemächtigen. Eine beträchtliche Marokkanische Armee rückte davor, aber ohne hinlängliche Artillerie und ohne die nöthigen Kenntnisse von der Belagerungskunst waren die Belagerer nicht vermögend, sich dieser, obgleich in einem ziemlich schlechten Zustande befindlichen, aber dennoch von den Spaniern nach ihrer Sitte mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigten Festung zu bemächtigen, sondern mußten nach einem ansehnlichen Verluste die Belagerung aufheben. Nach einiger Zeit wurde der Friede wieder hergestellt, und so lange der damals regierende Kaiser von Marokko lebte, standen die Spanier unter allen europäischen Nationen bey ihm im größten Ansehen.

Durch mehrere nach einander wiederholte Landungen der Seeräuber auf den spanischen Inseln im mittelländischen Meere und auf der spanischen Küste selbst entrüstet, machte um diese Zeit der hochherzige Spanische Premier-Minister Florida-Blanca den Plan, sich Algiers zu bemächtigen, und man glaubte in Spanien um so mehr an die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer glücklichen Ausführung desselben, weil man unterrichtet war, daß im ganzen Königreiche Algier sich damals kaum 8000 türkische Soldaten befanden, und zwischen diesen und den Mauren ein bitterer Haß obwaltete.

Vom Anfange des J. 1775. an wurden daher in Spanien große Rüstungen zu Wasser und zu

Lande gemacht; aber der Zweck derselben wurde nicht so geheim gehalten, als daß die Algierer nicht bald die Kunde erhalten hätten, daß es damit auf sie abgesehen sey. Anfangs wollte die Regierung daselbst diesen Nachrichten keinen Glauben beymessen. Als ihr aber bey eingezogenen nähern Erkundigungen keine Zweifel mehr blieben, machte sie schnelle und große Anstalten, um dem Angriffe kräftig zu begegnen. Zuerst wurden die Festungswerke und Batterien der Stadt Algier selbst in Vertheidigungsstand gesetzt, und dann alle Befehlshaber in den Provinzen aufgefordert, mit allem, was sie an Truppen aufbringen könnten, schleunigst nach Algier zu marschiren. Der alte Nationalhaß gegen die Spanier und der Religions-Fanatismus der Muhamedaner unterstützten mächtig diese Befehle. Viele Tausende: Türken, Mauren, Araber, Kabylen zogen herbey, um die Ungläubigen zu bekämpfen.

Nur ein kleiner Theil derselben war angekommen, als schon die Spanische Flotte, über 400 Kriegs- und Transportschiffe stark, vor Algier erschien (30sten Jun.). Es waren auf derselben 24,000 Mann der besten Spanischen Truppen eingeschifft, worunter 1200 Reiter. General Oreilly, ein geborner Irländer, befehligte die Landtruppen, der Admiral Castejon die Flotte. Furcht und Schrecken verbreitete sich beym Anblick der ungeheuren Menge feindlicher Schiffe in der Stadt; noch waren die Vertheidigungs-Anstalten erst angefangen, aber keineswegs beendiget. Sogleich wurden alle Christen-Sklaven unter Bedeckung in das Innere des Landes abgeschickt, auch heimlich der

größte Theil des Staatsschatzes und die Kostbarkeiten der Reichen weggeschafft. Um seine Krieger aufzumuntern, versprach der Dey für jeden Kopf eines getödteten Spaniers 5, und für jede Spanische Fahne, die man ihm bringen würde, 100 Zechinen (Dukaten). Acht Tage waren vorüber, und immer hatten die Spanischen Truppen noch nicht gelandet; bloß ein paar äußere Schanzen hatten sie sechs Tage nach ihrer Ankunft durch einige Kriegsschiffe beschossen. Da kehrte das Zutrauen bey den Algierern zurück; die Vertheidigungs-Anstalten wurden vollendet, und die herbeygerufenen Krieger trafen von allen Seiten in solcher Menge ein, daß man ihre Anzahl auf 100,000 Mann schätzte. Zwar bestand der größte Theil derselben aus undisciplinirten Horden; dagegen waren sie alle von tiefem Religions-Hasse begeistert, und zählten in ihren Reihen eine Menge trefflicher Schützen. Am 8ten Jul. endlich mit dem frühesten Morgen näherten sich die Spanischen Schiffe dem Ufer, und landeten ihre Truppen anderthalb Stunden von der Stadt östlich. Kaum hatten sich die Vortruppen in Kolonnen formirt, und waren eine halbe Stunde landeinwärts gedrungen, als sich auch schon das Gefecht entspann; und durch allmählige Verstärkungen von beyden Seiten immer heftiger wurde. Mit großem Muthe rückten die Spanier vor; hartnäckig wurde jeder Schritt vertheidigt. Kaum waren neue Truppen gelandet, und sogleich mußten sie zu Unterstützung ihrer im Gefecht befindlichen Waffenbrüder vorrücken, und kamen ebenfalls ins Treffen. Dieses dauerte mit großer Hartnäckigkeit fort bis

Vormittags 11 Uhr, ohne daß der eine oder der andere Theil bedeutende Vortheile errungen hätte. Um diese Zeit zogen sich die algierischen Truppen ein wenig zurück, aber den Spaniern war es unmöglich gewesen, sich einer nahen vortheilhaften Anhöhe zu bemächtigen, deren Besitz unumgänglich nöthig schien, um sich der Stadt mit der Armee nähern zu können.

Indessen die Truppen beyder Theile während der Mittagshitze etwas ausruhten, benützten eine Anzahl Katalonischer Schützen (sogenannte Miechelitti) die Gelegenheit, um auf einer Seite unbemerkt bis in die Nähe von Algier und in die Gärten des Dey vorzudringen. Noch ehe sie sich aber hier festsetzen oder Unterstützung erhalten konnten, wurden sie von einer überlegenen Anzahl herbeyeilender Türken angegriffen, umringt, und konnten sich nur nach bedeutendem Verluste wieder zu den Ihrigen durchschlagen. Um diese Zeit, Nachmittags gegen 3 Uhr, war das Gefecht mit großer Erbitterung der von beyden Theilen stets sich verstärkenden Kämpfer wieder angegangen. Die Spanier wurden von vorn und auf den Seiten angegriffen. Ein Theil der Angreifenden trieb eine ungeheure Menge Kameele vor sich her, ebensowohl um sich dadurch gegen das Feuer ihrer Feinde zu schützen, als diese dadurch in Verwirrung zu bringen. Und beinahe wäre es ihnen mit dieser Kriegslist gelungen. Schon war dadurch unter einige Spanische Truppen Unordnung gekommen, als diese sich wieder faßten, durch ein erschreckliches Kanonen- und Kleingewehr-Feuer eine ungeheure Niederlage unter die-

fen Thieren anrichteten, aber nachdem der größte Theil derselben getödtet war, nun erst mit den dahinter befindlichen Truppen selbst in ein blutiges Gefecht geriethen.

Nur mit der höchsten Anstrengung und vielem Verluste konnten sich die Spanier gegen die wüthenden Angriffe ihrer Feinde in ihrer Stellung behaupten, aber von eigenem weiteren Vordringen war keine Rede mehr. Gegen Abend zogen sie sich endlich, nach Wegschleppung ihrer Verwundeten, allmählig gegen das Ufer zurück, wo sie, soviel es in der Eile möglich war, zur Deckung ihres Lagers einige Schanzen aufgeworfen hatten. Sie hatten an diesem Tage nicht weniger als 5—6000 Mann an Todten und Verwundeten, und darunter eine Menge ihrer besten Offiziere verloren.

In der Nacht schifften sie sich, nach gehaltenem Kriegsrathe, wieder ein; ließen zwar 15 Kanonen und 2 Haubitzen zurück, nahmen aber dagegen alle ihre Verwundeten mit.

So schnell und unglücklich endigte sich eine Unternehmung, zu welcher Spanien so große und kostspielige Zurüstungen gemacht, und von der es sich so viel versprochen hatte. — Zwar wollte man die Schuld des übeln Erfolgs auf die Uneinigkeit zwischen den Anführern der See- und der Land-Macht schieben; aber gewiß geht man sicherer, wenn man sie dem nicht bewahrten Geheimnisse und der Langsamkeit der Spanier beymißt. Die Unternehmung bot nur dann die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Gelingens dar, wenn sie schnell und kräftig durch einen unvermutheten Ueberfall ausgeführt

wurde. So wie die Regierung in Algier Zeit gewonnen hatte, Vertheidigungs-Anstalten zu machen, und ihre Truppen zu versammeln, war nichts mehr zu hoffen. Ja es ist unbestreitbar, daß wenn sich die Spanier nicht an ebendemselben Tage in der Nacht wieder eingeschifft hätten, an welchem sie Morgens gelandet waren, ihre gelandeten Truppen entweder ganz oder doch größtentheils verloren gewesen wären.

Man sieht hieraus, wie sehr man sich in Europa irrt, wenn man, wie es so häufig der Fall ist, annimmt: nichts sey leichter, als sich durch eine eben nicht große Zahl Landungstruppen der Seeräuber-Staaten zu bemächtigen, und von welcher großen Ausdehnung Anstalten getroffen werden müßten, um den vorauszusehenden Schwierigkeiten nicht nur gleich Anfangs gewachsen zu seyn, sondern auch um die etwa gemachten Eroberungen behaupten, und weiter im Lande vordringen zu können.

Von der Zeit dieses mißlungenen Unternehmens an thaten die Seeräuber, besonders die Algierer, Spanien durch Kapereyen, besonders aber durch häufige Landungen auf den Küsten großen Abbruch und Schaden, obgleich die Spanier fortdauernd eine Anzahl bewaffneter Schiffe zum Schutze ihres Handels und der Küsten kreuzen ließen. Erbittert darüber, machte man endlich nach dem Frieden mit England im J. 1783. in Madrid den Plan, Algier nach dem Beyspiele der Franzosen durch eine Flotte bombardiren zu lassen. Dieser Entwurf wurde schnell ausgeführt; denn kaum hatte die Regierung

in Algier Kunde von diesem Unternehmen erhalten, und Zeit gehabt, einige Truppen für den Fall einer Landung herbeyzurufen, und die Batterien in den Festungswerken ausbessern zu lassen, als schon die Spanische Flotte auf der Rhede vor der Stadt erschien. Eine beträchtliche Anzahl Span. Kanonenböte gieng derselben voraus, und ließen sich, unterstützt von einer Anzahl größerer Kriegsschiffe, mit den Batterien in ein Gefecht ein, in welchem diese, bey damaliger schlechter Bedienung, großentheils sehr beschädigt wurden, und ihren Feinden nur wenig Schaden zufügten. Während dieser Zeit näherten sich die Spanischen Bombardier-Galliotten hinter ihren Schiffen der Stadt, und warfen eine bedeutende Zahl von Bomben in alle Theile derselben. Dieß geschah mehrere Tage nach einander gewöhnlich einige Stunden Vor- und Nachmittags mit gutem Erfolg und geringem Verlust von Seiten der Angreifenden; in der Nacht zogen sich diese jedesmal zurück, und hielten sich ruhig. Gleich in den ersten Tagen war die Zahl der Todten und Verwundeten in der volkreichen Stadt sehr ansehnlich; ein großer Theil der Einwohner verließ nun die Stadt, und lägerte vor derselben auf freyem Felde. Endlich flüchtete selbst der Dey aus seinem Palast, in den bereits mehrere Bomben gefallen waren, und begab sich mit seinen Ministern und seinem Hofstaate in ein anderes sichereres Gebäude in der obern Stadt. Aber dabey beharrte er auf dem festen Entschlusse, seine größten Feinde durchaus nicht um Frieden zu bitten, und weder das Elend so vieler unglücklichen Einwohner, noch selbst das

Murren der Soldaten konnte seinen Entschluß verändern. Am Ende blieb der Spanischen Flotte nichts übrig, als wieder abzusegeln, ohne die gewünschten Unterhandlungen anknüpfen zu können. Dreyhundert Häuser lagen indeß in Algier in der Asche, mehr noch waren beschädigt. Bedeutend war die Zahl der durch die Bomben Getödteten, größer noch die der Verwundeten. Viele Batterien waren gänzlich unbrauchbar geworden.

Kaum war die Spanische Flotte wieder abgesegelt, so kehrte der Dey wieder in seinen Palast und die Einwohner in ihre Wohnungen zurück, wenn diese anders noch bewohnbar waren. Die Batterien wurden wieder hergestellt, und die Vertheidigungsmittel der Stadt schleunig ergänzt. Unter andern war den Algierern auch ein Spanisches Kanonenboot in die Hände gefallen, und nach dem Muster desselben baueten sie sogleich etlich und dreißig solcher Böte.

Die Spanier kamen im nächsten Jahre, wie man in Algier vorausgesehen hatte, mit ihrer Flotte wieder; aber den Spanischen Kanonenböten kamen nun die Algierischen wohlbemannt entgegen; mehrere heftige Gefechte entspannen sich zwischen beyden, aber die Spanischen Boote vermochten, trotz aller Anstrengung und Tapferkeit ihrer Mannschaft und der guten Bedienung ihres Geschützes, dennoch in keinem derselben ihre Feinde ganz zum Weichen zu bringen; nun konnten die Spanischen Bombardier-Galliotten sich auch nicht, wie im vorhergehenden Jahre, der Stadt nähern, und nur wenige Bomben in dieselbe werfen. Zwar versuchten

die Spanier wiederholt, die Algierischen Kanonenböte zu vernichten, immer aber vergebens. Auf diese Art mißlang der Versuch, Algier aufs Neue zu bombardiren, beynahe völlig, und die Spanische Flotte war genöthigt, dießmal, ohne das Geringste von Bedeutung ausgerichtet zu haben, nach Hause zu gehen.

Indeß glückte es dem Spanischen Hofe dennoch, Unterhandlungen anzuknüpfen, und der Friede kam im J. 1785. zwischen Spanien und Algier wirklich zu Stande. Spanien mußte dabey sehr bedeutende Opfer bringen, und außer einer Menge kostbarer Geschenke an den Dey und die Großen 1 Million Piaster an den Staatsschatz in Algier bezahlen, und sich überdieß zur Loskaufung aller Spanischen Sklaven anheischig machen, welche auch wirklich im folgenden Jahre zu sehr hohen Preisen erfolgte.

Dieß ist die letzte bedeutende Expedition einer Europäischen Macht im achtzehnten Jahrhundert gegen die Afrikanischen Seeräuber. Während des franzöſ. Revolutionskriegs hörte man wenig von ihnen; nur hier und da machten sie eine kleine Landung auf einer italienischen Insel oder Küste, oder kaperten ein Schiff. Die vielen Kriegsschiffe der kriegführenden Mächte, welche immer in dem Mittelländischen Meere waren, machten sie furchtsam. Die Schiffahrt der kleinen Europ. Seestaaten in diesem Meere war zu dieser Zeit fast gänzlich dahin; es gab kaum eine neutrale Flagge mehr. Unter diesen Umständen war auch für die Afrikan. Seeräuber nichts mehr zu erbeuten, und der Verf. erinnert sich, nur Ein Beyspiel während

dieser ganzen langen Zeitperiode in den öffentlichen Blättern gefunden zu haben, daß ein Tripolitaner Kaper ins Atlantische Meer gekommen ist. Dagegen gewannen die Regierungen dieser Staaten, welche sich in der Regel das Monopol der Korn-Ausfuhr und anderer Lebensmittel zugeeignet haben, große Summen durch Verproviantirung der Engl. Flotten und zum Theil auch der Engl. Festungen im Mittelländ. Meere. Aus diesem Grunde wurden auch während dieser Zeit die Barbaresken von den kriegführenden Mächten, und namentlich von England, mit großer Schonung und Nachgiebigkeit behandelt, was mit Ursache zu seyn scheint, daß der alte Uebermuth bey ihnen, besonders aber bey den Algierern, allmählig zurückgekehrt ist.

Im J. 1798., als die Pforte mit Frankreich wegen der Expedition nach Egypten in Krieg verwickelt wurde, befahl sie den drey Regierungen in Algier, Tunis und Tripolis, ihre Korsaren gegen die franzöſ. Schiffe kreuzen zu lassen. Aber schon im J. 1800. wurde der Friede mit Tunis und Algier von franzöſ. Seite erneuert, erst aber im J. 1802., nachdem Frankreich dem Dey von Algier mit einem neuen Bombardement gedroht, von den Regierungen dieser beyden Seeräuber-Staaten ratifizirt.

Kaum war im Frühjahr 1814. in Europa der Friede zurückgekehrt, und der Handel aller seefahrenden Völker dadurch zum neuen Leben erwacht: so schickten auch Algierer, Tuneser, Tripolitaner und Marokkaner ihre Korsaren aus, um nach alter Sitte Beute zu machen, und es war besonders den

ersten ein großer Aerger, daß so viele Italienische Schiffe unter Englischer Flagge segelten. Wenn es daher unter irgend einem Vorwande geschehen konnte, so bemächtigten sie sich solcher Schiffe, besonders der Sardinischen, Sicilischen, und später auch der Neapolitanischen. Häufige Klagen kamen deßwegen nach London, und der Uebermuth der Seeräuber erzürnte um so mehr die stolzen Brittischen Minister, da man in ganz Europa es England, nicht völlig mit Unrecht, zum Vorwurf machte, daß es dieses Unwesen dulde, und während es die Abschaffung der Sklaverey der Schwarzen von allen Mächten fordere, um die weit schmähligere der Weißen in den Seeräuber-Staaten sich nichts zu kümmern scheine.

Erzählung der englischen Expedition gegen Algier im Jahr 1816.

Der Wiener Kongreß zu Ende des J. 1814. und Anfang des J. 1815. gab die nächste Veranlassung, daß auch der Gegenstand wegen der afrikanischen Seeräuber zur Sprache kam, und daß von mehrern Seiten her Vorschläge gemacht wurden, um diesen zur Schande Europa's fortdauernden Räubereyen, und der Sklaverey der Weißen in Afrika ein Ende zu machen. Die unvorhergesehene Rückkunft Napoleons von der Insel Elba hinderte die umständlichere Erörterung dieses Gegenstandes.

Bald brach der Krieg wieder aus, und bey der Wichtigkeit desselben wurden die Angelegenheiten der afrikanischen Seeräuber wenig mehr beachtet, aber die Entscheidungs-Schlacht von Waterloo machte der neuen Herrschaft Napoleons in Frankreich und damit auch dem neuen Kriege schleunig ein Ende.

Zu Anfang des Jahres 1816., nach wiederhergestellter Ruhe in Frankreich, beschloß die englische Regierung, auch ihre bisher noch im mittelländischen Meere unter dem Kommando des Admirals Pellew (itzt Lord Exmouth) befindliche Flotte nach England zurückkommen und entwaffnen zu lassen, vorher aber noch dem Admiral aufzutragen, die Hauptstädte der drey Seeräuber-Staaten mit seiner Flotte zu besuchen; erstlich um zu fordern, daß von nun an die Jonischen Inseln und das Königreich Hannover von ihnen als brittische Besitzungen angesehen und behandelt würden, was bisher noch nicht geschehen war, dann den Frieden zwischen jenen Regierungen und Neapel und Sardinien zu vermitteln, und endlich auf die Abschließung der Sklaverey der gefangenen Christen zu bringen. Mit diesen Aufträgen segelte der englische Admiral zuerst nach Algier. Hier machte der Dey anfangs viele Schwierigkeiten, und suchte vor Allem Zeit zu gewinnen. Aber als der Admiral schnell auf eine entscheidende Antwort drang, und seine Kriegsschiffe sich auf den Fall, wenn dieselbe verneinend ausfallen sollte, zum Kampfe bereit machen ließ, kam es zu Unterhandlungen, bey welchen der Dey keinen Anstand nahm, die verlangte Ausdehnung der Vorrechte der brittischen Flagge auf die Jonischen Inseln und Hannover zu bewilligen, und den

Frieden, unter brittischer Vermittlung, mit Sardinien und Neapel zu schließen; aber hartnäckig widersetzte er sich jedem Vorschlage, die Sklaverey abzuschaffen. Von hier schiffte der Admiral mit seiner Flotte nach Tunis und Tripoli. Er schloß an beyden Plätzen mit den Regierungen Verträge, die im Wesentlichen mit der in Algier getroffenen Uebereinkunft gleich waren, aber ausserdem noch einen höchst wichtigen Punkt enthielten, in welchem sie sich anheischig machten, in Zukunft ihre Kriegs-Gefangenen nicht mehr zu Sklaven zu machen, sondern sich hierin nach dem Gebrauche der civilisirten europäischen Nationen zu richten.

Lord Exmouth segelte auf dem Rückwege noch einmal nach Algier, in der Absicht, den Dey zu einer ähnlichen Uebereinkunft, in Hinsicht der Gefangenen, zu vermögen. Es kam bey dieser Gelegenheit zwischen den Unterhändlern zu lebhaften Erörterungen; die Engländer drohten abermals mit Eröffnung der Feindseligkeiten, bis endlich von englischer Seite das vorgeschlagene Auskunftsmittel angenommen wurde, wornach der Dey versprach, unverzüglich wegen dieses Gegenstandes einen Gesandten nach Konstantinopel abzuschicken, und bey dem Großsultan deßwegen anzufragen; offenbar war dieß nur eine List, und die Regierung in Algier hatte nichts weniger als Lust, auf diese Bedingung einzugehen. Indessen wurde sogar eine englische Fregatte bewilligt, um den Algierer Gesandten mit seinem Gefolge und die algierischen Geschenke nach Konstantinopel zu bringen, und sie segelte kurz darauf auch wirklich dahin ab.

Seit einer langen Reihe von Jahren versammeln sich in jedem Frühjahre mehrere hundert kleine Fahrzeuge aus allen italienischen Küstenländern, hauptsächlich aber aus Neapel, an der afrikanischen Küste bey der algierischen Stadt Bona, um dort die Korallenfischerey zu treiben. Ehemals geschah dieß unter franzds. Flagge, seitdem aber diese im Revolutions-Kriege von den Engländern auch im mittelländischen Meere gänzlich verdrängt war, trieben diese Fischer-Fahrzeuge ihr Gewerbe unter englischem Schutze und unter englischer Flagge. So auch im Frühjahre 1816. Gegen 400 Korallen-Fischer-Fahrzeuge waren angekommen. Es war der 23ste May und gerade Himmelfahrts-Fest; ein großer Theil der Mannschaft von diesen Fahrzeugen war am Lande, theils um Lebens-Bedürfnisse einzukaufen, theils um in einer nahen christlichen Kapelle ihre Andacht zu verrichten, als plötzlich aus der Stadt Bona mehrere tausend Bewaffnete, worunter viele Reiter, stürzten, über die unbewaffneten Christen herfielen, einen Theil derselben niedermachten, den übrigen auf ihre Schiffe jagten, und aller dieser, so weit sie ihrer habhaft werden konnten, sich bemächtigten. Ja die Festung Bona machte unausgesetzt auf die sich rettenden Barken ein heftiges Kanonenfeuer; der englische Vice-Konsul wurde in der Stadt beschimpft und verhaftet, und sein Bruder entfloh nur verwundet der ihm drohenden Lebensgefahr. Dieser unversehene Angriff war mit einer solchen Ordnung und Regelmäßigkeit gemacht worden, daß man keinen Augenblick zweifeln konnte, alles sey mit Vorwissen und auf Befehl der Regierung in

Algier geschehen. Und wirklich war es so. Als bey der Zurückkunft des englischen Admirals von Tripoli nach Algier, wie oben erwähnt, abermals von den Engländern mit einer Beschießung der Stadt gedroht wurde, und bey der Erbitterung der Türken hierüber, eine Zeitlang der Ausbruch der Feindseligkeit unvermeidlich schien, fertigte der Dey Eilboten nach Oran und Bona ab, mit dem Befehl, sich in beyden Häfen der Engländer und ihrer Schiffe zu bemächtigen. Dieser Befehl wurde sogleich, und ehe noch Gegenbefehle eintreffen konnten, vollzogen, und zwar in Bona, wie wir so eben gesehen, auf eine höchst barbarische Weise, und ohne daß nachher eine Genugthuung gegeben oder versprochen worden wäre.

Ohne von diesen Vorgängen unterrichtet zu seyn oder nur etwas davon zu ahnen, verließ Lord Exmouth die Küste von Afrika, und segelte, von gutem Wind und Wetter begünstigt, mit seiner Flotte nach England, wo sogleich nach ihrem Eintreffen am 24sten Juny die Matrosen entlassen, und an die Entwaffnung der Schiffe Hand angelegt wurde.

Sobald sichere Nachricht über die neuen Vorgänge in Bona und Oran in London eingegangen war, rief die öffentliche Stimme nach Rache. „Diese Seeräuberey" — sprach sich ein englisches öffentliches Blatt aus — „darf nicht länger geduldet werden. Keine Verträge mehr. Hier muß unser Schwerdt sprechen. Die Herren des Oceans dürfen nicht dulden, daß man sie ungestraft auf ihrem Gebiet beleidige." Und an einem andern Orte: „Man fragt, was wir thun sollen? Ist eine solche

Frage nöthig? Kann sie nicht jeder Engländer beantworten. Verträge sind geschlossen worden, in der Absicht, wie es scheint, sie zu brechen, ehe die Dinte, womit sie geschrieben sind, noch trocken geworden ist. Könnten wir uns soweit erniedrigen, abermals mit diesen Seeräubern zu unterhandeln? Englische Schiffe sind genommen, und ihre Mannschaft ist zu Sklaven gemacht worden. Und noch mehr als das, Englisches Blut ist geflossen; es schreyt laut nach Rache, nach einer schnellen, ausgezeichneten und wirklichen Rache. Keine Mithülfe, keine Verabredung mit irgend einer andern Macht! England und nur England muß den Schlag thun. Die Meere, auf denen es beschimpft worden ist, stehen unter seiner Herrschaft; und es gibt kein Volk, das zur Theilnahme berufen werden könnte, um den Schimpf zu strafen. — Ein Vertrag mit diesen Barbaren gilt weiter nichts, als jedes Stück weißes Papier. Ein vom Palaste des Dey's weggenommener Ziegel wäre eine eben so große Sicherheit. Die Seeräuber müssen dergestalt gezüchtigt werden, daß allein das Andenken an die Furcht, die sie ausstehen müssen, für uns eine hinlängliche Gewährleistung ist. Wir haben nicht nöthig, eine Kriegs-Erklärung vorauszuschicken; denn sie haben sich seit länger Zeit über die Gebräuche civilisirter Nationen weggesetzt, oder vielmehr, sie haben sich nie daran gehalten. Ohne Aufschub gehe daher eine Flotte ab! Bey den afrikanischen Seeräubern ist Bonapartes Grundsatz: „„daß sich der Krieg von selbst vertheidige,““ von strenger Richtigkeit, und kann nicht in Zweifel gezogen werden, u. s. w.“

Ein anderes englisches Blatt drückte sich so aus: „Es handelt sich um die Sache der Menschheit und um die Ehre von Europa, die gerochen werden muß. Hier bedarf es einer heiligen Allianz. Man muß die Barbaren unterjochen und an den Küsten von Afrika Kolonien anlegen; dieß ist von allen Eroberungen die einzige, welche die Religion, die Moral und die Politik billigen, ja selbst befehlen können."

Bey einer solchen Stimmung der Nation, ohne Unterschied der Partheyen, wurden von London aus alsbald Befehle erlassen, eine neue Flotte auszurüsten, und Lord Exmouth abermals zum obersten Befehlshaber derselben ernannt. Diese Ausrüstung erfolgte mit der in solchen Fällen den Engländern eigenen Thätigkeit und Schnelligkeit. Alle nöthigen Bedürfnisse wurden eilends herbeygeschafft, Bombardier-Galliotten, Brander ausgerüstet, Artillerie und Congrevische Racketen eingeschifft, und überhaupt alle Vorkehrungen getroffen, die zu einem günstigen Erfolge entweder nöthig waren, oder dazu mitwirken konnten. — Alles dieß geschah öffentlich mit deutlicher Angebung des Zweckes, ohne daß die Expedition je den Charakter einer geheimen gehabt hätte.

In einigen Wochen war bereits die ganze neu ausgerüstete Flotte segelfertig, und am 24sten Jul. 1816., gerade einen Monat nach der Ankunft des Admirals aus dem Mittelmeere, gieng er von Portsmouth mit derselben wieder dahin unter Segel. In Plymouth stießen noch einige Kriegsschiffe zu ihm, wozu noch im mittelländischen Meere einige Schiffe unter dem Vice-Admiral Penrose kommen sollten.

Nach einer durch widrige Winde sehr verzögerter Fahrt kam die englische Flotte am 10ten August in Gibraltar an. Hier erwartete sie der niederländische Vice-Admiral van der Capellen mit sechs starken Fregatten. Er kreuzte seit einiger Zeit bereits im Mittelmeere, weil die Seeräuber seit der Abreißung der Niederlande von Frankreich auf die niederländischen Kauffahrer Jagd machten.

Die Algierer hatten indeß von allen Seiten her Nachrichten von der Bestimmung der englischen Expedition erhalten, und die Regierung säumte nicht die Festungswerke und Batterien in den bestmöglichsten Vertheidigungsstand setzen, und ihre besten Truppen herbeykommen zu lassen. Es wurden sogar viele neue Schanzen und Batterien errichtet und mit schwerem Geschütze besetzt, so daß es die erfahrensten Männer in Algier für unmöglich hielten, daß eine Flotte ohne Landungs-Truppen (wie denn auch die englische Flotte deren keine hatte) der Stadt etwas anhaben könne. Und wirklich konnte es nur eine englische Flotte, mit den erfahrensten und zugleich tapfersten Offizieren und Seeleuten bemannt, und mit den genauesten Kenntnissen der Küste und der anzugreifenden Werke versehen, es wagen, einen Platz, wie Algier itzt war, von der See her in der Nähe anzugreifen.

Der englische Admiral hatte nach seiner Ankunft in Gibraltar einen Schnellsegler vorausgeschickt, um den englischen Konsul in Algier und seine Familie in Sicherheit zu bringen, aber der Dey wollte weder seine Abreise gestatten, noch die Sicherheit seiner Person verbürgen; nur seine Familie konnte

heimlich auf das englische Schiff entkommen, und er selbst wurde nebst mehrern englischen Matrosen von 2 Schiffsböten verhaftet, und in das Sklaven-Gefängniß gebracht.

Am 14ten August gieng die englische und die mit ihr vereinigte niederländische Flotte, beyde unter dem Oberbefehl des Lord Exmouth, von Gibraltar wieder unter Segel. Sie konnte bey günstigem Winde in drey Tagen nach Algier kommen, aber widrige Winde und Windstille verspäteten die Ankunft bis auf den 27sten August. Diese Verspätung war den Algierern höchst günstig gewesen, denn sie hatten dadurch Zeit gewonnen, ihre Festungs-Anstalten so zu vervollkommnen und zu erweitern, daß sie nicht nur gewiß waren, der englischen Flotte einen recht warmen Empfang zu bereiten, sondern daß sie zu hoffen berechtiget waren, damit jeden Angriff einer Flotte kräftig zurückweisen zu können. Ueber 300 Kanonen waren, mit allem versehen, in den Hafen-Batterien, auf den Wällen und in den Forts; den Hafen deckten noch überdieß 36—40 Kanonen-Schaluppen, und die ganze vor Anker liegende Korsaren-Marine. 16,000 Mann Türken waren als Besatzung in Algier selbst, und 40—50,000 Mauren, Araber und Kabylen standen vor den Thoren in einem Lager zum Schutze der Stadt.

Dieß war die Lage der Dinge, als der englische Admiral mit seiner Flotte von 32 Segeln, worunter 6 Linienschiffe, 6 englische und 6 niederländische Fregatten*), und das übrige aus Korvetten, Briggs,

*) Die Flotte bestand aus folgenden Schiffen: Queen-Charlotte, 110 Kanonen; Impregnable, 98; Superb, 74;

Bombardier-Galliotten, Kanonenbööten und Brandern bestand, am 27sten August gegen Mittag sich der Rheede von Algier näherte. Der von Maltha her mit einer Abtheilung Kriegsschiffe erwartete Contre-Admiral Penrose war noch nicht eingetroffen.

Unmöglich können wir unsern Lesern den nun statt gehabten Angriff auf den Hafen und die Stadt Algier, und die weitern Ereignisse schöner und besser beschreiben, als wenn wir ihnen hier den offiziellen Bericht des Admirals an die Admiralität in London geben. Nachher werden wir noch Einiges zur Vervollständigung desselben aus öffentlichen und Privat-Nachrichten nachtragen.

An Bord der Königin Charlotte, in der Bay von Algier, den 28. Aug. 1816.

„Unter allen den mannigfaltigen Begebenheiten eines Lebens, das ich ganz dem Dienste meines Vaterlandes gewidmet habe, machte keine auf mich einen solchen Eindruck von Freude und Dankbarkeit, wie die gestrige. Das Bewußtseyn, in den Händen der Vorsehung eins der demüthigen Werkzeuge gewesen zu seyn, deren sie sich bediente, um eine grausame Regierung zur Vernunft zurückzuführen, und das schreckliche System der Christensklaverey für immer zu vernichten, muß eine unversiegbare Quelle von freudigen Gefühlen für Jeden seyn, der so glücklich war, an diesem Werke Theil zu

Minden, 74; Albion, 74; Leander, 50; Severn, 40; Glasgow, 40; Granicus, 36; Hebrus, 36; Thames, 32; Dover, 32; Tattler, 18; Heron, 18; Mutine, 18; Prometheus, 18; Cordelia, 10; Britomart, 10; Jasper, 10; Expreß, 8; den Bombardier-Booten: Beelzebub, Fury, Hekla, Infernal; — Melampus, 44; Frederika, 44; Dageraad, 32; Diana, 44; Amstel, 44; Eendragt, 18. Die 6 letztern Schiffe bildeten die niederländische Eskadre unter dem Vice-Admiral Van der Capellen.

Wir hörten allmählig zu feuern auf, um das Pulver zu sparen, und den wenigen Schüssen zu antworten, die noch von Zeit zu Zeit auf uns geschahen. Ein Fort in der höchsten Gegend der Stadt, das unsre Kugeln nicht erreichen konnten, hörte während des ganzen Angriffs nicht auf, unsre Schiffe mit Kugeln und Bomben zu belästigen. Vorsicht flößte mir nun den Wunsch ein, der Landwind, der jede Nacht in der Bay bläst, möge sich erheben; meine Erwartung ward nicht getäuscht. Nun boten wir alle Arme auf, die Schiffe zu bugsiren, und mit Hülfe des Landwindes gelang es uns, um 2 Uhr Morgens außer dem Schuß der Kanonen Anker zu werfen, nachdem wir 12 Stunden ununterbrochen gearbeitet hatten. Die kleinen Fahrzeuge mit Mörsern und Congreve'schen Raketen hatten an dem Ruhm des Tages so viel Theil genommen, als es ihnen möglich war. Sie thaten sehr gute Dienste; denn sie waren es, welche alle im Hafen liegende Kriegsschiffe anzündeten, nur die oben erwähnte Fregatte ausgenommen. Die Flammen verbreiteten sich schnell über das ganze Zeughaus, die Magazine und die Flottille, welches ein fürchterlich großes Schauspiel gewährte." (Hier folgt das Lob der Offiziere, der Matrosen und Soldaten, und namentlich des Niederländischen Vice-Admirals van der Capellen; dann die Nachricht, daß Contre-Admiral Milne diese Depesche, nebst den weitern nöthigen Beylagen, überbringe, und weitere Kunde über alles, was etwa vergessen sey, geben könne. Dann heißt es:) „Durch Nachrichten vom Ufer erfahre ich, daß der Feind an Todten und Verwundeten zwischen 6 und 7000 Mann gehabt hat. Die Hafen-Magazine und das Arsenal mit allem Bauholz und den verschiedenen Marine-Erfordernissen sind großentheils verbrannt, so wie eine große Menge von Wägen, Laffetten, Fässern" rc.

Exmouth.

Nach einer Beylage zu diesem Bericht wurden den Algierern verbrannt: 4 große Fregatten von 44 Kanonen; 5 große Korvetten von 24 — 30 Kanonen; 30 Kanonen-Boote und Bombardier-Galliotten (es entgiengen dem Brande im Hafen nur 7 Kanonen-Boote, und außer

diesen eine Korvette von 22 Kanonen und eine Halb-Galeere) und mehrere Handelsschiffe.

Als sich der Admiral nach dem Treffen auf der Rheede von Algier ausser dem Bereiche der Kanonen vor Anker gelegt hatte, schickte er am Morgen des 28sten Augusts folgendes Schreiben an den Dey von Algier:

„Sir! Die Flotte unter meinen Befehlen hat Sie gestern für die zu Bona an vertheidigungslosen Christen verübten Abscheulichkeiten, und für Ihre unziemliche Nichtachtung der Forderungen, die ich Ihnen aus Auftrag des Prinzen Regenten vorlegte, durch die gänzliche Zerstörung Ihrer Seemacht, Ihrer Magazine und Zeughäuser, so wie der Hälfte Ihrer Batterien, ausgezeichnet gezüchtiget. Da England nicht Krieg führt, um Städte zu zerstören, so will ich Ihre persönlichen Grausamkeiten nicht an den unschuldigen Einwohnern dieses Landes rächen, und biete Ihnen demnach die nehmlichen Friedens-Bedingungen an, die ich Ihnen gestern im Namen meines Souverains vorlegte. Nehmen Sie diese nicht an, so ist für Sie kein Friede mit England möglich. Nehmen Sie mein Erbieten an, wie Sie müssen: so lassen Sie drey Kanonenschüsse thun; höre ich dieses Zeichen nicht, so werde ich es als eine Weigerung von Ihrer Seite betrachten, und meine Operationen wieder anfangen, sobald es mir gut däucht. Ich biete Ihnen aber diese Bedingungen nur unter der Voraussetzung an, daß weder der englische Konsul, noch die so schändlich von den Böten eines englischen Kriegsschiffs geraubten Offiziere und Matrosen, so wie die in Ihren Händen befindlichen christlichen Sklaven eine grausame Behandlung erduldet haben, und ich wiederhole meine Forderung, daß der Konsul, die Offiziere und Matrosen mir in Gemäßheit der alten Traktate zurückgeschickt werden.“

Exmouth.

Drey Stunden nach Abgang dieses Schreibens erfolgten zur großen Freude der ebenfalls von den feindlichen Batterien hart mitgenommenen Flotte

die drey Kanonenschüsse zum Zeichen, daß die vorläufigen Bedingungen *) angenommen seyen. Abgeordnete von beyden Seiten kamen nun in Algier zusammen, und schon am 29sten war man über alle Punkte einig, so wie sie nachstehender am Bord der Königin Charlotte vom 30sten August 1816. erlassene **Tagsbefehl** im wesentlichen enthält:

„Der Ober-Befehlshaber macht sich ein Vergnügen daraus, der Flotte anzukündigen, daß ihre muthvollen Anstrengungen die Unterzeichnung des von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Regenten von England vorgeschriebenen Friedens bewirkt haben, und daß derselbe durch 21 Kanonenschüsse verkündigt werden soll. Die Bedingungen desselben sind: 1) Abschaffung der Sklaverey der Christen für ewige Zeiten. 2) Auslieferung an die Englische Flagge aller Sklaven, die sich in den Ländern des Dey's befinden, welchem Volke sie auch angehören mögen. 3) Auslieferung an die Englische Flotte aller Geldsummen, welche die Algierer für Lösegeld der Sklaven seit Anfang des Jahrs erhalten. 4) Vollständige Entschädigung des Englischen Konsuls für allen durch

*) Diese vorläufigen Bedingungen, welche dem Dey von Algier noch vor dem Treffen zur Annahme vorgelegt wurden, die er aber übermüthig verwarf, waren folgende:

1) Augenblickliche Freylassung aller Christen-Sklaven ohne ein Lösegeld.
2) Zurückzahlung aller bereits als Lösegeld für Sardinische und Neapolitanische Sklaven erhaltenen Gelder.
3) Feyerliche Erklärung des Dey, daß er sich gleich den Regierungen von Tunis und Tripoli verpflichte, die Menschen-Rechte zu ehren, und in Zukunft alle Kriegsgefangenen nach der bey den Europäischen Völkern eingeführten Art und Weise zu behandeln.
4) Frieden mit dem Königreich der Niederlande auf ebendieselben Bedingungen wie mit England.

seine Verhaftung erlittenen Verlust. 6) Der Dey von Algier hat öffentlich Genugthuung, in Gegenwart seiner Offiziere und Minister, dem Englischen Konsul geleistet, und ihn um Vergebung gebeten in den Ausdrücken, welche der Kapitän der Königin Charlotte ihm vorsagte. Der Ober-Befehlshaber ergreift diese Gelegenheit, um seine Danksagungen den Admiralen, Kapitänen, Offizieren, Matrosen 2c. für ihre edle Mitwirkung während des Treffens abzustatten, und er befiehlt, daß nächsten Sonntag dem Allerhöchsten ein Dankopfer dargebracht werde für seine mächtige Dazwischenkunft in dem Treffen, das am 27sten zwischen der Flotte Sr. Majestät und den blutdürstigen Feinden des Menschengeschlechts geliefert worden ist."

Mit dem Frieden für Großbritannien *) wurde zugleich der Friede für das Königreich der Niederlande auf gleiche Bedingungen abgeschlossen, und beyde am 2ten September unterzeichnet. Zu dieser Zeit waren alle Christen-Sklaven (1083) sowohl

*) Folgendes ist der wörtliche Inhalt des in einem besonders ausgefertigten Instrument enthaltenen Artikels wegen Abschaffung der Christen-Sklaverey:

„Erklärung Sr. Hoheit Omar Pascha's, Dey's und Gouverneurs der Kriegsstadt und des Königreichs Algier, verabredet und geschlossen mit dem sehr ehrenwerthen Edward Baron Exmouth 2c. In Betracht des lebhaften Interesse's, welches Se. Königl. Hoheit der Prinz Regent von England für das Aufhören der Christen-Sklaverey an den Tag gelegt hat, erklärt Se. Hoheit der Dey von Algier, zum Beweise seines aufrichtigen Wunsches, seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Großbritannien unverletzt zu erhalten, und seiner hohen Achtung für die europäischen Mächte, daß im Falle künftiger Kriege mit irgend einer europäischen Macht die Gefangenen nicht mehr in Sklaverey geworfen, sondern mit aller möglichen Menschlichkeit als Kriegsgefangene behandelt werden sollen, bis sie nach der in solchen Fällen in Europa übli-

nehmen. Durchdrungen von diesen Gesinnungen bitte ich um Erlaubniß, Ihren Herrlichkeiten meine aufrichtigen Glückwünsche zu dem vollständigen Siege, welcher gestern, am 27sten, die heldenmüthigen Anstrengungen der königlichen Flotte bey'm Angriff der Stadt Algier krönte, und zu dessen glücklichem Resultate, dem heute unterzeichneten Frieden, darzubringen. So wurde dieser gerechte Krieg, der nur zwey Tage dauerte, durch den glänzendsten Sieg, und durch Erneurung des Friedens für England und dessen Bundesgenossen, den König der Niederlande, auf Grundlagen beendigt, welche die Regierung Sr. Majestät in ihrer Weisheit vorschrieb, und durch den Nachdruck ihrer Maaßregeln erzwang. Ich bin auch den Ministern Sr. Maj. für die Ehre, die sie mir erwiesen, und das Zutrauen, das sie in mich gesetzt, den größten Dank schuldig. Sie stellten mit bewundernswerther Schnelligkeit alle Hülfsmittel zu meiner Verfügung, die ich verlangen konnte. Noch waren nicht hundert Tage verflossen, seit ich Algier verließ, ohne die zu Bona vorgegangenen Abscheulichkeiten zu wissen, oder auch nur zu ahnen. In diesem Zeitraume wurde meine Flotte entwaffnet, eine andre ausgerüstet, bemannt, und obgleich durch widrige Winde verspätet, Rache genommen für die unserm Volke angethane Schmach. Wollte Gott, ich dürfte bey diesem glücklichen Erfolge den Verlust so vieler braven Leute und ausgezeichneter Offiziere nicht bedauern, die als Opfer des edelsten Heldenmuthes gefallen sind."

„Ich habe Ihre Herrlichkeiten schon durch die Sloop Jasper von meinen Bewegungen bis zum 14. August benachrichtigt. An diesem Tage segelte ich von Gibraltar ab, nachdem ich daselbst leider 4 Tage lang durch widrige Winde aufgehalten worden war. Die Flotte, der in keiner Hinsicht etwas fehlte, hatte sich zu Gibraltar mit 5 Kanonier-Schaluppen verstärkt, war vom besten Geiste beseelt, und hoffte in drey Tagen vor Algier zu seyn. Allein die Winde waren uns wieder entgegen. Ich wünschte um so mehr zu eilen, als ich am Tage meiner Abreise von Gibraltar vernommen hatte, daß der Feind ein beträchtliches Heer zusammenziehe, und die Festungswerke zu beyden Seiten der Stadt und an der Spitze des Molo verstärke. Ich besorgte, dem Dey

möchte meine Absicht, gegen diesen Punkt den vorzüglichsten Angriff zu machen, auf den nehmlichen Wegen entdeckt worden seyn, durch welche er die Expedition erfahren hatte. Diese Nachricht wurde mir in der folgenden Nacht durch den Prometheus bestätigt, den ich nach Algier geschickt hatte, um den Konsul zurückzuführen. Kapitän Dashwood rettete mit vieler Mühe dessen Frau und Tochter, die sich als Unteroffiziere verkleidet hatten; er ließ ein Boot zurück, um das kleine Kind in Empfang zu nehmen, das in einen Korb gelegt, und vom Wundarzt begleitet, nachkam. Allein zum Unglücke begann das Kind, als man bey'm Thore anlangte, zu schreyen; nun wurde der Zug angehalten, und der Wundarzt, drey Midshipmen, zusammen achtzehn Personen, in die gewöhnlichen Sklaven-Behälter abgeführt. Den folgenden Morgen schickte der Dey das Kind auf's Schiff; da dieses der einzige Beweis seiner Menschlichkeit ist, so durfte ich ihn nicht verschweigen."

„Kapitän Dashwood benachrichtigte mich, über 40,000 Mann wären aus dem Innern gezogen, und alle Janitscharen aus ihren Besatzungen einberufen worden; sie arbeiteten rastlos an den Batterien, auf den Kanonier-Schaluppen, kurz überall, wo die Vertheidigung nach der Seeseite hin es erheischte. Der Dey erklärte dem Kapitän Dashwood: er wisse sehr wohl, daß die Rüstung gegen Algier bestimmt wäre; nun frage er ihn, ob dieß wahr sey? Der Kapitän antwortete: er wisse davon nicht mehr als der Dey, und beyde hätten ihre Nachrichten vermuthlich aus der nehmlichen Quelle, aus den Zeitungen. Alle Schiffe lagen im Hafen, so wie 40 — 50 kleinere Fahrzeuge mit Kanonen und Mörsern bewaffnet; mehrere waren noch in Ausrüstung. Der Dey hatte den Konsul in enge Verwahrung bringen lassen; er weigerte sich, dessen Leben zu verbürgen, oder auch nur ein Wort zu Gunsten der Offiziere und Matrosen anzuhören, die auf den Schaluppen des Prometheus waren gefangen worden."

„Bis zum 26sten hinderten Windstille und widrige Winde, uns Algier zu nähern; aber am folgenden Morgen war die Flotte im Gesichte der Stadt, doch nicht so nahe, als ich wünschte. Ich schickte eine Schaluppe unter dem Schutze des Severn mit Waffenstill-

stands-Flagge ab, um dem Dey die Forderungen zu hinterbringen, die ich im Namen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Regenten zu machen hatte. Der damit beauftragte Offizier war angewiesen, 2—3 Stunden auf Antwort zu warten, und dann zurückzukommen. Bey'm Molo begegnete er dem Hafen-Kommandanten, dem er sagte, er müsse Antwort in einer Stunde haben. Das sey unmöglich, erwiederte der Kommandant. Nun erklärte der Offizier, er wolle 2 oder 3 Stunden warten. Zwey genügen, versetzte der Kommandant. Unterdessen begünstigte ein frischer Seewind die Einfahrt der Flotte in die Bay. Man setzte die Böte und die Flottille in Bereitschaft zum Gefecht. Um 2 Uhr erblickte ich den Offizier, der zurückkam, und mir durch ein Signal andeutete, daß er 3 Stunden vergeblich auf Antwort gewartet habe. Sogleich fragte ich durch ein Signal, ob alle Schiffe schlachtfertig wären? Und als ich bejahende Antwort erhielt, segelte die Königin Charlotte vorwärts, alle andern Schiffe folgten ihr, jedes auf den ihm angewiesenen Posten. Das Admiralschiff warf an der Spitze des Molo, in einer Entfernung von 50 Yards (25 Klaftern), Anker. Noch war kein Schuß gefallen, und ich fing an zu glauben, der Feind werde doch noch die geforderten Bedingungen annehmen. Tiefes Schweigen herrschte. Jetzt fiel vom Molo ein Schuß, und zwey andre auf die Schiffe, die uns von Norden her folgten. Die Königin Charlotte antwortete augenblicklich. So begann das lebhafteste, wohlgerichtetste Feuer, das man je in einem Gefechte sah; es dauerte von 2¾ bis 9 Uhr mit derselben Stärke, ließ dann etwas nach, und hörte erst nach 11½ Uhr von beyden Seiten auf. Die Schiffe, die mir folgten, nahmen ihre Stellungen mit einer Schnelle und Genauigkeit, die meine Erwartungen übertrafen. Nie wurde Englands Flagge mit mehr Ruhm und Eifer vertheidigt. Ich konnte durchaus nichts von dem sehen, was außer meinen nächsten Umgebungen vorging; aber mein volles Zutrauen in meine tapfern Offiziere wurde vollkommen gerechtfertigt; ich ersah ihre Ankunft auf ihren Posten aus den Wirkungen, die ihr Feuer an den feindlichen Mauern und Batterien hervorbrachte. Zugleich gewahrte ich mit Vergnügen, wie der Viceadmiral van der Capellen

die ihm angewiesene Stellung einnahm, und die Flanken-Batterien beschoß, gegen die er uns zu decken sich erboten hatte, weil es an Platz fehlte, ihn gerade vor dem Molo aufzustellen. Gegen Sonnen-Untergang schickte Admiral Milne zu mir, und benachrichtigte mich von dem großen Verluste, den der Impregnable leide, indem er schon 150 Todte und Verwundete habe. Er verlangte eine Fregatte, um das Feuer, unter dem er sich befand, etwas abzuleiten. Ich sandte den Glasgow, der neben mir lag; aber das Schießen hatte den Wind fallen gemacht; er konnte bloß in einer bessern Stellung Anker werfen. Ich hatte durch den Ingenieur-Kapitän Read dem Brander, unter Lieutenant Flemming, den Befehl zugeschickt, sich an den Molo zu legen; allein da der Contre-Admiral glaubte, er würde von mehr Wirkung seyn, wenn er unter der Batterie, die ihm gegenüber lag, aufspränge, so wurden demgemäß neue Befehle gegeben und vollzogen. Ich benachrichtigte den Contre-Admiral, daß ich bereits mehrere Algierische Schiffe in Flammen, und die ganze Flotte des Feindes ihrer Zerstörung nahe sähe, und da ich dadurch den wichtigsten Theil meiner Instruktionen erfüllt glaubte, so wolle ich meine Schiffe zurückziehen, und wünschte, daß er baldmöglichst ein Gleiches mit seiner Abtheilung thue. Es gab fürchterliche Augenblicke während der Schlacht, die ich nicht beschreiben kann; sie waren die Wirkung von Schiffen, die uns so nahe brannten. Ich hatte lange Zeit dem Anbringen meiner Umgebungen widerstanden, welche die nächste, nur 50 Klafter von uns entfernte Fregatte entern wollten. Endlich gab ich den Bitten des Majors Gosset nach, der mit seinem Mineurkorps einen Angriff machen, und den Lieutenant Richards auf der großen Schiffsschaluppe begleiten wollte. Die Fregatte war sogleich bestiegen, und in 10 Minuten in Brand. Ein junger feuriger Midshipman vom Raketen-Schiffe Nro. 8. folgte trotz des Verbotes der Schaluppe, um ihren Angriff zu unterstützen. Er wurde tödtlich verwundet, sein Bruder, ein Offizier, getödtet, mit ihm 9 Mann. Die große Schaluppe, die schneller ruderte, verlor nur 2 Mann. Die feindlichen Batterien, die meine Abtheilung umgaben, stellten ihr Feuer um 10 Uhr ein, indem sie ganz zerstört waren.

aus der Stadt Algier als ihren Umgebungen bereits auf der englischen Flotte eingeschifft, so wie 357,000 Dollar's für Neapel, und 25,500 für Sardinien.

Der Contre-Admiral Penrose traf erst am Tage nach dem Treffen mit seinen Schiffen bey der Flotte ein, was Lord Exmouth um so mehr bedauerte, da er in jeder Hinsicht die nützlichsten Dienste hätte leisten können. Am 3ten September 1816, segelte der Admiral von Algier ab, und kam mit seiner Flotte zu Anfang Oktobers in England an, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde.

Diesen öffentlichen Nachrichten fügen wir nach unserm Versprechen noch folgende, besonders aus Privat-Berichten genommene, Umstände bey: Lord Exmouth, mit allen nöthigen Hülfsmitteln, z. B. genauen Zeichnungen aller Festungswerke und Batterien 2c. versehen, hatte den Angriffs-Plan zu seiner so schwierigen Unternehmung schon vor seiner Abfahrt in London gemacht, und ihn dann später seinen vornehmsten Offizieren mitgetheilt, daher wurde er unmittelbar nach seiner Ankunft vor Algier mit einer Schnelligkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Stille ausgeführt, die man nicht genug bewundern kann.

Die Algierer hatten, wie der Erfolg zeigte, es für durchaus unmöglich gehalten, daß Kriegsschiffe es wagen könnten, sich in der Nähe eines Flintenschusses dem Feuer der mit schwerem Geschütz be-

chen Sitte regelmäßig ausgewechselt werden; und daß sie nach Beendigung der Feindseligkeiten ihren resp. Ländern ohne Lösegeld zurückgegeben werden sollen. Es wird demnach hier förmlich und auf immer der Gewohnheit entsagt, die christlichen Kriegsgefangenen zur Sklaverey zu verdammen. Doppelt ausgefertigt in der Kriegsstadt Algier, in Gegenwart des allmächtigen Gottes, den 28. Aug. im Jahre Christi 1816.; im Jahre der Hegira 1231, den 6ten Tag des Mondes Shawal."

setzten Batterien, Schanzen und Forts der Stadt und des Hafens auszusetzen, gerade aber nur dieses Manövre ließ einen schnellen und entscheidenden Erfolg hoffen, und bestimmte auch wirklich den englischen Admiral, es auszuführen.

Als daher die algierischen Befehlshaber im Hafen und in den Batterien um Mittag die englischen Schiffe mit aufgespannten Segeln schnell herankommen sahen, wußten sie nicht, was das bedeute. Sie glaubten, man sey noch in Unterhandlungen; denn noch hatten sie keinen Befehl, zu feuern, erhalten; und bis dieser wirklich vom Dey ankam, hatte das engl. Admiralschiff bereits dicht vor dem Eingange des Hafens an dem Hafendamme (Molo) geankert, und die ihm folgenden Schiffe waren ebenfalls in die Nähe der ihnen zum Angriffe angewiesenen Stellen den Batterien gegenüber gekommen. *) Das Admiralschiff war dem Hafen so nahe vor Anker gegangen, daß seine Segelstangen die Mauern be-

*) Als über den Fehler, die Englische Flotte so nahe heran kommen zu lassen, ohne zu feuern, in Algier nach dem Ende des Treffens ein großes Geschrey entstanden war, so wurde der sogenannte Marine-Minister, dem die spezielle Vertheidigung des Hafens und Molo oblag, auf Befehl des Dey hingerichtet. Uebrigens zweifeln wir sehr, ob nach der Meynung Vieler durch früheres Feuern der Batterien das Resultat anders gewesen, und die Englischen Schiffe dadurch wirklich verhindert worden wären, die ihnen im Voraus angewiesenen Stellungen einzunehmen. Wir dürfen vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Lord Exmouth bey Entwerfung seines Planes auch an früheres Feuern der Batterien gedacht, und für diesen Fall seine Vorkehrungen getroffen habe, obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch hier wie überall unvorhergesehene Zufälle hätten eintreten, und ein oder das andere Linienschiff so hätte beschädigt werden können, daß auf seine Mitwirkung bey'm Treffen wenig oder gar nicht mehr zu rechnen gewesen wäre.

rührten. Eine Menge Menschen hatten sich aus Neugierde auf dem Molo dem Schiffe genähert, und der Admiral winkte ihnen mit dem Hute, indem er auf seine Kanonen deutete, daß sie weggehen sollten. Trotz dem streckte die erste Lage des Schiffes noch viele derselben, die sich nicht entfernt hatten, zu Boden.

Ungeachtet sich die Muselmänner mit dem ihnen eigenen Muthe und Todesverachtung vertheidigten, so war doch bey dem schrecklichen und vortrefflich gerichteten Feuer der englischen Linienschiffe die Zerstörung und Verwirrung in den ihnen gegenüber liegenden Batterien bald ungeheuer, und gerade die Menge von Menschen, die zur Bedienung und Vertheidigung sich darin und in der Nähe befanden, vermehrte auf eine fürchterliche Art den Verlust der Algierer. Das dickste Mauerwerk stürzte zusammen, vor Rauch und Dampf wußten die Kanoniere nicht mehr was sie thaten und was sie thun sollten. Zwar war der Dey überall selbst gegenwärtig, wo das Gefecht am härtesten war, und ermunterte die Seinigen zur Ausdauer in diesem schweren Kampfe, aber als endlich die algierischen Kriegsschiffe Abends gegen 8 Uhr durch Waghälse von mehrern Seiten her angezündet wurden, als auf der einen Seite gleichsam der ganze Hafen in Flammen stand, und auf der andern eine Menge von Bomben in der Stadt selbst Verheerung anrichtete, so war die Verwirrung und der Schrecken bey den Algierern gränzenlos, furchtbar schön im höchsten Grade aber die Scene der brennenden Schiffe, und hiedurch der Erfolg der Unterhandlung bereits völlig entschieden. Wäre ein großer Theil der Stadt verbrannt, so hätte dieß schwerlich einen solchen Eindruck auf die Algierer gemacht, als der Anblick ihrer brennenden Raub-Schiffe. Aber auch den Angreifenden drohte durch die brennenden sich in der Nähe herumtreibenden Schiffe Verderben, eine Zeitlang schien es, als sey das englische Admiralschiff nicht mehr zu retten, bis es endlich durch die Geschicklichkeit und Kalt-

blütigkeit seiner Offiziere und Mannschaft sicher gestellt wurde. — Ueberhaupt war der Verlust auf den beyden englischen Dreydeckern Königin Charlotte und Impregnable, das letztere von dem zweyten Befehlshaber der Flotte, Contre-Admiral Milne, befehligt, ausserordentlich groß; beyde zählten an Todten und Verwundeten über 400, die ganze Flotte über 1000, wovon nicht einmal 100 auf die niederländischen Schiffe kamen. Lord Exmouth hatte selbst an der Wange und am Bein leichte Verwundungen erhalten. Ueberhaupt war nie in irgend einem größern Seetreffen nach angestellten Vergleichungen der Menschen-Verlust der Engländer verhältnißmäßig so groß, als bey diesem Angriffe auf Algier. Aber sie hatten auch das Unmöglich-Scheinende unternommen, und mit einem Muthe ausgeführt, der nicht übertroffen werden kann.

Bey diesen Umständen und bey dem Zustand der Dinge in Algier, die der Admiral nicht genau wissen konnte, darf man sich nicht verwundern, daß der Dey von Algier *) die ihm vorgelegten harten Bedingungen ohne Widerrede angenommen, und sie, was vorerst die Auslieferung der Christen-Sklaven und die Rückzahlung der Gelder für Neapel und Sardinien betraf, wirklich erfüllt hat. Er mußte sich glücklich schätzen, daß man nicht mehr von ihm verlangte, und England nicht die Kosten der Ausrüstung der Flotte und besondere Garantieen forderte.

Hat übrigens gleich diese Expedition nicht alle erwarteten Resultate gehabt, und der Seeräuberey der Barbaresken noch kein Ende gemacht (was nur durch eine große Land-Armee bewerkstelligt werden kann), so gereicht sie doch nichts desto weniger zum Nutzen und Ehre von ganz Europa, und bleibt ein ewiges Denkmal des Ruhms und der Größe der brittischen Marine.

*) Dieser Dey (Omar-Pascha) ist bekanntlich in einem Aufstande der türkischen Miliz (3ten Sept. 1817.) ermordet worden, und ein anderer an seine Stelle gekommen. Welche politischen Resultate diese Revolution, besonders auch in Absicht der Seeräuberey und der Verhältnisse Algiers mit den europ. Staaten liefert, muß die Zeit lehren.

Einige Nachrichten von der Gesellschaft gegen die Seeräuber (Institution Anti-Pirate) zu Paris.

Als sich gegen das Ende des J. 1814. in Wien der Kongreß versammelte, richtete ganz Europa sehnsuchtsvoll seine Blicke nach ihm. Man erwartete von seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe nicht nur die Herstellung eines rechtlichen Zustandes in den politischen Verhältnissen der europäischen Völker überhaupt, sondern noch insbesondere eine Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in Europa, Abschaffung so vieler nach und nach in denselben übergegangenen Mißbräuche, und Hülfe gegen alle politischen und moralischen Gebrechen der Staaten. Man erwartete mehr, als der Kongreß seiner Natur geben und leisten konnte, und er hätte viele Jahre versammelt bleiben müssen, wenn die vor ihn gebrachten Angelegenheiten auch nur zum Theil hätten gründlich untersucht und erlediget werden sollen.

Unter den vielen wichtigen Gegenständen, die vor sein Tribunal gebracht wurden, war gewiß keiner der geringsten die Sache der afrikanischen Seeräuber, die zur Schande von Europa ihr schmähliges Gewerbe seit beynahe 200 Jahren treiben, über die unbewaffneten Kauffahrer europäischer Völker herfallen, die Mannschaft derselben zu Sklaven machen, die Schiffe und Waaren für gute Beute erklären, und nur diejenigen christlichen Nationen mit ihren Räubereyen verschonen, die sie fürchten, oder die sich verbindlich gemacht haben, ihnen einen jährlichen Tribut zu bezahlen.

Schon oft und vielmal war von einzelnen christlichen Mächten der Vorschlag zu einer allgemeinen Verbindung gegen diese Räuber-Staaten gemacht worden, aber aus Eifersucht gegen einander und Handels-Neid nie zu Stande gekommen.

Noch im J. 1802., nach dem Frieden von Amiens, hatte Napoleon den Engländern eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen die afrikanischen Seeräuber vor-

geschlagen, die aber dieses Anerbieten, und zwar aus guten Gründen, nicht angenommen hätten.

Itzt trat der berühmte englische Seemann Admiral Sidney Smith, der lange im Orient gewesen und alle Verhältnisse der Raubstaaten genau kannte, in Wien auf, und überreichte dem Kongresse eine ausführliche Denkschrift (Mémoire), worin er die Mittel aus einander setzte, wie dem Unwesen der afrikanischen Seeräuber auf immer ein Ende gemacht werden könne. Er schlug dazu die Aufstellung einer gemeinschaftlichen See- und Land-Macht, von Seiten aller christlichen Mächte nach Verhältniß ihrer Kräfte, und eine große Expedition nach Afrika vor, wobey er das Anerbieten machte, wenn seine Entwürfe ausgeführt werden sollten, und man ihm das Zutrauen schenke, selbst das Kommando der Flotte zu übernehmen.

Unstreitig konnte dieses keinem Würdigern gegeben werden, und der Kongreß hätte etwas wahrhaft Großes und Nützliches gethan, wenn er auf diese Plane eingegangen wäre. Hunderttausende treffliche europ. Krieger hätten gerne freywillig dazu mitgewirkt. Aber die Zeit dazu schien noch nicht gekommen zu seyn; der Kongreß hatte vorerst die politischen Verhältnisse seiner Mitglieder unter sich zu ordnen, und sich mit nothwendigern Dingen zu beschäftigen. Sir Sidney Smiths Vorschläge fanden daher beym Kongresse in Wien nicht die Theilnahme und Unterstützung, die er erwartet hatte, aber dennoch erwarben sie ihm nothwendig die Achtung und Freundschaft vieler angesehenen Menschen-Freunde. Er verließ nach einiger Zeit Wien, als er bemerken konnte, daß er von dem Kongresse nichts für die Beförderung seiner Plane zu erwarten habe, und begab sich nach Paris. Hier wurde er auf eine ausgezeichnete Art aufgenommen, und lernte eine große Anzahl vortrefflicher Männer aus den ersten Klassen der Gesellschaft kennen, die schon die Nachricht von seinen Entwürfen und das Große derselben zu seinen Freunden gemacht hatte.

Eine Motion wegen der Afrikan. Seeräuber, die auch die Französ. Flagge seit Wiederherstellung der

Bourbonen vielfach insultirt hatten, wurde bald darauf von Smiths Freunden in der Pairs-Kammer zu Paris gemacht, und sie fand solche Unterstützung, daß beynahe einmüthig beschlossen wurde: die Sache in nähere Berathung zu nehmen, und sie einem dazu ernannten Ausschusse zur Bericht-Erstattung zu übergeben.

Bald darauf kam Napoleon von der Insel Elba nach Frankreich zurück, und bemächtigte sich aufs Neue für einige Zeit der obersten Gewalt. Seine baldige Vertreibung zog für diese Monarchie solche Zerrüttungen und solche Uebel nach sich, daß man sich nun von Seiten der obern Staats-Behörden nicht mehr mit den Seeräubern beschäftigen, und vor der Hand sogar jeden Gedanken aufgeben mußte, zu ihrer Vernichtung mitzuwirken. Ueberdieß war auch seit der zweyten Wieder-Einsetzung Ludwigs XVIII. eine neue Pairs-Kammer entstanden. Der Gegenstand war indessen so vielseitig besprochen worden, und hatte so viele Freunde in Paris gefunden, daß von diesen beschlossen wurde, nach Englischer Sitte einen Klubb oder eine Gesellschaft unter dem Namen Institution Anti-Pirate zu bilden, deren fortdauerndes Bestreben seyn solle, durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel für die Ausrottung oder mögliche Verminderung der Seeräuberey und der hauptsächlich daraus hervorgegangenen Sklaverey der Europäer in Afrika zu wirken. Der indeß wieder in Paris angekommene Admiral Sidney Smith wurde als der Würdigste zu ihrem Präsidenten gewählt. Außer diesem hat die Gesellschaft noch einen Vice-Präsidenten, Schatzmeister und ihre Secretärs. Sie zählt unter ihren äußerst zahlreichen Mitgliedern *) die würdigsten und angesehensten Männer nicht nur in Frankreich, sondern in allen Theilen von Europa, Fürsten,

*) Der Verf. kennt ihre gegenwärtige Anzahl nicht genau; es mögen ihrer aber wohl einige Tausend seyn. Einige Zeit gehörte es zum guten Tone in Paris, sich als Mitglied der Gesellschaft einschreiben zu lassen.

Minister, Generale, Gesandte. Alle diese Mitglieder entrichten bestimmte Beyträge, welche zu Unterhaltung einer ausgebreiteten Correspondenz, besonders auch nach Afrika, zu Loskaufung einzelner Sklaven (z. B. gefangener Europäer in der Wüste Sahara und im Innern von Afrika, die zum Theil durch Schiffbruch dahin gekommen sind), und zur Bezahlung ihrer Agenten dienen, und sie verfolgen fortdauernd ihren schönen Zweck, so weit sie es als Privat-Gesellschaft vermag, der Seeräuberey und der Sklaverey der Europäer in Afrika ein Ende zu machen.

Die Gesellschaft versammelt sich regelmäßig zu bestimmten Zeiten, wo sie die Berichte ihrer Agenten und Correspondenten anhört, und die nöthigen Beschlüsse faßt. Sie hat schon vieles Gute gethan und manche Thräne getrocknet.

Eine solche Gesellschaft ist wahrhaft wohlthätig zu nennen, und sie verdient auf eine ausgezeichnete Art die Achtung und den Dank aller Menschenfreunde. Denn nicht nur ihr fortdauerndes, obgleich beschränktes Wirken ist an und für sich sehr heilsam, sondern ihr Nutzen ist dadurch noch viel größer geworden, daß sie ein heiliges Feuer unterhalten, und einen Samen ausgestreut hat, der früher oder später reife Früchte bringen muß. Möchte sie recht bald (und wir dürfen es hoffen) die Freude haben, ihr edles Ziel vollkommen erreicht zu sehen!

Schon hat sich die öffentliche Stimme in England aufs Neue laut erklärt, daß das Blut so vieler seiner Braven bey der letzten Beschießung von Algier nicht vergebens geflossen seyn soll; daß die Sklaverey der kriegsgefangenen Europäer, den neuesten Brittischen Verträgen mit den Afrikan. Raubstaaten gemäß, nicht bloß den Worten, sondern der That nach aufhören, und daß England strenge Rechenschaft hierüber fordern müsse.

25

FRANK R

rcellona

uropäische

Türkey

